In der Dirnath.

Von der Verfasserin

von Erlaben Gedichten

BRESLAU,

Verlag von Joh. Urban Kern.

P. V. Sect. 283 [Düringsfeld]

Werke der höhern Belletristik

aus dem Verlage von

J. Urban Kern in Breslau.

Von der Verfasserin des Buches **„In der Heimath,“** sind bei mir erschienen:

Schloß Goczyn.

Aus den Papieren einer Dame von Stande.

1841 Velinp. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Der sehr gü Erfolg, den diese Novelle aus der Feder einer vorneh-
men, geistrei Dame in so kurzer Zeit erlebte, rechtfertigte die Erwar-
tungen, die wir dem Erscheinen derselben aussprachen. Durch ihre treffliche
Durchführung ist neben den allbekannten **Godwie-Castle, St. Roche,**
den Novellen der Gräfin **Hahn-Hahn, Sternbergs ꝛc.** ein rühmlicher
Platz gesichert. — Die geachtetsten kritischen Stimmen haben sich fast übereinstimmend hierüber ausgesprochen; wir erlauben uns, einige hier im Auszuge anzuführen:

Herr Dr. Kühne äußert in der Zeitung f. d. eleg. Welt darüber unter Anderem: „In dem, was das feinere Publikum jetzt producirt, liegt der ganze äußere wie innere Reichthum eines von Schmerz und Genuß reich durchaderten Lebens. Der Memoirenroman der höheren Stände erscheint uns eben um deshalb so wichtig, weil er auf Erlebnissen beruht, Wirklichkeit, feingefühlte, oft sogar tief empfundene, giebt ꝛc.“

Die Breslauer Zeitung Nr. 60, 1841: „Des Vergnügens uns erinnernd, „das die Lectüre der längere Zeit dem Namen nach unbekannt gebliebenen Verfasse„rin von Godwie-Castle, St. Roche uns gewährt hat, nahmen wir mit um so „gespannterem Interesse Schloß Goczyn zur Hand, und unsere Erwartung ward „nicht getäuscht.“ — „Das ist nicht die unreife Sucht nach literarischen Lorbeerkrän„zen, sondern diese Novelle ist geschaffen aus dem Drange innerer Fülle, und mit der „Macht, Ideen in Gestalten zu verwandeln. Sie ist auch nicht eine Novelle der „Kritik und der Negation, die an den Formen des Lebens herumtastet und sie dialek„tisch beseitigt, sondern hier ist Positives, hier ist Poesie des Lebens; denn der Reich„thum sucht nicht lange, bis er eine spärliche Gabe findet, sondern er gibt aus voller „Hand, und die Kraft redet nicht viel, sondern sie handelt.“ — „In der vorliegenden „Novelle ist nichts zu überschlagen, gar nichts; denn die Begebenheit schreitet ernst „und festgeschlossen vor, wie ein Phalanx, und läßt keine Lücke offen ꝛc.“ —

Eben so günstig äußern sich Ernst von Brunnow in der Abendzeitung vom 14. April 1841, Wolfgang Menzel in Nr. 88 des Literaturbl. z. Morgenbl. 1841 (: „Ein sehr gut geschriebener Roman, sehr gewählt und fein im Ausdruck, wirklich von vornehmer Grazie“ ꝛc.), August Kahlert im Schles. Literaturbl. April 1841; ferner Gersdorf's Repertor. (Bd. 28, Heft 5.), die schles. Zeitung, Komet Nr. 21, Pilot Nr. 22, Rosen Nr. 20., das Foreign quarterly Review etc.

Ferner ist von derselben Verfasserin bei mir erschienen:

Skizzen aus der vornehmen Welt.

Erster Band: **Marie.** Novelle.

Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn.“

1842. 20½ Bogen. 8. Velinp. Eleg. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Auch über dieses Buch liegen die glänzendsten Recensionen vor; ich verweise auf Gersdorff's Repertorium, Brockhaus Blätter ꝛc. und füge nur ein paar Worte aus dem Piloten 1843 Nr. 37 hier bei:

„Die Verfasserin loben zu wollen, wäre vergebliche Mühe, das ist schon oft und mit Recht geschehen, und ihre Werke befinden sich nicht allein in den Lese-

bibliotheken, sondern auch in den Händen sehr vieler Leserinnen, bei denen wir uns vielleicht einen freundlichen Blick einernten, wenn wir ihnen sagen, hier habt ihr wieder eine Novelle, die Euch entzücken wird."

Im Laufe des Sommers erscheint noch von derselben Verfasserin:

Magdalena.

(Der Skizzen aus der vornehmen Welt 2ter und 3ter Band.)

Roman in 2 Bänden.

2 Bde. 8. Eleg. geh. Preis circa 3 Thlr.

So eben ist erschienen:

Aus der Residenz.

Schicksale eines Fürstensohnes.

Roman in 2 Bänden.

2 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Pikante Schilderung moderner Zustände, in einen höchst spannenden Roman verwebt.

Unter der Presse befindet sich:

Elisenhof.

Psychologischer Roman aus der vornehmen Welt.

Von Jeanne Marie.

8. Elegant geheftet. Preis circa 2 Thlr.

Ferner sind bei mir erschienen:

Der Titanide.

Novelle in 2 Bänden, von Karl Eitner.

2 Bde. 8. geh. Preis 1 Rthlr. 25 sgr.

Auf dies neuste schöngeistige Produkt des Verfassers des **„Modernen Lazarus"** Leipzig, bei Brockhaus, 1838, erlaube ich mir als ein bedeutsames Werk, aufmerksam zu machen.

Lieder eines Erwachenden.

Von **Moritz Graf Strachwitz.**

Motto: „Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen."
Anastasius Grün.

Gr. 8. Auf gutem Velinpap. Eleg. geh. 22½ Sgr.

Das freie kräftige Leben, die ächte Poesie, welche in diesen genialen Dichtungen walten, werden ihnen bald, neben Herwegh, Grün u. A., einen weiten Kreis von Freunden erwerben.

Liederbuch der Lätitia.

Mit Beiträgen von Hoffmann von Fallersleben, Grünig, R. Löwenstein, G. Beyer, Kern u. A., Compositionen von E. Bröer, E. Raymond und C. Schnabel. Zeichnung von Koska.

Gr. 8. Velinpap. Geh. 25 Sgr.

(Für Gesangfreunde und Liedertafeln.)

[Ida von Türmgsfeld]

In der Heimath.

Briefe eines Halbjahres,

vom Blätterknospen bis zum Blätterfallen.

Von

der Verfasserin von „Schloß Goczyn.“

Here to be lonely is not desolate.
Lord Byron.
Hier einsam sein ist nicht verlassen sein.

Breslau.
Verlag von Joh. Urban Kern.

1843.

Meiner Mutter.

Dichter haben wirklich Gedanken.

Ich ließ die meinigen bisher immer so kommen und gehen, wie die Wellen im Flusse, wie sie wollten und wohin sie wollten; nur wenige nahm ich in das Buch, das ich eben schrieb, in Briefe, die ich eben zu schreiben hatte. Da fiel mir einmal ein, es sei doch Schade, daß ich so viele vergäße.

Ich hatte bisher immer nur gedichtet; — jetzt fiel mir ein, ob ich wol auch das Wirkliche schildern könnte.

Mein stilles Leben dämmerte um mich her — mir fiel ein, ob es nicht etwa Poesie sei?

Aus diesen Einfällen wurde Sinnen, aus dem Sinnen Schreiben, und so wurden diese Briefe geschrieben, und es wurde ein Buch aus diesen Briefen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Buch ist ein Stückchen aus einem Dichterleben. Es enthält die Gedanken der Tage und die Empfindungen der Stunden. Sie sind so verschieden und einander so fremd, wie die Blumen des Frühlings. Jede Stunde ist anders, als die vorhergegangene, und der Mensch ist anders in jeder Stunde.

Ich gebe dieses Buch meiner Mutter; ist sie es doch, die mein Heim schützt und es mir so schön macht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Uebersicht des Inhalts.

Widmung.

April 1842.

Briefe an den „Poète.“ ..... S. 1—3.
Die schlafenden Sterne, Lied. S. 2.

Mai.

Briefe an Adele v. H. ..... S. 4. 24.
— an den „Poète.“ ..... S. 4. 8. 10. 12. 15. 17. 21. 27.
Der Khalif Jezid, Gedicht 6. Lieder 9. 11. 22.
Die Nacht, Gedicht 10. Wo ist das Paradies 22. Das Lied des abgebrochenen Zweiges 23.
Ueber Arnims Novellen 12.
Briefe an Agnes Franz ..... S. 10. 18. 20. 25.
Brief an Friederike von W. ..... S. 13. 14.
— an Henriette S. ..... S. 16.

Juni.

Briefe an den „Poète.“ ..... S. 26. 29. 34. 35. 36. 38. 39. 57. 59. 60.
1) Gedichte: Getrenntsein 29. 35. — Lieder 58. 59.
2) Ueber Liebe, nach Shelley 27. Ueber Raden Saleh 31. Ueber Ida Gräfin Hahn-Hahn 36.
Briefe an K. N. ..... S. 28. 40.
Mittheilungen aus Dresden über Tieck, Tiedge, Ludw. Reichenbach, Karl von Wachsmann, Baron Maltitz, Clelia Vogeler, Karl Falkenstein, Karl Fortlage, Julius Mosen. Sonette an Tieck. 42 An Clelia Vogeler, Gedichte S. 49. Liedchen zu Tiedge's Geburtstage S. 56.
Brief an K. v. — ..... S. 34.
— an Agnes Franz ..... S. 58.

Juli.

Briefe an den „Poète.“ S. 61. 62. 63. 65. 67. 70. 82. 83. 85. 86. 93. 94. 101. 102.
Gedichte 62. 66. 97. Buch der Abwehrung 68. Lieder der Lampe S. 71—85. — Buch des Stromes 87.
Brief an Moritz Retzsch ..... S. 69.
— an Adele von H. ..... S. 76.
— an Elise F. ..... S. 78.
Lieder des Frühlings S. 79.
— an K. v. — ..... S. 89.
Brief an Fanny Gräfin von H. ..... S. 90.
— an Agnes Franz ..... S. 100.
— an Elfriede von M. ..... S. 103.

August.

Briefe an den „Poète.“ S. 104. 106. 108. 113. 177. 178. 179. 182. 195. 196. 197. 201.
Gedichte: des Schiffers Nachtgesang 107. — 114. — Das Buch des Abends 181. Parisina, Bruchst. einer Uebers. 182.
Mittheilungen über Ronsard 184. Blätter über Grabbe 186.
Briefe an Moritz Retzsch.....S. 107. 114. 198. 202.
Brief an K. N.....S. 108.
Mittheilungen über Steffens 109. Clara Steffens 111. Dorothea und Agnes Tieck 112.
Briefe an K. v.....S. 115. 200.
Tageblätter aus den Jahren 1841 und 1842 in gebundener und ungebundener Rede 119—173.
Brief an Agnes Franz.....S. 173.
Lieder 174.
— an Elfriede von M.....S. 199.

September.

Brief an K. v. —.....S. 203.
Briefe an K. N.....S. 204. 306.
Mittheilungen über W. Wackernagels neuere Gedichte 204. Aphorismen 307.
Herbst-Album von 1840 S. 206. — 19. **Herbst-Album** von 1842. S. 309—16.
Brief an Louise von H.....S. 219.
Hedwig, eine Novelle S. 220—248.
Briefe an den „Poète.“.....S. 248. 251. 259. 304. 305. 316. 317.
Mosaik. Das Grafenschloß. Altpreußisches. Ostermorgen. Sängerliebe, an Uhland. Petrarka, Raoul, Tasso 260—73. Zwei Briefe an Karl von S. 273. Eine Nacht vor dem Selbstmorde 275. Drei Briefe an Moritz Retzsch 280. Ein Frühlings-Tagebuch 285. Tagebuch über unsere Blumen 292. Einige Frühlingsblätter aus Dresden 295.
Briefe an Moritz Retzsch.....S. 253. 257.
Wiegen- und Sehnsuchts-Lieder 254—57.
Brief an Agnes Franz.....S. 258.

October.

Briefe an den „Poète.“.....S. 319. 321. 334. 340. 354. 361.
Gedichte: 322. 354. — Bitte an unsere Sprache 323. Sonette 335. Meine Heimath 343. Die Geschichte vom Liebespilger 344. Magdalene, Bruchstücke einer poet. Erzählung 358. Blumenschau mit der Nacht 362. Blätter aus dem Tagebuche eines Liebenden 363.
Brief an Moritz Retzsch.....S. 320.
— an L. L.....S. 323.
Die Adepten, Skizze zu einem Drama, nebst einigen Scenen 324—34.
— an Elise F.....S. 352.
— Brief an Elfriede von M.....S. 353.
— an K. N.....S. 365.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

April.

Den 24sten.

Die Zeit der Knospen — sie ist da. Die schönsten Farben der Landschaft sind jetzt zu sehen. Man spricht immer vom Farbenreichthum des Herbstes; ich möchte ihn lieber bunt nennen und den Frühling allein farbig. Das goldene Grün der Wiesen, das bläuliche der Saaten, die grünbraunen Töne der höheren Rasenplätze, das goldröthliche Leuchten der Weiden, das matte Silber der Birken, das schattige Rehbraun der Espen, die jetzt ihre Blüthenkätzchen tragen, die tiefe oder dunstig-dämmernde Bläue der Wälder — alle diese Farben hab' ich die letzten Tage im Sonnenlichte wunderbar verschmelzen sehen. Die Herbstfarben hingegen verschmelzen nicht — sie stehen neben einander und sind grell, und ich — will nur den Frühling.

Wie die Farben in der Ferne hab' ich die Knospen in der Nähe betrachtet und mir deren Verschiedenheit eingeprägt. Haben Sie das schon gethan? Wo nicht, so hören Sie. Die der Kastanien sind stark, dunkelroth und klebrig glänzend; die der Linden korallenroth, auch glänzend, aber ganz glatt; die der Birken hellgrün, fein und spitz; die der Lerchenbäume stehen wie kleine grüne Perlen an den Zweigen; die der Buchen sind schuppig, mattbraun, und mattgrün, und der Saft hängt an ihnen wie Thau, was auf blauem Himmelsgrunde herrlich aussieht, gerade so, als trügen die Bäume Perlen zum Feste des Frühlings. Die Knospen des Ahorns endlich sind goldbraun, und die Blätter kommen schon heraus, die durchsichtigen schöngezackten Blätter, die den Sommer über so zierlich auf den blanken Stielen stehen. Dies sind die Ergebnisse meiner letzten Frühlingsbetrachtungen; Sie, in Ihrer Berggegend, könnten wieder andere machen, wenn es Ihnen einfiele. Schade, daß wir uns nicht verabredet haben — vielleicht thun Sie es aus Eingebung. In Ihrer Seele sind jetzt auch die Knospentage — o, lauschen Sie auf sich selber; leben Sie Ihre Jugend mit Bewußtsein! Ich möchte jetzt dichten. Adieu.

N. S. Ach, ich vergaß — die Knospen der Erlen haben etwas Muschelartiges, und die der Ebereschen sehen aus, als wären sie in Baumwolle gewickelt. Auch war mir's ganz, als hätte ich eben die Nachtigall gehört. Das wäre herrlich!

Den 25sten Abends.

Warum bin ich wol heute traurig? Es ist mir nichts geschehen, und doch könnte ich die Abendröthe anreden und mit Ach oder O anfangen. Man kann diesen Schatten nicht verwehren, durch die Seele zu ziehen — ich möchte nur wissen, welche Geistesgestalten sie werfen.

Für fünf Minuten war es jetzt eben ganz still. Wie ich das liebe! Unser Haus ist das stillste, das ich kenne, und mir doch noch nicht still genug. Ich mag am liebsten keinen Laut hören, d. h. keinen, der mich an menschliche Beschäftigungen erinnert; die Töne der Natur klingen immer harmonisch zu der Weise, welche der Geist in mir eben singt. Selbst der wildeste Sturm rauscht nur, aber schon der leiseste Tritt eines Menschen macht Geräusch, und Geräusch ist Unruhe, und wo Unruhe ist, da ist es unheimlich. Sie haben mich einst mit einer Blume in einem tiefen Zauberwalde verglichen; — ach ja, Waldstille möchte ich haben und einen Zauber, der sie unverletzlich machte, versteht sich, nur in Stunden, wo ich innerlich leben will.

Giebt es in Ihrer Nähe einen Liebhaber, der gern ein schmelzendes Liedchen möchte. Ich könnte einem solchen recht oft aus der Noth helfen — mir fallen alle Tage Lieder ein, die mir ganz unnütz sind, und für die ein Anderer vielleicht Gold gäbe. Hier eines von gestern, damit ich es nicht, wie schon so manches andere, vergesse:

Die schlafenden Sterne.

In der Frühlingsnacht,
In der mondhellen Ferne,
Unter dunklen Schatten
Schlafen zwei Sterne.

Das sind deine Augen,
So wunderschön —
Ich möchte sie wecken
Mit Liedgetön.

Aber ich bin fern,
Und sie schlafen fort,
Und verhallen muß
Mein Zauberwort.

Adieu, poète, révez le bonheur.

Den 30sten.

Drei Tage war ich fort, kam vorgestern unwohl zurück, streifte gestern dennoch ein halb Stündchen herum und fand wieder Manches geworden. Der Ahorn blüht; es waren seine hellgrünen Blüthen, die aus den Knospen herauskamen — noch nicht seine Blätter. Auch die andern Bäume sind schon weiter; aus meinem Fenster seh' ich in

schwellendes Gras, und die Nachtigall singt wirklich drüben im Fliederstrauche. Von dort aus habe ich sie oft in den schlaflosen Nächten meiner kranken Jahre gehört, und auch, wenn ich gesund war, hab' ich bisweilen vor ihrem Singen nicht einschlafen können. „O wie schön!" werden Sie sagen. Ich weiß, Sie lassen sich gern vom Mondschein so wach halten, und ich müßte keine Dichterin sein, um nicht zu sagen: „ja, recht schön." Aber doch gesteh' ich, daß ich in den meisten Fällen weit lieber geschlafen hätte.

Doch nicht allein im Fliederstrauche drüben, auch in den Buchengängen, im Grabwäldchen und draußen auf dem Kampfberge nisten und singen die Nachtigallen, und wenn Mondstille ist, oder ein lauer Regen fällt, dann ist die Luft eben so voll von ihren Tönen, wie von dem Lichte, oder dem Dufte, und ich halte oft den Athem an, um zu horchen. Aber die eine drüben singt immer zuerst, oder ich höre sie zuerst.

Dieses Jahr sind sie übrigens sehr früh gekommen, und das ist um so lieblicher von ihnen, da immer noch kein rechtes Frühlingswetter ist, sondern Kälte am Morgen, Schwüle am Mittag und den ganzen Tag hindurch ein trockner Wind, der uns vorgestern so in Staubwirbel hüllte, daß ich einen kleinen Vorgeschmack der Wüste bekam, wohin ich noch immer will. Ich könnte nicht eben sagen, daß es sei, um den morgenländischen Staub zu athmen — alle kleinlichen Dinge quälen den Herrn der Schöpfung am meisten — so sind auch diese unendlich kleinen Sandkörnchen, welche schaarenweise auf den Luftbahnen einherwirbeln, am allerunbequemsten auf der Reise. Ich empfand eine wirklich brennende Sehnsucht nach etwas Wasser, um mir Hände und Gesicht einzutauchen, und die Sitte des Fußwaschens erschien mir wahrhaft als eine heilige. Auch die übrigen Gebräuche der Morgenländer — ihr Wohnen in den kühlen innern Höfen, ihr Schwelgen in den Bädern, ihre Liebe zu dem Element des Wassers, ihr Lobpreisen des Schattens — Alles versteht man mit morgenländischem Gefühle, wenn man einmal recht im Staube gewesen ist.

Dabei fällt mir ein — wissen Sie, daß irgend eine unserer geistvollen unparteiischen Zeitschriften, in denen Alles besprochen, aber nichts gesagt wird, von Rückert erklärt: seine Lieder könnten nur gelesen, nicht gesungen werden. Ich möchte dem Klugen, der das geschrieben hat, ein einziges Mal Rückerts Schiffer mit Curschmanns Musik vorsingen.

Mai.

An Adele v. H.

Den 2ten.

Sie sind fort, liebe, sonnenhelle Frau; Ihr Briefchen liegt im Kabinet, und Sie fahren weiter und weiter, und ich habe das Nachsehen — nein, nicht einmal das; ich habe eben nichts, als die Gewißheit, daß Sie fort sind.

Nun, so fahren Sie denn unter dem Schutz aller guten Sterne, die das Gold zu Ihrem weichen Haare hergegeben haben. Laue Regen mögen den Staub löschen, der Sie jetzt umwirbelt. Der Wind möge einsehen, daß er Sie nicht belästigen dürfe. Ihr Herr, den ich schön grüßen lasse, möge sich als der liebenswürdigste Reisegesellschafter bewähren, der nur gedacht werden kann. Ihre junge Freundinnen mögen entzückt sein. Und in Paris, da möge selbst die Luft Sie geistvoll umfächeln und alle Sängerinnen mögen bei Zauberstimme sein.

Lassen Sie sich aber nicht etwa in den Gedanken einsingen, nicht mehr wiederzukommen! Ich bitte recht sehr — das wäre kein Scherz, und Sie wären es doch im Stande; aber ich hoffe auf Ihren Gebieter und auf den Eifer, mit welchem er Salat und Erbsen gepflegt und gesteckt hat. Er wird sehen wollen, wie seine Pflanzungen gediehen sind, und so erwarte ich Sie zurück und freue mich schon im voraus auf Ihre Erscheinung als ganze Pariserin. Nicht daß Sie hübscher zurückkommen werden — im Gegentheil, ich fürchte, ich werde sie blaß und ermüdet finden; aber eleganter werden Sie wieder kommen, und „Eleganz ist die Hauptsache", sagte erst neulich ein Herr. Unter uns, ich finde Schönheit etwas besser, aber ich lasse Jedem seine Meinung.

Nochmals, fahren Sie wohl! Eine Elegie mach' ich nicht auf Ihre Abreise; gleichwohl wünschte ich, Sie wären erst wieder da.

Den 3ten.

Warum hauchen Sie der Luft nicht Ihren Athem ein? Ich hoffe doch, Sie haben ein Bischen Aetnafeuer in sich? Warum locken Sie den unruhigen Wind nicht, sich in einem Thale niederzulegen? Können Sie kein Wiegenlied dichten? Warum rufen Sie keine Wol-

ken, welche dem durstenden Grafe zu trinken brächten? Können Sie nicht zaubern? Mir ist, als sähen Sie mich mit Schatten auf der Stirne wehmüthig an und antworteten: „ach, wir armen Dichter können es nur in unserer Welt. Könnten wir es draußen, dann wären wir beide nicht hier."

Nein, dann wären wir beide nicht hier, sondern fern in Schönheit, am Meere, unter Orangenbäumen. Doch Geduld: wohin kein Zauber uns tragen kann, dahin wird es sich hoffentlich einst noch im Wagen fahren lassen, und dann — was werden wir denn für Lieder dichten, wenn das Meer uns tragen wird, zum Takt der Ruder? Oder werden wir stumm sein? Wird der südliche Mondschein dem Worte zu mächtig sein? Werden wir lieber die Wellen hören wollen, als unsere Stürme? Wird der Orangenduft uns betäuben? Was wird geschehen?

Warten wir es ab. Einstweilen kommt hier nichts vor, als unnütze Dinge. Die Knospen fallen theils herunter, theils können sie nicht weiter; die Blüthen müssen drinnen bleiben, der Boden trocknet aus, es kann nichts wurzeln und aufgehen; der Himmel ist zum Verzweifeln gleichmüthig blau; der Wind bläs't und bläs't, als wär' er ein Chemiker und wollte ein Metall schmelzen, und der ganze Frühling sieht aus wie ein Feenfuhrwerk, welches sich mit Blumen und Düften aus dem Lande, das immer blüht, auf die Erde hätte herabsenken wollen und, wie einst ein Dilettant im Luftschiffen, in den Aesten einer Kiefer sitzen geblieben wäre.

Ein kalter Mai — aber das ist ja wie ein industrieller junger Dichter. Ach, die Prosa unserer Zeit macht, daß selbst der Mai kalt wird. Zur poetischen Zeit der spanischen Araber ist er gewiß immer mit allen Blüthen erschienen. Mich trösten nur die Nachtigallen noch, obwohl ich nicht begreife, woher sie den Muth haben zu singen. Doch wir paar Dichter haben ja auch den Muth, in das Geräusch der Eisenbahnen zu singen. Als Beweis des meinen send' ich Ihnen eine Geschichte vom Liebestod. Ich habe sie nicht erfunden, sondern wirklich gefunden, und der Khalif ist wirklich aus Liebe gestorben. Was Sie daher gegen einen solchen Tod einzuwenden haben, das sagen Sie dem Khalifen und nicht mir. Wenn Sie mich fragen, wo Sie ihn finden sollen, so rathe ich Ihnen: besuchen Sie ihn in seinem Paradiese. Sollte Ihnen aber die ganze Dichtung zu weich sein, so will ich Ihnen nächstens eine in der Gluth der Liebe nicht schmelzende, sondern gestählte schicken. Sie heißt Abdelaziz und Selima; ich bin aber noch nicht fertig damit. **Bright day-dreams, my friend!**

Der Khalif Jezid.

Zu Damaskus, dessen Schöne
Schlingen wirft des Wand'rers Tritt,
Saß in Trauer, welche tödtet,
Schweigend der Khalif Jezid.
Seiner Sklavinnen die schönste
Seit sie ruh'te kalt und todt,
Saß er so hindurch die Tage,
Bis zum späten Abendroth.
In den Nächten schlief er nimmer,
Und sein Antlitz wurde bleich,
Ja, es war fast dem der Todten
In dem reichen Sarge gleich.

In Damaskus wohnt' ein Dichter,
Jung und reich, aus edlem Haus;
Wohllaut hauchten seine Lippen
Wie Geruch die Rosen aus;
Keiner mit dem Pfeil des Wortes
Traf, wie er, die Seele tief,
Keiner weckte so im Herzen,
Was an Sehnsucht drinnen schlief;
Aber Keiner hatt' auch Balsam
Kühl, wie er, für jedes Leid,
Und er glich der schlanken Palme,
Und es zierte ihn sein Kleid.

Abend war's, es saß der Dichter,
Um ihn her der Freunde Kreis,
In dem Garten seines Hauses,
Wo er sprach der Treue Preis;
Da voll Eile kam ein Sklave:
„Herr, zu ehren sei bereit,
„Denn es kommt zu deiner Pforte
„Des Wessires Herrlichkeit."

An der Pforte stand der Dichter,
Bis, im Antlitz tiefen Gram
Um das Leiden des Khalifen,
Der Wessir geritten kam;
Ihm den Bügel hielt der Dichter,
Führt' ihn in den hellen Saal,
Wo im schönen Marmorbecken
Stieg und fiel der Wasserstrahl.

Ruhend auf den seidnen Kissen,
Sprach zum Dichter der Wessir:
„Junger Mann! vom Prinzen Hirem
„Komm' als Bote ich zu dir.
„Da die Gab' du hast der Rede
„Unerhört und wundervollst,
„Heischet er, daß du versuchen
„Des Khalifen Heilung sollst.
„Unsern Worten ist verschlossen
„Viele Tage schon sein Ohr,
„Aber du wirst nicht vergebens
„Klopfen an den Geistes Thor."

Ernsten Blickes sprach der Dichter:
„Wenn sein Ohr ich locken kann,
„Daß es horchet meinen Worten,
„Welche Worte sag' ich dann?
„Sing' ich Liebe, kann ich wissen,
„Ob ihm da das Herz nicht bricht?
„Und der Liebe zu vergessen,
„Dieses räth ein Dichter nicht." —
„Alles wird dein Geist dich lehren,"
Sprach bekümmert der Wessir;
„Alles wird dein Geist dir sagen."
Jener sprach: „ich folge dir."

Schweigend saß in seinem Leide
Trostlos der Khalife da,
Eine schlanke Säule Wassers
Plätschert' ihm melodisch nah';
Offen war dem Lenz das Zimmer,
Lieblich kam herein der Duft,
Feine dunkle Wipfel machten
Ein Gelispel in der Luft,
Durch die Lücken in den Schatten
Blitzte diamantnes Licht —

Der Khalife sah's nicht glänzen,
Der Khalife fühlte nicht. —

Vor dem edlen Prinzen Hirem
Stand der junge Dichter ernst:
„Herr, ich fürchte, daß verachten
„Meine schlechte Kunst du lernst!"
Trübe gab der Prinz zur Antwort:
„Freund, ein Wunder fordern wir;
„Können dich wir schmähen, sage,
„Sollt' es nicht gelingen dir?"
Und er führt' ihn durch die Gärten,
Voll von Schatten und voll Licht,
Und sie nahten dem Khalifen,
Aber der vernahm sie nicht.

Und der Dichter sah die Stirne,
Welche vor dem Gram gesenkt,
Und er sprach: „ich werd' ihn heilen,
„Aber anders, als ihr denkt."

Nah' im Schatten saß der Dichter,
Seine Laute stimmt' er lind,
Spielend gab die ersten Klänge
Er dahin dem Abendwind;
Doch in kunstgerechter Folge
Griff er sanfte Töne dann,
Und mit wundervoller Stimme
Hob er so zu singen an:

„Was verharrest du im Schweigen?
„Und was bleibest du allein?
„Blüthen funkeln an den Zweigen,
„Lauer Frühling ist im Hain.

„Siehe doch die Strahlen fallen
„In des See's bewegte Flut,
„Höre doch die Nachtigallen,
„Singend in der Liebesgluth!

„Alles bebt in süßen Schauern,
„Aller Lieb' ist dies die Zeit,
„Komm, o komm! Wirf hin dein Trauern
„Und empfinde Seligkeit!"

Wie aus Himmelsfernen drangen
Diese Tön' an jedes Ohr,
Doch sein bleiches Haupt hob zürnend
Der Khalif Jezid empor;
Milde blickt' ihn an der Dichter,
Und es war zum leisen Klang
Einer wehmuthvollen Weise,
Daß er also weiter sang:

„Mögen blühen die Gelände,
„Mögen Feste sein im Haus, —
„Meine Hoffnung ist zu Ende,
„Meine Kerzen löschten aus.

„Ja, sie löschten aus auf immer,
„Und zurück blieb ich in Nacht,
„Und es locken nimmer, nimmer
„And're mich mit ihrer Pracht.

„Wer die Schönste sich erworben,
„Mit der Lieblichsten gekos't,
„Wem die Liebste dann gestorben,
„Sprich, wo ist für den der Trost?"

Thränen fielen dem Khalifen
Aus den Augen kalt und leis',
Seine Stimm' erhob der Dichter,
Und er sang, begeist'rungsheiß:

„Gingen unter deine Sterne,
„Welkte deine Myrte dir,
„O, dann sei von mir es ferne,
„Armen Trost zu bieten dir!

„Nicht vom Grabe sollst du scheiden,
„Selber leit' ich dich zurück;
„Heil'ger ist der Treue Leiden,
„Heiliger, denn alles Glück.

„Hast du rein vor Gott die Hände
„Und erfüllet jede Pflicht,
„Sprich zum armen Leben: ende!
„Sprich zum Tode: zaud're nicht!"

Es verdämmerten die Sterne,
Und im Osten ward es roth:
Da auf seinem weichen Lager
Der Khalife — lag er todt.
Frieden war auf seiner Stirne
Und zu lächeln schien der Mund.

Weinend eilten hin die Sklaven,
Thaten es dem Prinzen kund;
Einer kam zum Haus des Dichters,
Bote des Wessirs, geeilt,
Still im Herzen sprach der Dichter:
„Wohl — ich hab' ihn gut geheilt."

Den 5ten.

Nach acht Tagen ging ich heute endlich wieder hinaus. Der Frühling ist doch vorgedrungen, trotz der feindlichen Kälte, mit welcher die Nächte sich ihm entgegengestellt haben. Die Buchenblätter spielen im Winde, die Ohlkirschen werfen schon Laubschatten auf den Weg, auf den weichen Weidenblättern konnte mein Blick ausruhen. Als ich an den Ahorn kam, fand ich, daß neben den Blüthen von säuerlichem Geruch auch die dunklen Blätter schon erscheinen. Ich hatte einen Zweig gefaßt, da rauschte der Baum mit seinen schönen Aesten und sagte: ich grüße dich! — Ich dich auch und das mit Zufriedenheit! antwortete ich. — Wo bist du so lange gewesen? fragte er. — In der Stube; es war so kalt und der Wind weh'te so mit dem Staube. — Und davor fürchtest du dich, und willst doch in die Wüste, wo oft so kalte Nächte und solche Sandstürme sind? — Woher weist du denn das? — Die Störche erzählen's. — In die Wüste würd' ich mit Gedanken ziehen, und vielleicht wären die statt Feuers in der Nacht und überflögen den Sturm. Aber für jetzt lebe wohl; die Linde ruft mich.

Ich fand sie glänzend und die rothen Knospen fleißig im Schießen. Die Kastanienblätter hatten sich entfaltet — Tieck vergleicht sie irgend wo mit herabhängenden Händen. Die Birken im Grabwäldchen waren zu jungen Bräuten geworden. Noch wehte der Wind unruhig und im Staube war unsicher Gehen, aber die Luft war doch warm. Mit einem Worte: der Frühling hat den Muth gehabt zu kommen und ist, wenn auch nicht so schön, wie er nach einem lauen Bade sein würde, doch schön genug, daß die Nachtigallen ihm singen, so eifrig, daß die eine immer das Echo der andern scheint.

Napoleons Todestag — denken Sie daran? Oder haben Sie noch nicht daran gedacht, was Napoleon künftigen Dichtern sein wird? Nur hätten sie ihn auf St. Helena lassen sollen. Dort war sein rechtes Grab. So fern es war — Tausende wären doch hingepilgert. Geschah es nicht schon? Ja, Napoleon mußte ruhen, wo Meereswellen ihm das Todtenlied sangen; aber Keiner in Frankreich scheint das gefühlt zu haben.

Auch ich habe an diesem Tage eine Erinnerung. Manche Jahre sind es heute, daß eine Tante meiner Mutter herkam, um bei uns zu wohnen. Ich streute Blumen und hatte sie einer guten Fee gestreut, die das schüchterne Dichterkind in ihren Schutz nahm und alle Lieder,

die es brachte, auch. Meine Mutter war damals noch entschieden gegen meine Neigung; für ein Lied, das ich brachte, bekam ich eine Ermahnung. Aber seit Großtantchen gekommen war, erhielten meine Lieder das Bürgerrecht in der Welt unsers Hauses. In der Dunkelstunde ging ich zu ihr hinauf, setzte mich auf den Teppich vor dem Sopha und sagte ihr „meine Gedichte" her, denn mehr als Gedichte machte ich damals nicht. Hatte ich nichts Eigenes zum Vortragen, so erzählte ich ihr, was ich gelesen, schauerliche Geschichten, oder rührende — alle Wort für Wort. Manchmal moralisirte sie — dann war ich nicht immer gegenwärtig. Es waren aber doch liebe Stunden, und dankbar denke ich Großtantchens, meiner guten Fee. Ihr Grab im Wäldchen drüben sei in diesem Augenblicke still gegrüßt! Gern, gern hätte ich sie ein Buch von mir lesen sehen; sie würde sich darüber gefreut haben, so mangelhaft es auch gewesen wäre. Aber sie starb, als ich noch nicht funfzehn Jahre zählte und noch alle Blätter meines Geistes zusammengefaltet waren.

Auch Himmelfahrt ist heute, das Fest, an welchem wir des Irdischen Eingehen zur Herrlichkeit feiern, wie an Weihnachten des Himmlischen Herabkunft zu uns. Die Himmelfahrt des Gedankens ist das Gebet — Himmelfahrt wird einst auch der Tod sein, wenn das Leben ein rechtes Pilgern war. Mögen wir nicht zu viel irren, und möge immer eine kühle Luft kommen, wenn wir ermatten wollen. Und so — lichtwärts!

Abends.

Da haben Sie noch ein Lied — ich bracht' es aus dem Abendwerden eben mit herein. So lange war ich draußen — den ganzen Nachmittag füllte ein Dunst — in dem saß ich und las in Schubert's Morgenlandsreise von dem Hadschi, der in der Wüste der Karawane nicht mehr folgen kann und, eingehüllt in sein Sterbehemd, das Gesicht gen Mekka gekehrt, sich auf den Sand hinlegt und stirbt. Das ist ein Tod schauerlich durch Verlassenheit, und doch mögen in sein Dunkel wunderbare rothe Lichter aus dem Paradiese hereinzucken. Könnten Sie einen solchen Hadschi-Tod dichten? Versuchen Sie's; mir stand er vor der Seele mit der ganzen Wüste, aber mahlen kann ich das Bild nicht. Und hier denn endlich das Lied.

Welche Blüthen sind's, die duften?
Welkten sie nicht lange schon?
Welche Lieder hör' ich deutlich?
Klang denn nicht ihr letzter Ton?

Welche ferne Augen sehen
Mich aus Dichter-Nähe an?
Gruß dir, Zauberin Erinn'rung,
Die vom Tod' erwecken kann!

Doch was hüllest das Vergang'ne
Du in überirdisch Licht?
Meine Augen kannst du locken,
Meine Sehnsucht lockst du nicht.

Die begehrt, was hell und lebend,
Nicht, was schattenreich und bleich;
In der Zukunft, in der Ferne
Ist des Traumes Wunderreich.

An Agnes Franz.

den 6ten.

Einen warmen guten Morgen, Liebste! Ich bin hereingelaufen, Dir ihn zu sagen. Und weißt Du, was ich gemacht habe? Was ich jetzt immer thun werde — dem Frühling auf Tritt und Schritt nachgehen, um zu sehen, wann er fertig sein wird, Dich zu empfangen. Er hat viel in der einen Nacht gethan, das muß ich sagen. Die Kastanien und alle Sträucher sind ganz grün — die Ebereschen auch; deren Laub lieb' ich so um seines weichen Glanzes willen. Die Birken schimmern nun gar. Wenn Du sie doch sehen könntest, wie sie jenseit des Flusses am Walde wie eine festliche Schaar dastehen, eben so die goldnen Weiden in langen Zügen auf den frischen Wiesen! Die kleinen Aehren, die noch nicht blühen können, zeigen dafür schon ganz breit die zierlichsten Blätter. Die Schlehdorne und Ohlkirschen sind ganz bereit zum Blühen. Die Maiblümchen auf Deinem Plätzchen sind schlank und zierlich da, und die rothen Käfer laufen an ihnen herum. Die Tulpen öffnen sich, und die gelben und weißen Schmetterlinge sind da und dort. Die Johannisbeeren blühen und die Espen auch — die Kätzchen hängen ganz lang und schwer herunter. Die Silberpappeln haben so reizende Knospen! Die der Lerchenbäume sind schon zu kleinen Büscheln geworden. Der rothe Ahorn endlich — aber ich muß wieder hinaus. Einen Kuß in Eile!

---

den 7ten.

Ein stiller Abend, lau, wenn auch nicht warm. Die Kirschenbäume blühen und die Nachtigallen singen, daß man es ihnen nimmer nachmachen kann; aber trocken ist es noch, wie im steinigen Arabien.

Gestern Nacht war's, als müßte es regnen, d. h. ordentlich. Der Himmel sah ganz eigen aus — die Wolken lagen im Kreise; es war Licht genug da, um sie von einander zu trennen; auch ihr verschiedenes Grau war unterscheidbar. Die Bäume, besonders der Kiefernkranz rechts, waren „schwärzer, als die Nacht;" zwischen den Wolken aber sah hier und da ein Stern heraus. Doch da haben Sie die Nacht gereimt:

Es lagern dunk'le Wolken in der Nacht,
Es stehen einzeln Sterne, wie auf Wacht,
Es kommt ein Blitz gezuckt und ist verschwunden —
Beschütz' uns, Vater, in den nächt'gen Stunden!

Ihr Bäume, zeigt es uns mit Rauschen an.
Wenn das Gewitter langsam zieht heran;
Ihr Wolken, leis' in Tropfen schickt den Regen —
Sei mit uns, Herr, mit deinem ew'gen Segen!

Geschützt sind wir gewesen, aber geregnet hat's nicht oder doch nur so — wie man hier sagt. Ach, so ein trocknes Wetter ist für einen armen Dichtervogel fast eben so schrecklich, wie ein so recht trockner Gelehrter, der ihn in den Käfig des systematischen Wissens einsperren will. Ob ich ihm nicht entgehen werde? Nun, so lange ich noch fliege, mach' ich Lieder; so gestern in der Abendgoldstunde dieses:

Wenn der Wind geht,
Wenn das Laub weht,
Wenn der Thau steht
Auf dem Grase,
Wein' ich laut.

Wenn es Nacht wird,
Wo mein Fuß irrt,
Wenn mir bang' wird,
Wen ich rufe,
Weiß ich wohl.

Mußt du fern sein,
Lieber Stern mein?
Möchte gern sein
Krank und trostlos
Nur bei Dir!

Zu diesem Liede muß man sich gleich ein Bild und eine Geschichte denken. Meeresküste — flach — öde; etwas landeinwärts spärlich Gras und einige alte Bäume; zwischen diesen ein altes Herrenhaus; hier ein schönes, rücksichtslos liebend Mädchen; der Geliebte ist fern in der großen Stadt — reich — lebengenießend —; er vergißt bisweilen das alte Herrenhaus und seine Braut — wird er sie vielleicht einmal auf immer vergessen?

Da wurde mir Ihr Brief gebracht und durch wen? Durch das neueste unserer Mädchen, das unsere Iris vorstellt, aber seit Weihnachten, wo sie anfing nach der Stadt zu gehen, noch keinen andern Brief, als etwa einen von unserm Advokaten, gebracht hatte. Ihr Name ist Hanne; aber um ihres großväterischen Aussehens willen hatte ich sie Hans genannt, und nun blieb ich dabei: wenn Hans geht, sind keine Briefe da. Mutter versicherte mir: ich sei unendlich albern; die Empfindung, daß ich es wirklich sei, that mir sehr wohl — es ist so langweilig, sich immer vernünftig zu fühlen. Aber nun bringt Hans heute drei Briefe — ich muß mich also nach einer neuen Albernheit umsehen, im Fall ich mich wieder einmal auf diese Art erquicken wollte.

Nun Ihr Brief — mit dem bin ich zufrieden. In Ihrem vorigen sollt' ich geradeswegs mit in die Wolken und von dort aus verächtlich auf unsere Welt herabsehen, als ob wir in ihr nicht mehr beten und hoffen könnten. Aber eine Weltverachtung von zwanzig Jahren, ist wie ein leichter Nebel auf der Wiese — sie verweht in der Luft. Sie sind nun wieder auf der Erde und hoffen, frisch, wie die Birken grünen; das macht mir herzliche Freude. Aber gelacht habe ich freilich auch — erstens über Ihre vollständige Bekehrung und

dann darüber, daß es mir gelungen, Sie mit etwas kaltem Wasser zu überschütten. Läugnen Sie es nicht — ich seh' es selbst aus den schönsten Worten Ihres Briefes — pauvre poète, Sie sitzen wie ein nasses Kätzchen im Frühlingswinde und — finden es kühl. Aber nun will ich wieder mit poetischem Sonnenschein ankommen, und — dabei fällt mir ein — haben Sie sich schon an Arnimschen Novellen erquickt, diesen wunderlichen Früchten im Garten unserer Literatur? Wenn nicht, dann thun Sie es bald; Sie werden eine kräftige, duftige Frische auf den Lippen fühlen; ich liebe Arnim's Poesie — sie kommt — man weiß nicht woher, aber sie ist da. Wenn ich so in einer seiner Novellen weiter und weiter lese, so ist es mir, als fielen Kirschenblüthen in eine Schaale, die man auf den Rasen unter den Baum gestellt hätte, oder als liefe Quellwasser ruhig in einen krystallenen Krug — Schaale und Krug werden voll und die Novelle ist zu Ende, und es ist, als müßte sie sich über sich selber wundern, so zufällig scheint's, daß sie da ist. Und was drinnen ist, das ist auch wunderlich und oft gar nicht wie aus unserer Welt, und doch ist es oft das Alltäglichste, immer das Einfachste, aber, die Phantasie weiß, wie wenn Arnim seine Menschen kochen, oder spinnen, oder Punsch trinken läßt, so erregt es unsere Neugier — sprechen sie vom Gewöhnlichsten, so sind wir gespannt. In den drei liebreichen Schwestern ist der Held ein Schwarzfärber mit Leidenschaft, d. h. für seine Schwärze. Seine erste Liebe ist ein Dienstmädchen; dann verlieben sich ein Paar Pfarrerstöchter in ihn — es geht die Geschichte in Stettin, in Holland und in Berlin vor, und Alles ist poetisch, selbst das Tabaks-Collegium Friedrich I., welches einmal in des Schwarzfärbers Haus kommt. Ich weiß nicht, wie Arnim es macht — aber es ist, als pflückte er Grashalme am Wege ab und nähme Steinchen aus dem Sande auf, und das wäre Poesie. Mit fürstlichen Menschen geht er auch ganz eigen vor; wie ein Kind sagt: „der Stecken ist ein Pferd und der Tisch das Haus," so sagt Arnim: „der Jüngling ist Karl V. und der Herr ist Ludwig XIV.," und wir glauben es ihm, der Herr und der Jüngling mögen erscheinen, wie er will. In dem Pfalzgrafen läßt er diesen bald turniren, bald kochen — eine schwäbische Köchin ist die Vertraute in seiner Liebe mit einer Erzherzogin; zwei Pfeifen Tabak spielen wichtige Rollen — endlich wäscht der Pfalzgraf Gold und hält Diät, um schlank zu werden, — er ist also stark gewesen — Sie wissen, was ich in poetischer Hinsicht von Wohlbeleibtheit denke, — und der Pfalzgraf ist mir poetisch. Lesen Sie Arnims Novellen!

Den 10ten.

Es ist kühl und grün. Die Fenster stehen offen und die frische Luft kommt herein, und die Nachtigall und der Birol und alle andern Vögel singen herein: guten Morgen! Guter, kühler Morgen!

Es ist endlich Erfrischung gekommen. Gestern um Zubettegehenzeit hörten wir den Regen fallen, und Alles im Hause kam an Fenster und Thüren, um sich an dem lieben, linden Plätschern zu ergötzen, gerade als sollte der Regen die Perlenmuschel fruchtbar machen, wie man es im glücklichen Arabien einst glaubte, vielleicht noch glaubt. Dieses Leben in der Natur, mit der Theilnahme an allen ihren Begegnissen — wer es führt, der kann nie ganz stumpf werden, weil er nichts mehr zu hoffen hat — das Gras und die Früchte bedürfen immer Thau, Regen, Sonnenstille — er hat also, wenn er die mannigfaltigen Früchte und die tausendartigen Halme liebt, immer Fragen an die Wolken zu thun, und in jeder Frage liegt eine Hoffnung, oder ein Begehren.

Ich fühle nie das Dasein heiliger, als wenn ich, wie heute, in grüne frische Stille hinaussehe und nichts fühle, als sie. Dann ist das Leben jedes Grashalms mein, dann durchweht mich die Luft mit ihrer ewigen Jugend, dann genieß' ich mit den Bäumen im Walde die Kraft der Erde, und durch dieses volle, ruhige Empfinden dringt die Gewißheit von Gottes Nähe, wie eben jetzt die milde Sonne durch die weiße Tagdämmerung. Und nun bon jour, poète; die Silberpappeln, die italienischen und die deutschen, rufen mich — sie alle haben nun auch Laub; die Tulpen rufen mich — sie blühen in allen Edelsteinfarben; die Ohlkirschen rufen mich, ihre Blüthentrauben duften — bon jour, poète!

An Friederike von W.

Den 12ten.

Ich wollte Dir von Blüthen und meinen Erinnerungen an Dich schreiben; aber der Brand von Hamburg, von dem wir erst heute lasen, leuchtete schauerlich in den Frühling und mir in die Seele hinein. Dringt doch das Schicksal von Einzelnen durch den Raum aus der Unbekanntschaft an das Herz: wie viel mehr nicht solches schreckliches Loos einer ganzen Stadt, welches ungezähltes Elend in seinen Flammenkreis einschließt. Ein Scheiterhaufen, auf welchem Glück und Hoffnungen die Opfer sind — wie gesagt, der Rauch davon hat sich für meine Augen bis hierher gezogen und wallt düster zwischen den durchsichtigen Pyramiden unserer italienischen Pappeln und auf den grünen Wogen der Saat, und die ziehenden Wolken über dem Walde scheinen mir aus dem glühenden Schutthaufen aufgestiegen zu sein. Die Gedanken machen in unserer Seele Tag und Nacht, und so seh' ich jetzt auch nur im Schatten, was ich noch gestern im milden Lichte sah — den Gang, welcher in Euerm Garten an den Treibhäusern vorbei, das Spalier entlang führt und uns, Dich und mich, manche Abendstunde in dem vorjährigen himmlischen Frühlinge auf

und nieder wandern ließ. Gute Tante, wir störten einander nicht; Du liebst auch mit der Stille still zu sein und die Blüthendüfte in Deine Seele einziehen zu lassen. Die Luft des Elbthales, am Tage erdrückend heiß, war dann nur noch warm; Dünste webten um uns her in der Dämmerung; die Sternenstrahlen kamen durch sie herunter zu den Blüthen. Und kein Laut, wenn ja noch einer in der Stadt wach gewesen wäre, drang bis zu uns durch die Blüthenbäume. Aber freilich, eine Nachtigall war auch nicht zu hören — ich habe in und um Dresden nie eine gehört, nicht in den duftenden Gebüschen des Palaisgartens, nicht in den feuchten Hecken an Euern Gartenmauern, nicht auf den Weinbergen, nicht im großen Garten, selbst nicht in Tharand. Oder hätte ich sie überhört? Ich sollte nicht glauben. Aber dabei denke ich an unsere melancholische Schottländerin mit ihrer Stimme voll Seele und Trauer. Sie ist ja in der unglücklichen Stadt — um sie wird das ganze Grausen hergelodert haben, um sie, die immer Schatten und Ruhe haben sollte! Du siehst, ich werde die düstern Gedanken nicht los — darum lieber für heute Lebewohl!

Zwischen Nachmittag und Abend.

Ich komme doch noch einmal wieder — muß Dir sagen, daß die Ohlkirschen an Deinem Plätzchen jetzt eine reizende Laube bilden, an der über und über die weißen feinen Blüthentrauben — schweben, kann ich wol sagen, so leicht sehen sie aus. An Großtantchens Grabe hat die Vinca einige blaue Augen aufgethan, in die ich seltsam gern hineinsehe; sie sagen jedoch nichts, als: es ist Frühling. Das weiß ich, und daß es ein kalter ist, weiß ich auch. Gleichwohl erquicken mich die reinen weißen Blüthen und das Grün des Laubes. Es ist noch jung, eben erst aus den Knospenwiegen gekommen, noch durchsichtig wie Kinderaugen, entfaltet sich noch zutraulich am Sonnenschein, wie das noch ungetäuschte Herz vor der Hoffnung — ich liebe das Grün in dieser Zeit. Besonders ist es an der Linde lieblich; da sind die Blätter noch immer zu dreien mit den rothen Knospenschleifen zusammengebunden und hängen noch so weich herab. Auch die Silberpappeln sehen jugendrein aus mit ihrem blassen, weichen Laube. Die italienischen Pappeln leuchten goldroth, und die Espen werden das auch thun, sobald sie fertig sind. Wenn die Erde so ruhig daliegt, dem Schein nach nur beschäftigt, Gräser und Blumen hervorzubringen: wer sollte da glauben, daß sie sich krachend unter den Städten öffnen kann? Und wenn das Feuer so friedlich auf dem Heerde brennt: wer sollte da meinen, es könne als glühende Lohe von Haus zu Haus schlagen. Ja wohl, über unser irdisches Sein sind die Elemente Herren; von ihnen ist es genommen, an sie fällt es zurück. Aber über diesem Sein und über den mächtigen Elementen, wie groß steht da der Mensch — das Kind des ewigen Welthauses! Das Buch des Lebens verzehrt kein Feuer; kein Meer löscht einen

Strich auf seinen Blättern aus; kein Sturm kann es zerreißen, und in dem Buche des Lebens da stehen die Menschen, alle, alle, — so viel da zu irdischen Tagen geboren wurden, so viel da starben — alle Namen, die auf Erden vergessen sind — alle, nicht einer fehlt. Wohl uns!

Den 13ten.

Der Wind geht — der Wind geht. Wenn Sie wüßten, wie ich es müde bin, das Laub fortwährend durcheinander gewühlt zu sehen und den Staub bereit, einem auf Schritt und Tritt zu empfangen! Ach, poète, ich bin recht langweilig gestimmt.

Und dazu hab' ich einen englischen Roman gelesen — und ich muß es Ihnen ehrlich gestehen, ich habe schon manch liebes Mal bei den Lords George und Ladies Jane, bei den Dandies, diesen schrecklichen Geschöpfen, bei den jungen Männern, die fastidious und serious sind, und bei den jungen Damen, die wellbred and well-taught, oder nicht wellbred and sentimental vor uns erscheinen — ich habe schon manches Mal, sag' ich, herzlich gegähnt und nur gelesen, weil ich das Geschwätz der Sprache Shakspeare's lernen wollte. Aber jetzt, wo ich es gelernt habe und im Nothfall auch mitschwatzen könnte — jetzt, fühl' ich, werden wir, ich und the novels, bald einen Abschied auf lange von einander nehmen.

Nur etwas unterhielt mich in dem heutigen — die Schilderung eines literarischen Abends, wo ein berühmter Mann einen Kreis erbaut. Ich lächelte, als ich an einen Abend dachte, zu dem eine Freundin mir einst eine Einladung brachte. Sie dachte mich Wunder wie entzückt zu sehen, und ich, Unwürdige, fand, daß der große Mann, der da in unserer Mitte saß, an jedem andern Orte besser an seinem Platz gewesen wäre. Ich fand es seiner europäischen Stellung nicht würdig, daß er sich herabließ, einem Kreis — aus lauter Frauen, von denen er nicht wissen konnte, ob sie je einen Gedanken gehabt hätten, Dinge vorzulesen, zu deren Verständniß eine vollkommene Bildung oder der größte Genius des Begreifens gehörte. Nicht daß ich sagen will, ein Mann könne von Frauen nicht verstanden werden — im Gegentheil, er wird es nie enthusiastischer als von uns, selbst in seinem tiefsten Denken, aber dann muß er uns auch seinen Gedankenlauf von dessen Ursprung an verfolgen lassen. Aber so ein Gedankenbruchstück — was sollen wir damit anfangen? — was fing denn unser Kreis an jenem Abend mit den Worten des berühmten Mannes an? Wir hörten sie — o ja — aber als wir sie gehört hatten: konnten wir da eines von ihnen wiedersagen, war eines von ihnen uns mit Lichtkraft in die Seele gedrungen? Gewiß nicht. Einige von uns sagten: „ach, wie interessant!" und: „o wie schön!" süße Worte von schönen Lippen, wenn ein Geliebter sie als freudige Ausrufungen hört, während das Auge leuchtet und die Wange glüht.

Aber einem Manne, der seine Gedanken vorliefet und weiter nichts hört — muß es dem nicht sein, als hätte er zu Puppen gesprochen? Etwas anderes ist es, wenn ein großer Mann in Frauengesellschaft kommt, um zu plaudern. Daran kann selbst der größte Vergnügen finden — er kann ja nicht ewig denken — das wäre ein Schicksal wie das des Prometheus, der ewig seinen Geier fühlte — nein, laß ihn kommen, über Nichts und Alles schwatzen, uns liebenswürdig finden, uns den Hof machen, selbst von uns lernen, feine Beobachtungen, kleine Züge der Natur — das Alles, so oft er will. Und ist dann eine unter uns, die ihn verstehen kann, die ihm Idee für Idee und Wort für Wort im Tausch oder Streit zurückgeben kann — gut, so rede er mit ihr und freue sich, wenn es ihm gelingt, ihre Bewunderung zu erregen. Aber sich da an den Theetisch setzen und: „ach, wie interessant!" und: „o, wie schön!" um sich her lispeln lassen, das soll er nicht, ich wenigstens mag ihn nicht so sehen, und sollte ich einst noch die Herrin eines Hauses werden, so werden Sie nie zu einem solchen Thee eingeladen werden. Aber wohl werde ich sagen: „kommen Sie nicht heute Abend?" Und wenn Sie dann kommen, da werden Sie zwei oder drei Männer finden, denen man gern zuhört, und eben so viele Frauen, die entweder sprechen oder schweigen können; Damen aber, die sich blos immer freuen, nie. Und nun Adieu!

An Henriette S.

Den 14ten.

Meine liebe, geistreiche Tante! — Unter den Worten, die in meiner Seele liegen und gegen Freunde ausgesprochen werden wollen, ist eines, welches ich Dir zuerst zu sagen mich gedrungen fühle. Dieses Wort ist: es hat mich nicht bald ein Urtheil so wahrhaft herzlich erfreut, wie das Deinige über meinen Abderrahman.

Du hast mir widerfahren lassen, was uns armen Dichtern so selten widerfährt — vollkommene Gerechtigkeit. Die meisten Leser sehen etwas von dem, was wir gemacht haben; einige sehen das ganz ein, aber nur sehr wenige fühlen, was wir gewollt haben. Du hast es gefühlt und hast es selbst anerkannt, daß ich zwanzig Romanzen um des Gedichtes willen aufopferte. Das ist für einen Dichter wirklich eine That — Du hast das begriffen — ich danke Dir, meine Tante.

Auch das hat mich gefreut, daß Du sagst, Poesie sei meine eigentliche Stärke. Es scheint Dir nicht blos so, es ist so, und es ist ganz natürlich. Wer, dem es gegeben ist, Poesie zu reden, wird in ihr nicht schöner, feuriger, freudiger reden, als in der Prosa, welche nur der Form nach die freie Rede heißt, während die Poesie

es im Geiste und in der Wahrheit ist, da in ihr Herz und Seele ihr ganzes volles Leben ausströmen dürfen, ohne daß sämmtliche vernünftigen Leute auf der Welt das Recht haben, die Köpfe zu schütteln.

Ach ja, Poesie ist die Sprache meines Heimathlandes; aber was half es mir, daß ich, noch ein Kind, sie schon sprach? Einzelne hörten auf mich mit Liebe, aber die Mehrheit hörte mich nicht, und der Dichter bedarf es, von der Mehrheit gehört zu werden, ich wenigstens. Man sagte mir, das würde nur geschehen, wenn ich die allgemeine Sprache der Zeit, die Prosa, redete. Einige Freunde meinten: wenn ich ewig im Orient bliebe, könnte ich freilich hier in Deutschland mit meinen Worten nicht treffen. Sie sprachen verständnißlos, das wußte ich wohl; aber sie sprachen im Geiste der Zeit. Sollte ich nun die Gegenwart aufgeben und für die Zukunft dichten? Ich halte mehr vom Haben, als vom Hoffen. So entschloß ich mich denn, schrieb Prosa, und nun scheint man mich ja zu hören. Ist es noch zu früh, so ist das nicht meine Schuld — nach meiner Neigung hätte ich erst in zehn Jahren einen Roman geschrieben; aber man wollte es nicht anders, und so muß man denn zugleich mit meiner Prosa auch meine Jugend mit hinnehmen, muß es sich gefallen lassen, daß ich die Charaktere noch oft nur skizzire, statt sie auszumalen, daß die Einzelnheiten mich langweilen, daß ich noch manchmal unruhig bin, wo ich ruhig sein sollte. In zehn Jahren wird das Alles anders sein. Einstweilen sag' ich Dir und Deinen schönen dunklen spanischen Augen ein warmes Lebewohl.

Den 15ten.

Heute ist Pfingsten, das Fest des Geistes, das Fest der Freiheit, denn der Geist macht frei.

Freiheit — dehnt Ihre Brust sich nicht aus, athmen Sie nicht in einem langen Zuge durstig Gottes Luft und sagen: Freiheit! Ich thue es. Freiheit ist meine Sehnsucht — wie je ein gefesseltes Volk, so drückt mich jede Kette.

Frei sein, das ist Glück; frei sein von sich selber, von der Welt, von der Hoffnung, von den Menschen, von Allem, nur nicht von Gott und von der Liebe. Wollen wir es nicht werden? Ich denke. Wir werden ja wol die Kraft haben; um die Freiheit ist ein herrlicher Kampf.

Um Liebe und aus Liebe Alles thun und Alles dulden, aber aus Knechtschaft nichts — das sei unser Wahlspruch. Wir werden vielleicht Manches aufgeben müssen, was die Menschen uns geben könnten — vielleicht manchmal selbst unsern Willen — nämlich da, wo er gegen einen andern tyrannischen zu schwach ist. Gut, geben wir ihn dann auf, wollen wir nie länger, als eine Stunde, was wir nicht können; die Freiheit ist jeder Entsagung werth.

Es giebt keine größere Erniedrigung für den Menschen, als Hartherzigkeit anzuflehen. Das Elend des Bittens — o, das Herz

muß unter dieser Qual sterben! Hilfe fordern, das ist des Menschen Recht; aber bitten sollte der Mensch den Menschen nur um Verzeihung; die Bitte gehört Gott.

Ein Dichter, der alles Große fühlte, Byron, hat auch das gefühlt. Wenn Sie einst Marino Faliero lesen, so werden Sie an die Stelle kommen, wo die Dogaressa vor dem Rathe hört, daß ihr Gemahl verurtheilt sei. Da sagt sie einige Worte, es ist wahr, aber mehr fragend als bittend, oder eigentlich nur versuchsweise. Und als sie die kalten Augen der Richter sieht, frägt sie nach einem scharfen Vorwurf gegen den einen: „ist keine Hoffnung?" — „Herrin, es kann nicht sein;" ist die Antwort. „Dann stirb, Faliero!" sagt sie zum Dogen.

„Dann stirb!" das muß der freie Mensch zu allem Irdischen sagen können, d. h. zu Allem, was nicht Liebe ist. Liebe ist des Leidens werth.

Adieu; — ich fahre aus, um einen Besuch zu machen.

An Agnes Franz.

Den 20sten.

Liebste! — In diesen Tagen kann Dich unser Heim nicht empfangen; wir selber sind nicht dort — ich schreibe Dir aus der ehrwürdigen Stadt Schweidnitz, wo Du so lange wohntest.

Wir fuhren vorgestern in den Frühling hinein, leider auch in den Staub. Nun, der Frühling war doch schön, wenn auch durch den Staub gesehen. Die Aepfelbäume, der Flieder, die Roßkastanien und die Rapsfelder standen in weißer, lila und goldgelber Blüthe. Die Erlen grünten voll in den Brüchen, die Eichen fingen an zu grünen, die Birken leuchteten überall, aus der Ferne, in der Nähe; in den Niederungen auf den Wiesen, in den Waldungen zwischen den Kiefern. Ich sage Waldungen — wir kamen wol nur durch Waldstrecken, aber sie waren so einsam wie Waldungen. Ich dachte mich mit Mutter in ein einsames altes Waldschloß und fragte mich, was für ein Leben das wol werden würde. Die Phantasie meinte: ein ganz heimliches.

Gegen Sonnenuntergang fuhren wir durch eine Lichtung im Walde auf die Oder zu; ein eleganter Wagen kam von einer andern Seite, auch in der Richtung auf den Strom zu. Wir fuhren rasch, um mit ihm zugleich bei der Fähre anzulangen, und ich knüpfte schon Vermuthungen an den Staub seiner Spur, da fuhr er rechts den Weg zu einer andern Fähre, während wir links einlenkten. Wenn nun interessante Menschen darinnen saßen, wie ich es wollte, so haben wir eine angenehme Begegnung verfehlt.

Wir kamen nach einigem Warten auf die Fähre. Der Strom

war ganz ruhig und weißlichblau; einige Kähne lagen und fuhren auf ihm; ihre Masten erhoben sich schlank, ohne Segel. Ich stand an der kleinen Kajüte und wandte mich zurück nach dem Ufer, welches wir verließen. Es war leicht erhöht; auf den Höhen zu beiden Seiten des Weges lagen einige Häuser — ich kann Dir versichern, auf dem Grund des rosenwolkigen Abendhimmels konnte man sie mit ihrer Umgebung von Bäumen mit Freuden malen. Links von ihnen war ein kleiner Hügel, über den ein Kieferwäldchen sich hinzog; hinter diesem ging eben die Sonne unter — o, Liebste, das rothe Gold, wie es hinter den braunen Stämmen und grünen Kronen flutete, wie war es schön! Ich hätte noch lange auf der Fähre stehen mögen, aber sie landete, wir fuhren noch einige Stunden, kamen nach Neumarkt, schliefen dort und fuhren gestern etwas spät aus, so daß wir erst gegen Mittag in Laasan, zwei Meilen von hier, ankamen. Hier waren die Pferde durstig und mich hungerte — so folgten wir dem versprechenden Aeußern des Gasthauses; aber wir täuschten uns wie weiland Don Quijote — das war kein Ort für Damen. Die Gaststube war die einzige offene, und in dieser erblickte man nur Wegebauern. Mama wollte nicht hinein; aber ich sagte: „es ist nordamerikanisch!" und so ließen wir uns denn zu Milch und schwarzem Brot an ein besonderes Tischchen nieder. Der Wirth war klein, nicht rund, aber behaglich und dabei rührig; er trug ein schwarzes Sammetkäppchen über einem weißen Gesicht, in welches ein Niederländer die Falten gemalt zu haben schien. Wir unterhielten uns mit ihm; der Aufseher der Wegebauer, ein großer starker Mann, ehemaliger Militair, mischte sich darein; einige der Bauern, thaten dasselbe, ganz artig, wie ich überhaupt fand, daß der Lärm vor uns mehr und mehr verstummte. Nach einiger Zeit begann der Aufseher mit dem Wirth und zwei Bauern Karten zu spielen; ich war neugierig auf das Spiel und fragte. Da lud man mich ein mitzuspielen, damit ich es lerne. Einen Augenblick zögerte ich; dann setzte ich mich lachend hin und spielte unter dem Beistande des Aufsehers und seiner Frau. Da hättest Du das Vergnügen sehen sollen, besonders da ich mich rasch in die Karten fand, und Spade, Bastan, Denar und Kuppe unterscheiden lernte. Ich weiß nicht, ob ich die Namen recht schreibe; aber klingen sie nicht ganz spanisch und italienisch? Ich verlor an einen Spieler, dem die gute Laune aus den Augen heraus lachte, eine Flasche Bier, kredenzte aber fünf und habe gewiß ein gutes lustiges Andenken zurückgelassen. Nun jauchzte ich über die herrlichen Aepfelbäume, wie ich sie seit langer Zeit nicht gesehen hatte, ließ mir einen Zweig abbrechen, an dem noch Thau war — denke, in der Mittagsstunde! — Dann grüßte ich den Todten und, als wir die Stadt sahen, meinen werthen Bekannten, den Rathsthurm. Um drei Uhr saß ich hier beim Großonkel.

An dieselbe.

Den 24sten.

Liebste! — Das Schlesierthal mußte ich sehen. So fuhren wir denn gestern hin, begleitet von den beiden Dir wohl bekannten Brüdern, die Du einst scherzend Edgar und Heinrich nanntest.

Heinrich fuhr mit uns, Edgar kam uns ritterlich nachgesprengt. Wir hatten so viel zu schwatzen und zu lachen, daß wir erst kurz vor Kynau anfingen ordentlich auf die Gegend zu achten. Die war denn sehr heiter durch Frühlingsgrün und Sonnenlicht und hatte weiche anmuthige Formen. Nach kurzer Rast Angesichts der Burg stiegen wir bequem zu dieser hinan. Hier hörten wir erst das Echo und sahen hinunter in das Thal, wo ein Fichtenberg wunderschön dämmernd eben vor uns lag, und dann thaten wir das Eigentliche, indem wir uns unbeschreiblich darüber freuten, daß die Mauern so schön verwittert und so vortrefflich kahl und die Fensterbogen ganz leer waren, daß zwischen dem Gemäuer grüne Grasflecke lagen und Bäume wuchsen, und daß besagtes einziges Gemäuer gar so gütig war, an einer Stelle über kurz oder lang einen prächtigen Einsturz zu versprechen. O die Wonne für alle poetischen Gemüther, wenn es stürzen wird — stürzen, Liebste, denke nur, wirklich und wahrhaftig stürzen, einstürzen — nun, wenn das geschehen ist, so reise ich hierher, um zu sehen, wie es liegt.

In der Rüstkammer fand sich wirklich eine halbe Rüstung. Edgar setzte die Sturmhaube auf und sah mit seinem feinen Gesicht und seinen ernsten braunen Augen sehr gut darin aus. Dann kam Heinrich von einer Entdeckungskletterung auf eigene Hand zurück und wurde gleich von Edgar vorgenommen, der ihn halb einkleidete. Er sah in der Eisentracht unbeschreiblich komisch aus, und dieser Eindruck wurde durch sein Geschrei wegen Edgars unsanfter Behandlung noch erhöht. Mich kleidete der Helm auch nicht — ich bin keine Bradamante; aber schwer war er gar nicht.

Auf dem Thurme war viel Wind. Es wurde noch einmal geschossen, und hier oben war das Echo etwas bedeutender. Als wir wieder unten anlangten, zeigte der Führer uns einen Raum, den der Graf zu einer Waffenkammer einrichten wolle. Wir gingen hinein und standen mit langen Gesichtern vor einer einsamen Mangel. Heinrich sagte: die sei hier kein Mangel, sondern ein Ueberfluß.

Nun saßen wir in einer Laube bei einer drollig zusammengesetzten Mahlzeit, da — Heinrich hatte mir gesagt, man würde kommen, um mich anzusehen, Mariens wegen. Das geschah denn jetzt in der Laube; ich muß jedoch hinzusetzen, daß man es mit großer Schonung that. Und weißt Du: was ich that? Gar nichts — ich saß resignirt

still. Heinrich bezeigte mir nachher seine aufrichtige Theilnahme; es ist doch ein Trost in der Welt, ehrliche Freunde zu haben.

Nachdem Heinrich einige Blumen für mich eingepackt hatte, gingen wir hinab in das Schlesierthal. Bis auf einen Wiesenabhang und eine Brombeerhecke fanden wir keine Hindernisse im Wandern. Das Thal ist lieblich durch und durch. An einer Stelle im Grunde kam die Weistritz in grüner Schlucht auf uns zu, und rechts über ihr schaute die Burg aus der Höhe. Diesen Punkt will Heinrich zeichnen. Ueberhaupt untersuchten wir den ganzen Weg über, was malerisch sei und was nicht. Was nicht, fanden wir öfter, betrübten uns jedoch nicht darüber, sondern unterbrachen unsere Untersuchungen, so oft uns eine Albernheit einfiel, durch das hellste Gelächter, und ich kann mit dankbarer Rührung sagen, das war beinahe alle fünf Minuten.

Das Thal muß von Süden nach Norden gehen; denn so viel ich mich erinnere, hatten wir die Abendsonne, oder vielmehr den sie andeutenden Schein den Weg über links. Erst später auf der Straße sahen wir sie, und Edgar grüßte sie militärisch.

Ich empfing, ehe wir aus dem Thale auf die Straße, also aus der Poesie in die Prosa traten, noch ein Maiblumensträußchen von Edgar. Zu Hause, müde vom Wandern und Lachen, angelangt, legte ich einige Stengel daraus und die Blumen von der Burg in ein englisches theologisches Werk, welches ich mir zur Erbauung mitgenommen und noch nicht einmal aufgeschlagen hatte. Dann las ich noch ein reizendes Lied, und aus dem Eindrucke, den es mir gab, und aus den Erinnerungen des Tages wurde in meiner Seele, was ich Dir hier sende:

Wie dichtest Du schön!
Wir sahn heut' die Birken
Von den Felsen wehn,
Wir sahen die Fichten
In den Tiefen stehn;
Blau waren die Höh'n,
Die Luft war ein Schimmer,
Das Grün ein Geflimmer —
Und wie dichtest Du schön!

Dein Lied wie schön!
Es rauschten die Bäume
Einen leisen Gesang,
Wie Lieder durch Träume
Zog der Wellen Klang;
Es webte Getön
Ringsumher, doch eines
War lieblich, wie keines —
Ja, Dein Lied war schön!

Den 26sten.

Daß doch auf einen farbigen Tag immer mehrere graue folgen! Vorgestern war ein hellgrüner — gestern und heute — nun, morgen bin ich wieder zu Hause und finde meine Bäume und meine Dichtungen wieder.

Bei Dichtungen — ich hätte nicht gedacht, daß ich in vier Tagen, die ich in Schweidnitz verlebte, Zeit zu fünf Liedern finden

würde. Wo sie herkommen — ich weiß es nur von dem vorletzten und dem letzten. Jenes entstand aus dem Grün im Schlesierthale; dieses kam gestern Abend aus einem Nachtigallenneste auf der Schweidnitzer Promenade, deren köstliche Schatten wir von der untergehenden Sonne durchleuchtet sahen. Da haben Sie es:

Die Glocken läuten,
Die Birken duften,
Die Nachtigallen
Singen die Lieder
Der Liebe, des Frühlings,
Nahe und süß.

Jetzt tönt es drüben
Im schönen Lande
Am Mittelmeere:
Ave Maria!
Das Ave Maria —
Hören wir's einst?

Hören wir's einst? Daß man in unserer Zeit noch so fragen kann! Das paßte sich, als Odysseus schiffte. Aber freilich, einst heißt in unserer Sprache bald, in zwei Jahren, in einem Jahre.

Sie sagten: „ich bin nur heiter, nicht glücklich; ich würde auch nie glücklich werden, denn ich würde nie erreichen, was ich will." Und wer erreicht denn das? Glück ist Befriedigung, und fragen Sie doch nach der in der Welt. Drinnen ist sie, aber —

Wir verließen einst in Dresden eine Akademie des Improvisators Bindocci. Ein Freund begleitete uns und sagte, als wir hinaus auf die dunkle Straße traten: „ich habe mein Argomento in der Tasche behalten." — „Was für eines war es?" fragte ich. „Dov'è il Paradiso," antwortete er. Seine Stimme war eine von denjenigen, in denen Ruhe über mächtiger Leidenschaft schwebt. Diese Worte, von dieser Stimme in der dunklen Straße gesprochen, blieben mir für immer im Ohre, oft noch wiederholte ich sie mir, und eines Tages dichtete ich:

Wo ist das Paradies?

Wo ist's? Du hast es einst gefragt;
Wo ist's? Daß ich es könnte sagen!
Wo hat ein Morgen über ihm getagt?
O unf're ew'gen, ew'gen Klagen!
Wird nie ein Stern den Weg uns zeigen,
Und wär' es unabsehbar weit,
Durch aller Wüsten glühend Schweigen,
Wär's nur zu unf'rer Seligkeit.

Nicht Seligkeit, wie einst im Licht
Sie lohnt Entsagung und Beschwerde,
Das Paradies ist von dem Himmel nicht,
Nur von der schönen sünd'gen Erde;
Es wird durchzuckt von süßen Schmerzen,
Und nicht von Engeln klar und rein,
Von unsern armen Menschenherzen
Will brennend es empfunden sein.

Und wenn es wär' in unf'rer Brust,
Und wenn ein Wort es uns erschlösse
Und dann der Flammenstrom von seiner Lust
Mit eins allmächtig sich ergösse?

Du weißt es nicht, da du gefraget,
Doch einen, welchem hell und heiß
Die Lieb' im Herzen einst getaget,
Den will ich fragen, ob er's weiß.

Das Paradies ist das Glück, und in der Welt ist es, wie der Garten von Irem in der Wüste, verloren für unser Geschlecht, aber offen dem Einzelnen, dem es plötzlich sichtbar wird. Wenn er dann hineintritt, so kann er Flammen trinken lernen; aber am Morgen, wenn er aufwacht, liegt er wieder in der Wüste.

Möchten Sie glücklich gewesen sein und dann noch weiter leben? Guten Abend! — ich wollte: es wäre erst Schlafenszeit. Ein Zweig von einem der schönen Lerchenbäume im Kynauer Thale duftet traurig in meinem Körbchen und trägt Ihnen einen Abschiedsgruß an seinen Vater auf. Er müsse hier verwelken, läßt er sagen. Ich füge hinzu: ich würde ihn aufheben.

Den 27sten.

Zu Hause — ich bin wieder zu Hause! „Nun, das ist doch zu arg," werden Sie sagen, „nach acht Tagen eine solche Freude." Es mag kindisch sein; aber ich kann nicht anders — mir ist gar zu wohl in meinem lieben Zuhause. Das grüne Meer des Frühlings schlägt nun ringsumher Wellen, die Fliederblüthen schimmern daraus hervor, die Nachtigallen singen das Willkommen. Nur für unsere hohen Rasenplätze muß ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, wenn Sie kommen. Auch ist mein gutes Federmesser verlegt, daher werden Sie diesen Brief noch weit schlechter lesen können, als die vorigen. Mais n'importe, poète; Sie haben gute Augen.

Gestern Abend langweilte ich mich so, daß ich mich voll Verzweiflung in die Ungezogenheit rettete und alle Spaziergänger auf dem Markte durch die Lorgnette anstarrte. Sie waren aber alle so uninteressant, daß ich die Mutter ernsthaft fragte: ob sie wol glaube, daß in Neumarkt ein interessanter Mensch lebe. Sie antwortete: o ja! Ach, ich langweilte mich grenzenlos, aber mitten in dieser Abspannung hörte ich

Das Lied des abgebrochnen Zweiges.

Von meinem Vater
Rissen sie mich;
Ein Jüngling that es,
So schlank wie ich.

Ein blasses Mädchen
Hing ihm am Arm,
Die hat mich gehalten
Zwischen Fingern warm.

Im ganzen Thale
Trank Thau das Grün,
Ich mußte fühlen
Der Finger Glüh'n.

Die Stunden zogen
Langsam vorbei,
Ich lernte fühlen:
Was Welken sei.

Du blasses Mädchen,
Welke nicht auch,
Wie ich muß sterben
Vor heißem Hauch!

Ich wollte: der arme Zweig wäre nicht abgebrochen worden. Trotz des Welkens duftet er noch. Ich habe ihn zu einigen chaotischen Briefen gelegt, die Ihnen wol bekannt sind. Da mög' er sich entnadeln.

Daß Sie aber den Aepfelbaum dem Granatenbaum vorziehen wollen! Ja, die rosige Aepfelblüthe ist reizend, aber der immer grüne Granatbaum, an dem die Sonnenstrahlen die Blüthen feuerroth küssen — wissen Sie denn, wie er dastehen mag unter spanischem Himmel? Ich lieb' ihn unbekannter Weise ganz brennend; denn aus den Granatäpfeln, welche die Geister mir brachten, nahm ich die Romanzenperlen, die Ihnen ja auch so gefallen.

Und die Wüste lieben Sie auch nicht; Sie sagen: wir passen nicht hinein. Das glaube ich; aber das ist die Schuld unserer Prosa, nicht die ihrer Poesie. Und dazu versicherten Sie noch, Sie könnten nie unglücklich werden. **Poète**, ich muß Ihnen sagen, Sie sind entsetzlich prosaisch.

An Adele von H.

Den 30sten.

Liebe Blonde! — Wenn Sie wüßten, wie bange mir's thut, mit Ihnen so lange nicht über Nichts und Alles plaudern zu können. Das ist uns Frauen so nothwendig, und mit keiner geht es so gut, wie mit Ihnen. Ich denke immer an Ihren Bruder, wie er auf die Bemerkung meines Vaters: „die Beiden haben ewig zu plaudern!" mit dem Tone der innersten Ueberzeugung antwortete: „ja, das weiß Gott." Er hatte Recht.

So vieles fliegt mir durch den Kopf, was ich Ihnen mittheilen möchte, und nun fliegt's fort in die Luft. So hatte ich eben Gedanken über Koketterie, dieses Wort, von dem die Meisten eben so wenig wissen, was es heißt, wie von Bescheidenheit. Um bei diesen bescheiden zu heißen, muß man durchaus nicht ahnen, was man ist, und zu jedem Lob: „ach, ich bitte recht sehr!" antworten. Und kokett sein heißt bei ihnen eine Loreley sein, welche die Menschen erst durch süßen Gesang lockt und dann jämmerlich ertrinken läßt. Kokett sein ist allerdings das eigenste Wesen zu einer Lockung für Andere machen; aber es kommt Alles darauf an, wie, wann und gegen wen die Frau es thut. Thut sie es mit Absichtlichkeit und mit Ernst gegen mehrere Männer, so ist sie unwürdig; thut sie es gegen alle Männer, so wird sie albern; thut sie es aber gegen alle Menschen, so ist sie allgemein liebenswürdig, und thut sie es gegen den Geliebten oder gegen den Mann, so thut sie nichts, als ihre Pflicht.

Gegen den Geliebten thut es jede Frau, die es kann, unbewußt, aus Liebe, wie sie aus Freude lächelt. Die es gar nicht kann, die kann auch nie liebenswürdig sein, sondern gehört unter die Zahl der Frauen, aus denen die gewöhnlichen Schriftstellerinnen ihre Unverstandenen nehmen, unglückliche Geschöpfe, die ich immer angähnen muß.

Eine solche Frau kann geheirathet, aber niemals mit etwas Wahnsinn geliebt werden — ich bedaure sie herzlich. Eine Frau, die nicht geliebt worden ist, die ist ein Diamant, vielleicht von seltenem Werthe, aber nie an das Licht der Sonne gekommen, um zu glänzen und zu blenden. Könnte sie liebenswürdig sein und fehlt es ihr nur an der Gelegenheit, so ist es eines der tragischen Frauenschicksale.

Einen Brief habe ich bis jetzt von einer lieblichen Blonden, die es feierlich versprach, noch nicht erhalten. Es wundert mich eigentlich nicht; wie kann ein Schmetterling schreiben? Aber auch die Romanesca haben wir vergessen. Ich werde mir sie von Ihrem Bruder ausbitten lassen, der die ersten Tage mit dem Papa um das leere Haus herumgegangen sein soll, als säh' er etwas Neues daran. Von den Pflanzungen Ihres Gebieters weiß ich nichts, — vermuthe aber, daß sie den Mangel an Regen tief empfinden werden. Glückliche weitere Reise!

An Agnes Franz.

Den 31sten Nachmittags.

Liebste, ich wollte, du wärest bei mir. Die Gewitter hängen ringsum am Hauch eines Luftathems. Erst fiel ein wilder, frischer Regen — ich möchte sagen, er warf sich aus dem Wolkendunkel herab, so stürzte er herunter auf die Erde. Und diese athmete auf, und ich auch. Mein Wesen kommt so ganz aus der Natur, daß ich mit ihr leide und erquickt werde. Ich wandte auch an, was ich sah und dachte: wie dieser Regen zur Erde, so muß zu einem Menschen die Erfüllung einer Hoffnung kommen, die er schon aufgegeben hat. Es muß wunderschön sein, einen Menschen so mit Erfüllung zu überraschen! dachte ich weiter, und meine Gedanken blieben hierbei nicht scheu schweben, sondern thaten Fragen an mich, die ich aber noch nicht beantworten konnte. Ich zweifle noch in Manchem an Vielem, und die Ungewißheit dämmert um mich her und ängstigt mich ebenso, wie die Gewittergewißheit. Das Alles fühlte ich; da hörte der Regen langsam auf, ich trat in die Thür, lehnte mich müde mit dem Kopf an, trank die Luft, als dicht jenseit der Bäume Blitz und Schlag knatternd herunterfuhren, und seitdem ist es so schwül, so heißschauerlich, und mir ist so bange, daß ich wohl wünschte wieder zu deinen Füßen sitzen zu können, den Kopf auf deine Kniee gelegt, deine liebe Hand in meinen Locken fühlend, wie damals in der bösen Gewitternacht, wo ich

alle Angst über deiner stillen Nähe vergaß. Da ruft der Donner von weitem — ich gehe zur Mutter.

Später.

Es regnet fort — die Nachtigall jubelt — das Gras schießt fast zusehends auf. Liebste, wird die Ungewißheit auch in warmem, grünem Frieden verschmelzen? Gott mit Dir und jeder kindlichen Hoffnung!

Juni.

Den 2ten.

Poète, es ist Schade, daß Sie nicht hier sind. Das Jahr ist jetzt in seiner höchsten Schönheit — die Saaten sind noch grün, die Schatten voll, aber noch durchsichtig, Jasmin und Akazien duften, die Erdbeeren blühen noch und die Rosen sind auf dem Wege dazu. Ich fürchte, wenn Sie kommen, ist schon von Allem der Schmelz geschmolzen.

Gestern Abend war es besonders schön; kühl, aber auch so frisch, und überall Duften. Ich ging mit einem Jasminzweige durch den Wald — draußen lieb' ich den Duft, der im Zimmer mich bleich macht.

Aber im Herzen bin ich nicht wohl — weiß nicht, was es ist. Sollte ich krank werden, so schreibe ich Ihnen, daß Sie nicht kommen; Sie haben noch nicht Geduld genug, um Anderer Krankheit zu ertragen.

Die Akeley hängt die Blüthen, als hätte sie unendlich viel halbtraurig zu bedenken. Ich werde mit gedankenvoll, wenn ich sie ansehe. Ob wir unsere Ideale finden werden, poète? Könnte leicht sein: nicht. Und was dann? Ruhig, wir sind Dichter. Wenn wir selber uns nicht die Schwingen an unheiligem Feuer versengen — zerbrechen kann sie uns keine menschliche Hand, und Gott wird es ja wol nicht thun. So können wir denn über Alles hinwegschweben und lächeln, wenn es unser Loos sein sollte, keinen Hügel zu finden, auf dem wir wohnen können. Und ist denn

Das Verlangen der Motte nach dem Stern,
Der Nacht nach dem Morgen,
Unsere Sehnsucht nach etwas, das fern,
Aus dem Kreis unsrer Sorgen,

ist dieses ewige Sehnen ein Leiden? Vielleicht, aber dann ist es eines, süßer als alles Genießen, eine Flamme, welche das Unreine in uns verzehrt, und rein sein vor Gott, o, was wollten wir weiter noch, wenn wir das wären?

Die vier Verse, die ich eben schrieb, sind von Shelley, dem Dichter, von dem ich erst einzelne Worte kenne, nach dem ich mich sehne und vor dem ich mich auch fürchte. Byron zweifelte, Shelley läugnete. Da fürchte ich, daß mich schauern werde, und doch — adieu für den Augenblick!

Nachmittag.

Shelley läugnete? Ich erinnerte mich, daß ich unter meinen Auszügen einen Aufsatz hätte, den ich einst in einem englischen Taschenbuche unter seinem Namen fand. Ich suchte den Aufsatz und fand ihn. Hier ist er — theilweise; ganz kann ich ihn nicht übersetzen.

„Ueber Liebe.

Was ist Liebe? Frage den, welcher lebt, was Leben ist; frage den, welcher anbetet, was Gott ist.

Du frägst, was Liebe ist? Es ist die mächtige Anziehung zu Allem, was wir uns außer uns denken, oder fürchten, oder hoffen, wenn wir in unsern Gedanken die Kluft einer ungenügenden Leere finden und in allen Dingen, die da sind, eine Uebereinstimmung mit dem, was wir in uns erfahren, zu erwecken suchen. Wenn wir reden, möchten wir verstanden werden; wenn wir dichten, möchten wir, daß die luftigen Kinder unsers Gehirns in dem eines Andern wieder geboren würden; wenn wir fühlen, möchten wir, daß die Nerven Anderer wie unsere zitterten und die Strahlen ihrer Augen mit uns aufleuchteten und sich mit unsern verschmölzen; daß nicht Lippen von bewegungslosem Eise Lippen antworteten, die von des Herzens bestem Blute glühten und bebten — das ist Liebe.

Daher lieben wir in der Einsamkeit, oder in dem verlassenen Zustande, wo wir von menschlichen Wesen umgeben sind und doch nicht von ihnen verstanden werden, die Blumen, das Gras, die Gewässer und den Himmel. Selbst in der Bewegung der Frühlingsblätter, in der blauen Luft findet sich ein geheimes Einverständniß mit unsern Herzen. Eine Beredtsamkeit ist in der sprachlosen Weide und eine Melodie in den fließenden Bächen und in dem Rauschen der Rohre neben ihnen, welche durch irgend eine unbegreifliche Beziehung zu einem etwas in der Seele unsere Lebensgeister in athemlosem Entzükken tanzen machen und Thränen geheimnißvoller Weichheit in unsere Augen bringen, wie die Begeisterung eines patriotischen Erfolges, oder die Stimme eines geliebten Wesens, die euch allein vorsingt. Sterne sagt: wenn er in einer Wüste wäre, würde er eine Cypresse lieben. So bald dieses Bedürfniß oder diese Kraft todt ist, wird der Mensch ein lebendiges Grabmal seiner selber, und was noch lebt, ist die bloße Hülse von dem, was er einst war."

Diese Worte sind nicht die eines Läugners; im Gegentheil: ich habe noch keine gelesen, welche wehmüthiger die unendliche Bedürftigkeit des Menschen anerkennen. Auch bewegen sie mich immer tief,

und die innigsten konnte ich nicht übersetzen, aus demselben Grunde, aus dem, wie Sie sagen, ein Dichter gerade an die Frau, die er am meisten liebt, keine Gedichte machen kann. Doch Sie haben nun wenigstens eine allgemeine Empfindung des Aufsatzes, und später können Sie ihn ja in der Ursprache lesen. Ich will jetzt hinaus unter die Wolken.

Später.

Der Regen beginnt leise wie eine Geschichte, die ein Mädchen heimlich Mädchen erzählt. Ich sah ihm entgegen aus dem Buchengange, dessen Zweige lebendig über mich rauschten, während die Vögel rastlos zwitscherten und schwirrten. Ein Jasminzweig duftete wieder zwischen meinen Fingern. Ich liebe den Jasmin mit seinen reinen Blüthen; was lieb' ich nicht Alles, was da blüht und duftet! Lange ging ich auf und ab, die Luft strömte erquickend aus dem Abend — wenn nur Gedanken — nicht aus meiner Welt, da bin ich Königin — aber aus der Wirklichkeit mit mir auf und ab gezogen wären. Ich sage ihnen zehnmal des Tages: laßt mich doch — ihr helft mir nichts — die Zeit wird's lehren, was da kommen soll. Umsonst, sie ziehen und singen wie die Grillen ihr eintönig Lied fort und fort. Und ich muß doch warten, so gut wie jeder Andere — die Wirklichkeit kümmert sich nichts um eine Dichterin. Wohl wollte ich, daß ich auch in ihr einmal Königin wäre — ich wollte mir ein Loos schaffen — „ich weiß schon, was für eines!" — höre ich Sie ausrufen — nein, Sie wissen es nicht, aber Sie sollten es sehen. Auch Ihnen würde ich ein recht helles, farbiges schenken, aber — wer keine wirkliche Königin ist, das bin ich und so, adieu, poète!

An K. U.

Den 2ten Abends.

Ich fühle eine Verpflichtung in mir, Ihnen wieder einmal Rechenschaft von meinem Dichten und Treiben zu geben. Ich lasse die frische Luft und habe mich hergesetzt — nein, ich lasse sie nicht, gehe hinaus und schreibe morgen weiter.

Den 3ten Morgens.

„Ja," werden Sie sagen, nachdem Sie diesen Anfang und dieses Abbrechen gelesen haben, „ja, so ist sie; immer vom Augenblick erfaßt und ihm nachgebend, dahin und dorthin gezogen — was soll daraus werden?" Ja, so bin ich; aber glauben Sie mir, es wird doch etwas daraus werden.

Freilich den Gang der Philosophie hab' ich noch nicht studirt, kann es auch jetzt nicht. Es wäre Samen in den Wind gestreut, statt in den Boden; ich bin noch zu bewegt, um systematisch philosophiren zu können. Auf meine Art thue ich es — ich stehe oft mitten in der Lebhaftigkeit still und denke nach — damit lassen Sie sich fürs Erste

genügen. Daß ich Philosophie studiren soll, um besser dichten zu können, kommt mir ein bischen vor, als wollt' ich die Stimme lernen, um singen zu können. Singen und Dichten muß man eben können — man kann beide Kräfte ausbilden, und das will ich auch thun, aber haben muß man sie von vornherein, lernen lassen sie sich nicht. Ein Philosoph kann genau beweisen, warum eine Rübe wachsen muß; aber wachsen lassen, wenn sie nicht von selber wächst, kann er keine.

Doch sag' ich der Philosophie nicht ab; im Gegentheil, ich glaube, sie wird mich einmal nöthigen, sie anzuhören. Das werd' ich dann thun, aber Christin sein, so wie jetzt. Höheres als „unser Vater, der du bist im Himmel," können mir alle Philosophen nicht sagen.

Auch wird die Poesie mir immer höher stehen, als die Philosophie. Diese spricht über das Leben, jene ist das Leben selber. Darum veralten auch die Philosophen, und die Dichter bleiben. Homer, Tausend und eine Nacht, Ossian, die Nibelungen — sind die nicht ewig jung? Und die griechischen Philosophen? Und die französischen? Und die deutschen? Warnten Sie selber mich nicht, das Geschichtliche nicht für Gegenwärtiges zu nehmen?

Jede Philosophie ist nur die geistige Ausdrucksweise ihrer Zeit. Poesie bleibt aus den Zeiten zurück — sie ist die zum Wort gewordene Natur. Die Zeiten sind nur Erscheinung, die Natur ist Wesen.

Wenn ich aber hierin meinem eigenen Kopfe folge, so bin ich in anderer Art um so überzeugter von Ihren Gründen. Mein neuer Roman wird ruhig, so ruhig, wie ich es vermag. Ich habe ihn sogar in Scenen getheilt, um mir das Ausmalen gewissermaßen als ein Gesetz aufzuerlegen. Eine gewisse epische Breite würde ich auch jetzt noch nicht erreichen, aber — offen gesagt — die findet man in so vielen Büchern, daß man genug davon hat. Ich liebe überall mehr die Ergebnisse, als die Untersuchungen — die letztern sind auch nur die Sache der Männer, wir Frauen verstehen nichts davon. Es giebt allerdings Ausnahmen von dieser Regel, aber ich bin keine Ausnahme, nichts als Dichterin, im Uebrigen nur ein einfaches Mädchen. Darum wollen Sie nicht, daß ich ungewöhnliche Wege gehe; lassen Sie mich auf meinem natürlichen — es wachsen duftige Blumen daran; die will ich Ihnen immer treulich schicken.

Bald schreibe ich wieder — heute bin ich müde.

Getrenntsein.

den 4ten Morgens.

Die Ranken sind verschlungen,
Die Menschen sind getrennt;
Die Welt wird nicht bezwungen,
Die keine Liebe kennt.

Die Berge, die sich aufwälzen
Aus kaltem hellem Erz,
Die kann kein Feuer schmelzen,
Und brennte das kühnste Herz.
Und die goldnen ewigen Sterne
Mit den Strahlen, licht und lind,
Sind einander nicht so ferne,
Als es die Menschen sind.

Wissen Sie, was in diesen Versen ist? Die tiefste, unbestreitbarste Wahrheit. Schütteln Sie den Kopf? Sie werden es erfahren, daß Sie einsam sind. Jeder Mensch ist es auf der Insel seines Lebens — die andern kommen blos in Nachen zu ihm — bei ihm bleiben können sie nicht. Keine menschliche Liebe kann ewig bei dem Geliebten sein; die gottähnlichste auf Erden ist die einer wahren Mutter — und ein geliebtes Kind bleibt doch allein und oft in den dunkelsten Stunden — es ist Menschenschicksal, und Sie müssen es lernen.

Oder wüßten Sie es schon? Ist für Sie schon ein dunkler Tag gewesen, an dem die Gewißheit der Einsamkeit wie eine kalte Wasserflut über die Welt wuchs?

Was dann? Wollen wir ein Wechsellied der Klage anstimmen? Nein, das Klagen wollen wir Andern überlassen. Wir winken uns von Weitem lächelnd Grüße zu — der blaue Himmel ist über uns, die Bäume und Kräuter stehen um uns her; wir sehen die Vögel fliegen und sagen: Leben! wir sehen die Sterne wieder jede Nacht und sagen: Unendlichkeit! Unsere Geliebten geben uns das Mögliche — so bleiben wir ruhig, auch wenn wir einsam bleiben und dichten.

Sie schrieben einst: „ich fühle eine unsterbliche Seele und eine unsterbliche Poesie in mir." Nicht wahr?

Viele, die dieses lasen, würden gewiß denken: ich sitze mit blassen Wangen und starren Augen hier; anders könne man solche Gedanken ewiger irdischer Einsamkeit nicht schreiben. Aber ich sehe so heiter aus, wie man für gewöhnlich aussieht, wenn es einem ganz gut geht. Mancher würde getäuscht aussehen, wenn er mich sähe. Man kann sich gewöhnlich immer nicht recht denken, daß ein Mensch mit ganzem Blick die Nacht des Daseins ermessen und doch klar bleiben könne. Die weichen Menschen legen nach einem solchen Blicke die Hände vor das Gesicht und weinen, wie die Kinder allein im Dunkeln. Unter uns — ich thue es wol auch in Stunden, wo ich Mädchen bin; aber sobald ich dichten kann, bin ich stark.

Sentimentalität ist Jammern über das Unvermeidliche; wer das lebenslang und alle Tage thut, der ist sentimental. Einer meiner nächsten Helden soll es thun, aber nur Anfangs. Ich selbst mag es gar nicht thun; ich finde, der Mensch sieht nie kläglicher aus, als bei

solchem Jammer. Schmerz fühlen und es sagen — das ist unser Recht, aber jammern —

Ohne Trennung keine Vereinigung. Was uns Alle trennt, ist der irdische Raum, den die Liebe durchdringen, aber nicht vernichten kann. Wir werden vereinigt sein, sobald wir uns in Gott lieben werden. Good bye.

Gegen Mittag.

Ich habe eben ein Dutzend Blätter zusammengelegt, die Raden Saleh vollgeschrieben und vollgezeichnet hat. Ich will sie besonders einheften lassen — in ein Album passen sie nicht — er wollte nie ordentliches Papier nehmen.

Sie quälen mich immer, Ihnen von Raden Saleh zu erzählen, und wir hatten doch noch nie rechte Zeit. So hören Sie denn heute, am halben Regentage.

Ich sah ihn zuerst, als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Dresden den ersten Abend bei Tiedge war. Er kam herein, ohne mir aufzufallen; aber als Tiedge ihn mit einem „bon soir, mon prince," begrüßte, dachte ich mir gleich, daß er der javanische Prinz sei, von dem ich schon gehört und den ich mir als einen halben Wilden gedacht hatte. Das war er nun nicht; vielmehr erschien er mir sehr elegant und von hübschem, wenn auch kleinem Wuchs. Sein Gesicht war freilich ein noch nie gesehenes; aber mich stört dergleichen nicht, und ich fand ihn nicht häßlich. Zugleich dachte ich, eine solche originelle Erscheinung sei Gemeingut, und fing gleich an ganz naiv ihn auszufragen, was übrigens Alle thun mögen, die ihn zum ersten Male sehen. Ich wenigstens hörte später von einigen lebhaften Engländerinnen ihm ganz dieselben Fragen thun, die ich diesen Abend an ihn richtete. Nur konnten die Engländerinnen sehr wenig deutsch und er konnte weder englisch noch französisch, und so war ihre Unterhaltung eine der drolligsten, die man hören konnte. Ich hingegen verstand ihn gleich ganz gut, lachte unauslöschlich über ihn und schrieb Mutter noch an demselben Abende ganz glücklich über die Originalität meiner neuen Bekanntschaft. Noch größer aber wurde mein Vergnügen, als er mir beim nächsten Sehen erzählte: „mir Großvater Sherif." Ein Abkömmling des Propheten, so weit her es sein mochte, war für das ganze gute Dresden nichts, aber für mich war es morgenländische Wirklichkeit. Von diesem Augenblicke an war Raden Saleh mir eine poetische Gestalt. Hätte ich einen wirklichen Sherif aus Yemen haben können, so wäre mir der allerdings noch interessanter gewesen, aber auch aus Java kommend war ein Alide ein besonderer Mensch für mich.

Wir wurden nun gute Freunde und er erzählte mir von Java; von den Frauen, wie sie wohnen und in Gold sticken; von den Hochzeitsfeierlichkeiten; von den Städten, wie sie gebaut sind; von dem

großen Baume, der in der Mitte jedes Stadtplatzes steht; von den weißen Blumen, Mlathie, welche Aehnlichkeit mit Maiblumen haben, mit denen die Bräute sich schmücken, welche die Frauen in die Locken knüpfen, immer eine Blüthe an ein Haar. Ich habe viel von seinen Erzählungen wieder vergessen, aber der poetische Eindruck ist mir wie ein Duft geblieben. Er erzählte ohne poetische Absicht — überhaupt kam er mir poetischer vor, als er wol selber war. Auch seine Phantasie nahm nur wirkliche Gegenstände auf; daß die Phantasie das Recht habe, willkürlich zu verfahren, begriff er nicht; von Märchen und dergleichen sagte er: „domm Zeug." Auch las er in deutscher Sprache nur Geschichte und Reisebeschreibungen; die Dichter hätte er nicht verstanden — ihr Geist war ihm noch fremd. Ich sprach auch nie mit ihm in meiner Weise, sondern immer in der seinigen; eben so sprach ich kein ordentliches Deutsch, sondern in ganz besonderen — abgerissenen Wendungen — meist in Infinitiven: „bitte, das bringen;" oder: „heute kommen?" So verstand er am besten, d. h. am raschesten. Sein Holländisch-Deutsch war mir, wie schon gesagt, gleich ganz verständlich gewesen; die Geschichte: „die Tochter Harun al Raxid" hatte er mir nur einmal erzählt, und ich hatte sie nachdichten können. In dieser Nachdichtung fühlte er übrigens unsere Sprache. „Die Gefühle sind so morgenländisch," bemerkte er. Ueber Malerei hörte ich ihn gern sprechen; er sagte immer das Treffendste — so von den jungen Malern und ihrem Kunstgeschwätze: „sie immerfort sprechen und wenn dann machen soll, nichts kann. Muß nicht sprechen, aber machen." Und er machte wirklich Alles, was er anfing; das sah man beim Zeichnen. Er saß am Theetische, und da wurden die Skizzen, man wußte nicht wie. Einmal begleitete er uns auf die Kunstausstellung; da machte er die Bilder lebendig und zwar ohne alle Kunstausdrücke, durch ganz einfache Worte. Auch über das Augenblickliche ließ es sich sehr hübsch mit ihm schwatzen. Er hatte seine Augen überall, ohne daß man es merkte, machte sich lustig und sah dabei aus wie das beste Kind unter der Sonne.

Die Damen verzogen ihn. Sie schienen ihn sans conséquence zu betrachten. Er sagte selber: er sei ein bedorfenes Kind; das hieß: ein verdorbenes. Ihm war das ganz „angenehm," wie er zu bemerken pflegte. Auch diesen Winter soll es noch so gewesen sein, wie ein Bekannter mir schreibt. Ich muß übrigens sagen, daß Raden Saleh manchen unserer jungen Männer hätte lehren können, wahrhaft fein gegen Frauen zu sein.

Vor sehr geistreichen Damen hatte er Angst. „Wörklich, Fräulein," sagte er eines Abends zu mir, „ick heb schon gesagt, mit Sie sprech' ich garne; Sie ist eine Dichterin, aber Sie spricht nicht immer so klug." Die Schmeichelei klang etwas komisch, aber sie war ernstlich gemeint. Ich verdachte ihm auch seine Angst nicht; geistreiche

Damen, die immer gehört sein wollen, machen meist einen Eindruck wie allzurauschende Musik — man hält es nicht lange aus, sie zu hören. —

Süßigkeiten essen, naschen, wie er sagte, that er gern. Wir haben manchmal Makronen mit einander gegessen. Auch von der javanischen Kochkunst wußte er zu sprechen. Einmal mußte er einer ganzen Gesellschaft beschreiben, wie er sie aufnehmen würde, wenn sie ihn in Java besuchen sollte; da kam denn auch Ingwerreis zum Vorschein und wurde in der Erzählung gleich gekocht. Ich wollte es einmal in Wahrheit thun, habe aber dann darauf vergessen.

Eines Abends erinnere ich mich auch noch als eines poetischen. Da war ein Freund von Tiedge und uns eben aus Italien zurückgekommen — der liebenswürdige Karl Falkenstein, der Liebling von ganz Dresden. Raden Saleh war eben bei uns, als Elise Falkenstein uns sagen ließ: wir möchten doch auch zu Tiedge kommen — sie würden dort sein. Es hatte den Tag hindurch geregnet — wir hielten Kriegsrath — Raden Saleh meinte: es sei nur haf smotzik; dennoch wurden Chaisen bestellt, und so zogen wir, vier an der Zahl, noch spät zu Tiedge hin. Dort fanden wir den lieben Freund und Tiedge ganz belebt und ganz glücklich durch die Erinnerungen, die immer lebhafter in ihm wurden, je länger Falkenstein mit seiner schönen ruhigen Stimme sprach. Raden Saleh hörte mit großen Augen zu und reis'te im Geiste schon in Italien. Mir wurde ein Granatapfel von Ischia gezeigt und angeboten, und zum ersten Male kosteten wir Frauen diese mythologische und morgenländische Frucht. Raden Saleh lehrte uns die Kerne herausbrechen — für ihn war die Frucht auch heimatlich — in den Gärten von Samarang, seiner Geburtsstadt, hatte er sie oft gegessen — jetzt schon lange nicht mehr. Ach, ich dächte, die indischen Früchte müssen ihm fehlen — er sagte es nie, aber ich dächte, es müsse sein. Doch — von den Ananasfeldern erzählte er mir und vom Mango. Auch von den Tigerjagden in den Gebirgen. Die Jagden malt er auch wunderkräftig — seine Beduinen und Löwen leben, wild und heißathmend. Einmal hatte er eine Mappe mit, die ich zufällig öffnete. Was für herrliche Löwen- und Beduinenköpfe waren darin! Auch mit einem javanischen Dolche in silberner Scheide hab' ich zärtliche Blicke gewechselt. Ach, Morgenland, Morgenland! Wenn mir's noch einmal würde, mit einem Beduinensheikh Reis zu essen!

Von den Kernen der Granate habe ich noch — eben fällt mir's ein. Einige derselben will ich doch stecken.

Von Raden Saleh's Geschichte weiß ich nur wenig; ich wollte sie ganz haben und aufschreiben, aber er sagte: „ist noch zu früh." Wo er jetzt ist, weiß ich auch nicht; vermuthlich noch in Dresden. Er wollte immer nach Paris, scheint aber noch nicht in Bewegung kom-

men zu können. Nach Java wird er schwerlich je wieder zurückkehren; das dortige Leben, selbst in seiner Familie, kann ihm nicht mehr genügen. Seine Mutter und drei Schwestern leben noch — aber was bin ich jetzt müde! Ich lasse Raden Saleh in Allahs Hut.

Gegen Abend.

Die Schafglocken läuten einen kalten Abend ein. Ach, zünden Sie doch drüben in den Bergen ein wenig Poesie an, damit die Wärme bis zu mir herüber dringe! Ein todter Gigant, Grabbe, wollte auch einmal ein Lustspiel schreiben und ließ den Teufel im Hundstagsonnenschein auf einem Hügel sitzen und frieren. Wenn es nun im Sommer so kalt ist, muß ich immer an Grabbe's Teufel denken. Zeichnen Sie mir ihn doch einmal, damit ich ihn auch sehe. Ach, ich wollte, ich bekäme einen recht interessanten Brief; aber ich weiß nicht, aus welcher Wolke einer herab kommen könnte; alle meine Freunde warten auf Briefe von mir. Was also thun? Frieren, Tapisserie nähen und Geduld haben. Adieu; heute wünsche ich Ihnen schlecht zu schlafen.

An K. v. —

Den 4ten. Bei Sonnenuntergang.

Mein bester Freund! — Ich langweile mich. Und ich schreibe Ihnen, um Ihnen das zu erzählen? Nun ja, Sie wollen ja immer Geheimnisse hören, und das ist eines, denn laut darf ich nicht sagen, daß ich mich langweile, man würde mir gleich sagen: singen, schreiben, lesen Sie doch. Aber ich bin zu angegriffen, um zu singen; geschrieben habe ich schon mehr, als ich soll, und Bücher habe ich mir nicht kommen lassen, d. h. solche, wie man sie in dergleichen Stimmungen lesen kann, denn ein Dichter wäre ja dann entweiht. Also langweile ich mich, wie immer, wenn ich ungeduldig bin. — Und worauf sind Sie denn ungeduldig? — Ach, auf nichts Großes; aber selbst das Kleinste wächst, wie ein Baum in der Dämmerung, sobald man darauf warten muß.

Von Ihnen soll ich auch lange keinen Brief bekommen. Nun, wie Sie wollen; bitten werde ich nicht darum. Wenn heute einer käme, freute ich mich sehr; aber von morgen an werde ich mit stolzem Gleichmuth erwarten, daß Sie Lust bekommen, mir zu schreiben.

Eben fühle ich, daß mir nichts besser wäre, als mich etwas zu zanken. Hören Sie, ich finde, Sie haben das letzte Mal ungebührlich moralisirt.

Ich sehe Sie noch dort auf dem Sopha und mich neben Ihnen. Sie, mit ernster Miene. Sind Sie wirklich nicht eitel? —

Nein. — Sie. Hm — mir scheint es doch. — Nein, sag' ich Ihnen. — Sie. Aber werden Sie es nicht noch werden? — Da wäre ich es schon geworden. — Sie. Aber wenn Sie nun einmal berühmt werden sollten — es ist Alles möglich in der Welt, also auch das, wenn auch unwahrscheinlich — also, wenn Sie einmal berühmt werden sollten? — Ich, grämlich. Da würde ich es wahrscheinlich alle Tage sechzehnmal vergessen, nämlich jede Stunde, die ich wache. Ich denke, es müßte eine Qual sein, ewig an seine Berühmtheit zu denken. Seien Sie also auch für diesen höchst unwahrscheinlichen Fall ganz außer Sorgen.

Unser wirkliches Gespräch war etwas anders, das muß ich nur schnell bekennen. Bester Freund, das Kind ist nun einmal etwas verzogen; „und eigensinnig!" setzen Sie mit einem Seufzer hinzu. Aber das ist nicht wahr.

Sehr drollig ist es, daß ich Ihnen zu vernünftig bin. Andern bin ich wieder zu romantisch. Sie finden, ich entzaubere das Leben durch meine praktischen Ansichten, und ein liebenswürdiger Freund von mir fürchtete, ich würde seine Frau in meine Traumwelt verzaubern. Wem werde ich es wol endlich recht machen. Denen, die mich liebhaben, wie ich bin. Es sind ihrer nicht viele — außer Mutter nur vier Menschen, aber das sind ihrer auch genug. Sie gehören nicht dazu — Ihnen bin ich zu vernünftig. Bester Freund, wenn ich bitten darf, nehmen Sie jede Gelegenheit wahr, das zu sagen. Ich möchte auch meine übrigen Bekannten gern von meiner Prosa überzeugen, und es will mir immer nicht gelingen — thun Sie es denn; Ihnen wird man glauben. Gute Nacht.

Den 7ten. Vormittag.

Der Regen fällt
Und verhüllt die Welt,
So weit sie von hier zu sehn;
Der Wind zieht durch.
Durch des Waldes Burg —
Ihre grünen Banner wehn.

Der Baum am Haus
Schickt die Düfte aus,
Zu baden im Regen still;
Die Tropfen all'
Singen leis' im Fall,
Und ich — ich weiß, was ich will.

Von gestern, wo der Regen so leidenschaftlich herabkam, als müßte er auf die Erde. Heute ist die Luft warm, der Wind auch; das Laub lebt, der Rasen hat sich satt getrunken — über der Nässe schimmert Glanz. Dürfen wir nun auf schöne Tage hoffen?

Die Akazienblüthe duftet, die Rosen glühen — im grünen Wasserbecken singen die Unken — die Erdbeeren streifen die letzten Blüthen ab, um Früchte zu bringen. Könnten wir doch schon Erdbeeren lesen, wenn Ihr kommt. Der Strom hat auch wieder Wasser und den Kahn werde ich nachsehen lassen. So kommt denn. Ich schreibe schwerlich vorher mehr.

Nachmittag.

Sehen Sie, was Mädchenvorsätze sind. Aber mir ist eine Neuigkeit eingefallen, die Sie interessiren wird. Mein Verleger schreibt mir: Gräfin Faustine von Ida Hahn solle in zweiter Auflage erscheinen. Ich würde mich freuen, wenn so die öffentliche Meinung mein Urtheil bestätigte, Gräfin Faustine sei das Bedeutendste, das Ida Hahn geschrieben habe und je schreiben werde.

Ein berühmter Mann soll über Gräfin Faustine ein Verdammungsurtheil gefällt haben. Wunderbar, wenn das wahr wäre, da er kurz vorher ein Buch geschrieben, über welches es unter allen unbefangenen Frauen nur eine Stimme giebt, und welches selbst die größten Verehrerinnen des Dichters nicht zu rechtfertigen wagen. Sie haben es noch nicht gelesen — thun Sie es, um — verstummen zu lernen. Es ist für uns Frauen wahrlich empfindlich, von dem größten lebenden Dichter Deutschlands diese tiefste Entwürdigung unsers Geschlechtes zu erfahren. Wir müssen uns noch dazu gefallen lassen, daß er uns seine Heldin gewissermaßen als ein Muster hinstellt; das thut Ida Hahn mit Gräfin Faustine nicht. Sie nennt Faustine eine Incarnation des Genies. Dieses Recht hat sie unbestritten; — „folgt ihr!" hat sie nicht gesagt.

Vielleicht interessirt Sie, was ich im Winter über dieses Buch in meine Tageblätter schrieb.

„Wenn ich denken könnte, so würde ich eine regelrechte Kritik über Gräfin Faustine schreiben; sie verdient es. So aber habe ich nur Gedanken.

„Ida Hahn ist keine Künstlerin; sie dichtet nur, wie man etwa im Morgenlande gedichtet haben mag, aus der Brust, mit der Seele. Alle ihre Worte sprechen nur ihre Lust und ihren Schmerz aus, nie den Schmerz und die Lust Anderer. Was sie selber nicht fühlt, das hat kein Bürgerrecht in ihrer Welt; sie betrachtet es, wie man alle Anmaßung betrachtet, von oben herab, und spricht davon nur in ironischer Weise. Ihre eigene Richtung wird ihr nie Gegenstand der Ironie; sie behandelt sich selber immer mit Hochachtung, weil sie in sich befangen ist und sich nie über sich erheben wird.

„Können wir Frauen überhaupt das? George Sand — ja, aber wir Andern?

„Genug, Ida Hahn kann es nicht. Daher die Vorzüge und die Mängel ihrer Dichtungen; die kühnen Bilder und Gedanken, die Sprache voll Gluth, der Glanz in den Farben, die Wahrheit in den Leidenschaften, die Grazie in den Schilderungen, die Eleganz in den Wendungen der Erzählung, aber auch die Nachläßigkeit im Style, das Ungeschick in der Gruppirung, das Unzusammenhängende in dem Geschichtlichen, die Längen und Breiten, mit einem Worte der gänzliche Mangel an aller Bildhauerkunst.

„Ihre „Lieder" kenne ich noch nicht; in den „Venetianischen Nächten" ist die Erfindung schön, aber die vielen unbegreiflich prosaischen Verse störten mich sehr. „Aus der Gesellschaft" traf mich durch seine Frische; das Skizzenhafte wurde durch den Titel motivirt. „Der Rechte" ist in der Form gänzlich mangelhaft; die Gestalten stehen neben einander, ohne durch irgend eine Nothwendigkeit verbunden zu werden. Aber Vincenze Sonsky ist eine Gestalt, wie nur eine hohe reine Frauenseele sie entwerfen konnte; um ihretwillen ist dieses Buch herrlich. „Jenseits der Berge" las ich nicht ruhig genug, um es beurtheilen zu können. „Faustine" aber habe ich viermal gelesen, fast zu oft, denn ich sehe jetzt Flecken, wo ich sonst nur Glanz wahrnahm. Dennoch ist es noch immer meine Meinung, Faustine sei das genialste Werk der Gräfin Hahn. Das innerste Feuer ihrer Seele brennt darin in Brillantflammen: Schade nur, daß diese nicht in einer Garbe brennen, sondern immer nur in Zwischenräumen hervorbrechen. Diese Zwischenräume sind lang und langweilen, besonders wenn Clemens die Aufgabe hat sie auszufüllen. Von diesem Clemens kann ich mit aller Mühe nicht begreifen, warum er da ist. Er interessirt nicht, er schürzt keinen Knoten, er veranlaßt keine Katastrophe — er schießt sich blos todt. Und wozu schießt er sich todt? Um Faustine mit Reue zu versehen? Deren hatte sie genug wegen Andlau. Wozu also ist Clemens da? Doch nicht wegen der Mantelscene? Und wenn er nun einmal da sein sollte: warum ist er wenigstens nicht langweilig? Noch einmal: ich begreife nicht, wie die geniale Ida Hahn die unermeßliche Geduld haben konnte, dieses Subject vorzuführen.

„Ebenso vom Uebel scheint mir die übrige Walldorffsche Familie, sowohl Adele mit ihren Kindern, wie Maximilian mit seinen Rechnungen. Auch Kunigunde und Feldern nehmen viel zu viel Raum ein, denn sie helfen eben so wenig wie die Uebrigen etwas bei der Begebenheit. Anastas und Mario aber, wo einer dieser beiden zu Faustinen tritt, da steigt eine jener Brillantflammen auf, aus denen, wie köstliches Räucherwerk, Poesie duftet. Besonders die Scenen zwischen Faustine und Mario sind von Glanz durchleuchtet, wie Glas-

gemälde, durch welche die Sonne brennt. Hier sind Liebesworte, wie kein Dichter sie herrlicher gesagt hat; Malerei, die an das Zauberhafte grenzt; eine Sprache, die dem Ohre wie Musik schmeichelt. Warum ist das ganze Buch nicht, wie diese Stellen?

Anastas sowohl wie Mario sind herrlich; dieser besonders könnte, lebend, sich jede Frau unterwerfen; es ist natürlich, daß Faustine sein wird. Ueber diese habe ich Männer heftig deklamiren hören; auch natürlich: Faustine will Alles, was der Meinung der Männer nach nur ihnen zu wollen erlaubt ist. Schaden wird übrigens das Buch nicht; keine Frau wird eine Faustine, und eine, die es ist, kommt so selten vor, daß die Männer sich beruhigen können. Was mich betrifft, so könnt' ich nicht einmal eine dichten."

Das wäre denn mein Urtheil über dieses gefährliche Buch. Ueber Ulrich habe ich ein anderes, das ich Ihnen vielleicht auch noch mittheile.

Den 8ten.

Heute Nacht hatte ich einen eigenen Traum. Wir, Verwandte, Mutter und ich, besuchten eine Nonne, ein heiteres ältliches Mädchen. Ihr Zimmer war nicht zellenhaft, sondern freundlich, wie sie; man sah daraus in Laub und Himmel. Nach lebhaftem Gespräche begleitete sie uns durch lange Gänge zurück; es war, als stieße unsere Wohnung an das Kloster und wir kämen aus diesem gleich in jene. In einem Zimmer hatten die Andern von unserer Führerin schon Abschied genommen; ich stand noch vor ihr und weinte, daß ich gehen sollte. Da verwandelte auch ihre Heiterkeit sich in heftige Bewegung; sie umarmte mich, drückte mich fest an sich und sagte: „ich bin einst auch gewesen, wie du; jetzt bin ich still geworden — werde du, wie ich bin." Da war Alles fort, und ich fuhr aus dem Schlafe auf und sah den Tag. Was soll das sein? Deuten Sie mir's.

Jetzt sollten Sie hier sein. Ich sag' es immer wieder. Die Akazienblüthe hängt überall bis in das Gras. Vor der Thür um die beiden grünen Wächter unsers Hauses war gestern Abend während des purpurnen Sonnenunterganges eine Bienenversammlung, so daß keinen Augenblick ein Schweigen des so freudigen Summens war. O das Leben! Wie viele Quellen hat es, um hervorzuströmen — jede der unzähligen Blüthen ist eine. Lebensluft! rufen Sie aus. Sie ist ja da — athmen Sie doch nur. O, dieser goldene Morgen! Die Nässe flammt in den Tiefen des Grases und oben auf dem Laube. Manchmal schüttelt der Wind die Tropfen herab wie einen Diamantenregen. Heute kann ich nicht dichten, aber hinausgehen will ich wieder und athmen. Mein Ausruhen ist vorüber.

Den 9ten gegen Abend.

Ich schrieb Ihnen neulich vom Glück. Haben Sie Tiecks Genoveva gelesen? Da ist der wildeste und doch melodische Schrei nach dem Glücke, den je ein Mensch ausgestoßen hat.

Wo bist du, Glück, in Himmelsbahnen?
Wo schwenkst du in Räumen die hochrothen Fahnen?
Steig nieder; wo faß' ich die Flügel,
Daß ich dich greife, dich binde;
Daß ich dich zwinge mit Zaum und Zügel
Und zu meinem Sklaven dich finde.
Erbarme dich, Sterngegenwart!
Klingt aneinander, gönnt ihm keine Flucht,
Daß es zur Erde hernieder muß.
Immer nur den fernsten Saum des Mantels
Zeigt es hinter ungewissen Wolken,
Bis wir müssen rasend werden.

Was meinen Sie? Sehen wir nicht das übermüthig fliehende Glück und den Menschen, der ihm nachstürzt und in der Einöde blutig, keuchend, verzweifelt stehen bleiben und es verschwinden sehen muß? Diese Worte allein machen einen großen Dichter.

Den 13ten.

Die Nachtigallen und die Gedanken haben mich heute die halbe Nacht nicht schlafen lassen, und nun liegt die Trägheit wie ein weicher Grasplatz vor mir, der mich lockt, in warmen Schatten mich hinzulegen und — hinzuträumen. Kennen Sie dieses Gefühl? Ich habe es oft; dann ist es, als lös'te das Geflecht der Nerven sich auf und ich müßte ruhen unter der wehenden Luft und könnte so das ganze Leben vergehen fühlen, ohne eine Sehnsucht, es anzuhalten und anzusehen. Dann fahre ich plötzlich in die Höhe, öffne die Augen groß, und dann bin ich erwacht und fange wieder an zu dichten.

Aber heute sind die Lieder zu schwer und die Augen werden wol halb geschlossen bleiben. Die ersten Erdbeeren sah ich heute darum doch und aß sie sehr nachdenkend. Meine Tante Warnery sagte einst, als ich tiefsinnig bei einem Korbe voll schwarzer Kirschen saß: „das ist wahr; so eine Dichterin ißt ganz anders Kirschen, als wir." Sie hatte Recht — ich esse in den ersten Erdbeeren den ganzen Frühling mit seinem Duft, seiner Dämmerung, seiner Frische. In den Kirschen ist dann die erste Gluth des Sommers. Dieses Jahr hat aber noch keine Gluth. Es ist fruchtbar, jedoch kühl; ein Abend, an dem man nach Luft schöpft, weil die Brust einem eng wird vor etwas Leidenschaftlichem in der Natur, so einer ist noch nicht gewesen. Wenn Sie hier sein werden, ziehen Sie einen her aus irgend einem Haine am Ganges. Adieu; ich will versuchen, mich durch Gesang zu erwecken.

An K. U.

Den 13ten.

Sie forderten mich einst auf, Tiedge's Biographie von Karl Falkenstein zu recensiren; ich mochte aus mehreren Gründen nicht daran. Erstens kann ich nicht rezensiren, zweitens — doch ich sehe eben, mein erster Grund ist hinreichend. Aber ich will etwas Anderes thun — ich will die Abendzeit Tiedge's Ihnen auf meine Weise schildern und Ihnen von einigen der Menschen, welche Falkenstein nannte, Skizzen entwerfen. Morgen beginne ich.

Wenn es Ihnen recht ist, so fang' ich beim Anfange an, nämlich da, wo ich nach Dresden kam und Tiedgen kennen lernte.

Nach Dresden kam ich nicht ganz auf dem geraden und unaussprechlich langweiligen Wege, sondern über Rammenau, dem Eigenthume und Sommerwohnorte meines Vetters, des Grafen von Hoffmannsegg, der in Portugal eine Flora gesammelt und theilweise gezeichnet, in Berlin ein Museum eingerichtet hat, der, ich weiß nicht wie viele Sprachen spricht, ohne je eine eigentlich gelernt zu haben, der die Braut von Messina meisterhaft in das Italienische übersetzt hat und jetzt die sächsischen Insekten sammelt, den in der Dialektik zu fangen, fast unmöglich ist, der nie etwas sagt und thut, wie andere Menschen, der mit einem Worte durch und durch ein Original ist, und den ich gar zu gern ganz richtig treffen möchte, wenn er mir einmal sitzen wollte. In Rammenau also waren wir einige Zeit, und dann erst fuhren wir mit Tante und Cousine nach Dresden.

Dresden aber war für mich nicht etwa blos Dresden, die Hauptstadt des Königreichs Sachsen, eine hübsche Residenz in schöner Umgebung mit recht interessanten Kunstsammlungen, nein, Dresden war mir das Eldorado der Poesie. In Dresden war jeder Tag ein Gedicht und jeder Mensch interessant. Die Künstler traten einem überall entgegen, die Musik verstummte nicht, jedes Wort sprach den Geist aus, den man dort mit der Luft einathmete, und wer nicht in Dresden gewesen war, der kannte nichts, war nichts, hatte nicht gelebt.

Ich könnte nicht sagen, daß ich es ganz so gefunden hätte. Die Hitze war sehr groß, die Luft sehr drückend, das Grün eingestaubt, die Menschen waren nicht alle interessant, ich hörte sehr einfache Liedchen singen und fragte mich manchmal, ob denn die Stunde nicht hingehen werde. Indessen — ich hörte doch zum ersten Male das lebendige Wort der Anerkennung, ich gewann Aussichten nach verschiedenen Richtungen hin und — sah Tieck.

Dieses erste Anblicken eines Dichters, eines Meisters war mir, was es jedem jungen enthusiastischen Wesen ist, ein Ereigniß, ein Glück, ein Stolz. Ich hatte kurz vorher „Dichterleben" von ihm

gelesen, und ich weiß nicht mehr, was noch, aber genug, um entzückt zu sein und mich unendlich zu sehnen, diesen Dichter einmal zu sehen. Und diese Sehnsucht wurde überraschend erfüllt. Eines Tages, als wir auf der Gallerie waren und in das Zimmer traten, wo die Rafaels und Correggios hängen, sagte meine Tante: „da ist Tieck." Sie stellte uns ihm vor, wir störten ihn nicht lange, doch hatte ich den vollen Eindruck empfangen, den sein wunderbares Auge auf Jeden machen muß. Ich hatte nicht gesprochen; aber als ich ging, neigte ich mich tief vor ihm, wie ich es vor keinem Könige gethan hätte und jetzt vor keinem Menschen mehr thun würde. Als Mutter und Tante mich fragten, warum ich denn das gethan, antwortete ich ganz ruhig: „wie sollte ich ihm denn anders zeigen, wie hoch ich ihn verehre?" Mutter erzählte das meiner Großtante, Frau von der Gröben, welche im Tieckschen Hause sehr befreundet ist und nun dort von ihrer enthusiastischen Enkelin sprach. Die Folge war, daß ich Großtantchen eines Abends hin begleiten durfte, Tieck sprechen und dann ein Lustspiel vorlesen hörte. Sein unvergleichlicher Vortrag entzückte mich mehr, als seine Unterhaltung, die ganz alltäglich war. Doch ich sagte mir, daß ein berühmter Mann nicht ewig geistreich sprechen könne, besonders in einem Kreise aus Frauen, und ich behielt den ersten Eindruck in seinem vollen Glanze.

Den nächsten Abend besuchten wir Tiedge. Hier war meine Tante, Frau von Warnery, die liebe Freundin und ihre Verwandten wurden sehr herzlich empfangen. Ich war auf Tiedge wenig neugierig gewesen — ich erkannte ihn als Dichter nicht an. Die Urania ganz zu lesen, war mir unmöglich gewesen, und auch seine lyrischen Dichtungen wollten meinem romantischen Geschmacke durchaus nicht zusagen. Aber meine liebe Tante hatte Tiedgen so lieb und mir so viel von seiner Güte erzählt, daß ich mich freute, ihren Freund kennen zu lernen. Er saß an der Stelle, wo ich ihn später so oft sitzen sah, in einem hohen Lehnstuhl, an einem runden Tische vor einem Sopha. Dieses stand rechts vom Lehnstuhl; links von diesem war der freie Raum des großen mit Bildern behängten Zimmers. Tiedge selbst erschien mir wie ein alter Landgeistlicher des vorigen Jahrhunderts, nicht im geringsten wie ein Dichter, aber wie ein lieber, freundlicher Greis, dem man gleich gut werden mußte. Er liebte alle Jugend — ich war ein ganz junges frisches Mädchen, und er scherzte bald unendlich liebenswürdig mit mir. Wir waren gegen die Dämmerung gekommen — als nach einiger Zeit die Lichter gebracht wurden, sagte er: „nun muß ich mir Sie doch ansehen," und er that es mit der väterlichen Freiheit des fünfundachtzigjährigen Greises. „Das sind freundliche Augen!" sagte er dann herzlich, und so plauderten wir weiter, ich ganz zutraulich wie ein Kind, er erfreut durch meine frische Natürlichkeit vom Lande, welche zu beherrschen mir damals noch gar nicht einfiel.

Unglücklicher Weise kam der Baron von Maltitz, der Verfasser der Pfefferkörner, zwischen unsere Unterhaltung. Er mißfiel mir außerordentlich, nicht weil er eifrig gegen alle Schriftstellerinnen deklamirte, obgleich dieses entschiedene Urtheil eines Mannes, von dem man mir gesagt hatte, er sei sehr klug, mir nicht angenehm war, aber sein Geberden war so absonderlich, seine Erzählungen waren so geradezu und seine Arme so lang, daß ich mich dicht an Tiedge rückte, um so viel wie möglich aus seiner Nähe zu kommen. Er verließ endlich die meinige, und ich konnte nun wieder mit dem freundlichen Alten schwatzen, bis wir ihm für dieses Jahr Lebewohl sagten, denn am folgenden Morgen reisten wir von Dresden ab, um erst im nächsten Sommer wieder zu kommen.

In der Zeit, die zwischen diesem Abende und unserm Wiedersehen lag, dachte ich manchmal mit Vergnügen an Tiedge's Freundlichkeit; aber für wen ich schwärmte, das war Tieck. Noch immer erschien er mir in dem Lichte, welches meine Phantasie um ihn her wob, und als ich in dieser Stimmung Fortunat und Genoveva gelesen hatte, da wollten meine Erinnerungen nicht länger stumm in meiner Brust bleiben, und ich schrieb sie in fünf Sonetten nieder, die ich Ihnen hier beilegen will, damit Sie mich auch kennen lernen mögen, wie ich noch vor wenigen Jahren war.

1. Ich stand versenkt in tiefes, ernstes Schauen
Im Heiligthum entzückender Gestalten,
Mich an den Zauberschöpfungen der alten,
Der hohen Meister sinnig zu erbauen.

Um mich war Stille, wie im ewig Blauen,
Die Seele fühlt' ich schauernd sich entfalten,
Von unnennbaren mächtigen Gewalten
Erfaßt mit sel'gem Offenbarungsgrauen.

So weilt' ich still — da hört' ich einen Namen —
Wir sehen vor dem Glanz des Sonnenscheines
Den Glanz der Morgenfarben bleich vergehen —

Die Bilder alle wurden schnell zum Rahmen,
Zur farbenhellen Glorie um eines,
Und nur auf dieses eine konnt' ich sehen.

2. Das Bild warst Du! Muß nun ich erst noch sagen,
Wie Deine Nähe freudig mich durchdrungen
Wie ich gejauchzt, als endlich mir gelungen,
Was ich als Sehnsucht in der Brust getragen?

Wie höher, schneller mir das Herz geschlagen,
Die innern Saiten ahnend aufgeklungen,
Wie es mit Macht mich hin zu Dir gezwungen
Und doch zurück mich hielt in scheuem Zagen?

Ich nahte nicht, — ich neigte mich von ferne,
Und ging — allein den Blick, den tiefen, klaren,
Voll Dichterwonne und voll Dichterschmerzen,
In welchem eines ganzen Himmels Sterne
Voll Lebenslicht und Gluth sich offenbaren,
Ich trug ihn fort mit mir im tiefsten Herzen.

3. Und bald vergolten ward mir dies Entbehren,
Gestillt mein schüchtern inniges Verlangen,
In Deinem Kreise ward ich hold empfangen,
Der Hörer stillentzückte Schaar zu mehren.

Da wollt' ich nicht dem mächt'gen Zauber wehren,
Der, als die Laute Deiner Stimm' erklangen,
Mich fester stets und fesselnder umfangen —
Es thut so wohl, das Hohe zu verehren.

Wohl war der schöne Abend schnell verflossen,
Ich in der Tage Umschwung fortgerissen,
Entblättert dieser Stunden helle Blüthe;
Doch wenn ein Kelch auch einmal nur erblühte:
Wir möchten doch den kurzen Duft nicht missen.

4. Doch nicht mehr wird des Augenblickes Tücke
Mir langen Schmerz in kurzer Lust bereiten,
Ins Land des Traums darf ich hinüberschreiten,
Auf der Erfüllung goldner Zauberbrücke.

Was hindernd sonst sich stemmte meinem Glücke,
Das muß mich dienstbar fördernd jetzt begleiten;
Schon seh' ich alles Schöne sich bereiten,
Daß wechselnd es mein durstig Aug' entzücke.

Auch Dir werd' ich nun wiederum mich nahen
Und lauschen der melodischen Verklärung,
Die Deine Stimme webt um Kunstgebilde.

O wolle mich mit Meisterhuld empfahen,
Und was ich bitte, schenke dem Gewährung
Mit Deines Wortes, Deines Blickes Milde!

5. Mein Führer sei! Mein Führer auf den Bahnen,
An deren Eingang ich jetzt zagend stehe,
An deren Ausgang ich Dich ruhen sehe,
Mit Kränzen, die an Deine Siege mahnen.

Herunter steige, mir den Weg zu bahnen,
Daß in den Schatten ich nicht irre gehe;
Daß ich das Drängen meiner Brust verstehe,
Laff' mich die Klarheit Deines Wesens ahnen.

Und bin ich auch die Kleinste nur von Allen,
Die Welle, die der Schatten ließ erkalten
Glüht lieblich auf bei sonnigem Beglänzen;

So, wenn auf mich nun Deine Blicke fallen,
Wird kühner meine Dichtung sich entfalten
Und einst vielleicht auch mich ein Zweig umkränzen.

Sie werden mich in dieser Sprache gar nicht wiedererkennen; aber es war damals ganz früher, thauperlender Morgen für mich in der Welt, und da schwebte um alle Höhen purpurner Glanz. Elf Monate später war es schon Tag geworden, und als meine Tante, Henriette Solger, der ich die Sonette vorgelesen hatte, den Wunsch aussprach, sie Tieck bringen zu dürfen, weigerte ich mich entschieden. Ich hatte erkannt, daß nur persönliche Liebe solche Halbvergötterung entschuldigen könne; diese aber für Tieck fühlen zu lernen, dazu hatte ich keine Gelegenheit gefunden. Er war mir immer der große Dichter, dessen geistvolles Auge mich anzog, dessen schöner Stimme ich entzückt lauschte. Doch ob er sich mir auch liebenswürdig zeigte, so kam ich ihm gleichwohl nicht näher und hatte auch kein Verlangen, es zu können. Es lag in den Verhältnissen — Tieck war von einem festgeschlossenen Kreise umgeben, in den ich nur auf Stunden eintrat, und in diesem Kreise fühlte ich mich nicht ganz wohl, wie in keiner Einschränkung. Ich weiß nicht, warum man in Tiecks Abendzirkeln nicht natürlich war. Tieck erschien gütig, selbst verbindlich gegen Jeden; aber man behandelte ihn doch mit einer Art Scheu, ein bischen wie einen Fürsten. Manche seiner Anhänger trieben das sogar so weit, daß sie nie verschiedener Meinung von ihm waren.

Mehrere Stücke von Shakspeare, die Einleitung zum Phantasus und Egmont hörte ich an verschiedenen Abenden. Egmont erschütterte mich durch und durch; ebenso die Scene, wo Percy stirbt, in König Heinrich IV. erster Theil. Falstaff war ein hinreißender Schelm. Doch — Tiecks Vorlesen ist bekannt.

Zweimal ertheilte er mir Audienz, denn so darf ich einige Stun-

den in seinem Studirzimmer wol nennen. Er war so gütig gewesen, meine Gedichte zu lesen und sich auch von mir vorlesen zu lassen. In diesen Stunden war er sehr liebenswürdig, hörte und beantwortete meine Fragen mit Wohlwollen und zeigte mir durch wenige Worte, wie ich in ein ganz neues Verhältniß zur Sprache treten müsse. Er ist der einzige, der es verstand, mir in der Poesie einen Rath zu geben, der mich wahrhaft förderte.

Tieck kam erst im Spätherbst von einer Badereise zurück, und erst im Winter wurden wir Bekannte seines Hauses. Aber schon im Sommer gleich nach unserer Ankunft begann die Neigung, welche mich bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens an Tiedge band.

Es war natürlich, daß sie entstand. Eine Dame hatte uns für zwei Monate ihr Quartier in Tiedge's Hause überlassen. Es lag recht abgeschlossen nach dem kleinen Garten zu, in welchem im grünen Rasen immerblühende Rosen dufteten; aber es war etwas klein und sehr heiß, wie ganz Dresden im Sommer ist. Unsere Verwandte gingen alle auf das Land, Bekannte hatten wir noch sehr wenig. Ich hatte viele Unterrichts-Stunden, die ich zwar mit großem Eifer nahm, die aber, da ich fast in Allem Anfängerin war, mir nicht immer ganz besonders unterhaltend dünkten. Unter diesen Umständen war es meine einzige Erholung, zu Tiedge hinauf zu gehen. Erst that ich es nur Abends und mit Mutter, später Morgens und allein, endlich wenn es mir einfiel. Er sah mich gleich von Anfang an gern kommen, später immer lieber, endlich vermißte er mich, wenn ich nicht kam. Und so hatten wir einander lieb, ehe ein Monat vergangen war.

Er war auch wirklich liebenswürdig. Die Jugend war bei ihm geblieben, als seine wenigen Locken ganz zu Silber geworden waren. Es war schön, einen Greis voll solcher Empfänglichkeit für alles Anmuthige, voll solcher Theilnahme für jede Trauer, voll solcher Freude an der Sonne, an den Blumen, an einem schönen Liede zu sehen. Es war schön, zu sehen, wie er Fremde mit offenem Herzen empfangen konnte, wenn sie wirklich mit ihren Herzen zu ihm kamen. Ich selber führte einst zwei Damen aus Breslau zu ihm — ich war hinunter gelaufen, um ihm ein Gedicht zu holen, fand die beiden Damen, die uns besuchen wollten, hatte einmal einen guten Einfall und fragte: wollen Sie zu Tiedge? — „Wenn das nur so geht!" sagten sie ängstlich. — Ach, das geht schon, antwortete ich, und so brachte ich ihm statt eines Gedichtes zwei Verehrerinnen. Er war mit dem Tausche gar sehr zufrieden, denn es freute ihn, wenn man ihn als Dichter liebte. Mit großen Augen sah er sie an, während ich sie einführte; dann aber war es auch gleich, als hätte er sie schon Jahre hindurch gekannt. Er ließ sich von mir in sein Schlafstübchen führen, zeigte ihnen die schöne Aussicht, welche es hatte, und erzählte

ihnen, wie er lebe. Und mit einem warmen Abschied entließ er sie, und noch manche Woche nachher sprach er von dieser Bekanntschaft.

Freilich habe ich auch Fremde ihm vorstellen sehen, die er etwas anders empfing. Dann war ein verdrießliches Ansehn eben nicht ermuthigend, und seiner Worte waren wenig und in einem trocknen Tone gesprochen, der nicht lieblich klang. Auch wenn ein schon Bekannter kam, der ihm nicht zusagte, machte er dieses Gesicht, und auch seine Freunde bekamen es wol zu sehen, wenn sie ihm zu lange ausgeblieben waren. Dann fragte er wol: kennen Sie mich denn noch? Entschuldigte man sich aber genügend und vor allen Dingen mit Herzlichkeit, dann glättete die Stirn sich wieder und die Augen lächelten, wie ich es so gern mochte. Tiedge hatte liebe, freundliche Augen. Sie waren nicht wie Tieck's Geheimnisse, zu denen man sich wunderbar gezogen fühlte; aber man sah unendlich gern hinein, besonders wenn sie einen heiter anblickten. Das war denn auch meistens der Fall; nur wenn, wie ich schon gesagt habe, eine Gegenwart ihn störte, war der Verdruß in ihnen zu sehen und konnte den ganzen Abend über darin bleiben, bis der Störende die Thür hinter sich zumachte.

Tiedge konnte auch über dergleichen Abneigungen nicht hinweg — er versuchte es wol, aber es ging nicht recht. Da ich selber entschieden in Neigung und Abneigung bin und er für mich die Neigung hatte, so störte mich das bei ihm durchaus nicht; aber freilich für die, welche seine Abneigung traf, mochte es nicht eben angenehm sein.

Jetzt im Sommer waren seine Abende wenig ausgefüllt — des Morgens kamen wol Besuche; manchmal traf ich beim Hinaufkommen welche und hörte und theilte recht interessante Gespräche. Tiedge nahm an Allem, was seine Besucher ihm erzählten, lebhaften Antheil — er wollte durchaus nicht immer von sich oder seinen Erinnerungen sprechen, wie wir es meistens von dem höheren Alter gewohnt sind. Die Gegenwart interessirte ihn — er erfreute sich an ihrer Literatur — selbst die des Tages blieb ihm nicht fremd — des Morgens fand man ihn immer in irgend einem Journal lesend. Ungelesen blieben — das muß ich gestehen, bisweilen die Bücher, welche junge Schriftsteller ihm sandten. „Da hat der .... mir geschrieben," sagte er wol mit einem Gesichte, als habe man ihm etwas Schweres zugemuthet. Nach einigen Tagen fand man denn Buch und Brief noch liegen, wo sie gelegen hatten — dann verschwanden sie unter den Papieren des Schreibtisches und von ihrem Schicksal verlautete weiter keine Kunde.

Das Mißtrauen, mit welchem er jedes neue Gedicht anhörte, „ob es nicht schon da gewesen," habe ich selber erfahren. Durch Tante und Cousine veranlaßt, brachte ich ihm manchmal ein Gedicht; aber herzlich wenig ermuthigend war die Art, mit der er die ersten

anhörte. Ernsthaft, fast grämlich und düster hörte er zu und sagte einige laue Worte, wenn ich aufhörte. Endlich wurde er eines Tages freundlich. „Mein liebes Kind," sagte er, „ich sehe nun, Sie können etwas, das eben kein Anderer kann; das muß man, oder man muß das Schreiben ganz lassen; ich wollte es erst sehen — jetzt sage ich Ihnen: dichten Sie." Von diesem Augenblick an tadelte er wol noch oft Einzelnheiten, aber zu meinem Talent hatte er Vertrauen. Zuletzt überschätzte er es selbst und traute mir Dinge zu, die ich schwerlich je werde leisten können. Da ich recht gut fühlte, was ich davon glauben durfte, so schadete das nicht, und ich war glücklich darüber, denn ich sah daraus, daß er mich lieb hatte.

Ich habe schon gesagt, daß im Sommer sein Zimmer des Abends ziemlich leer war; doch machten wir auch da angenehme Bekanntschaften. Die erste und liebste war mir die von Ludwig Reichenbach.

Bei allen bedeutenden Menschen schreibe ich nie Titel und dergleichen hin, immer nur den Namen. Wohl dem, der einen Namen hat! Was Ludwig Reichenbach geschrieben hat, weiß ich auch nicht — die Werke müssen wol gut sein — irre ich nicht, so hat er selbst ein neues System geschaffen oder aufgestellt — wie sagt man doch? Das Alles war und ist mir herzlich einerlei. An dem Abende, wo ich ihn kennen lernte, wußte ich noch gar nichts von ihm — als wir uns gute Nacht sagten, wußte ich, daß er liebenswürdig war. Am andern Tage kam er zu uns, brachte uns freundlich einige fromme Gedichte — seitdem trafen wir uns öfter bei Tiedge, in seinem, in unserm Hause. Immer sah ich ihn mit Vergnügen — nicht einmal zu oft. Es ist nicht möglich, anspruchloser zu sein, als Ludwig Reichenbach. Niemals sieht er wichtig aus — niemals hat er feierliche Gedanken auf der Stirne — man sollte meinen, der schlanke, schlichte Mann mit dem geistreichen Gesicht könne einen wol verstehen, habe aber selber nie etwas geschrieben, was der Rede werth sei. Niemals beherrscht er das Gespräch, selbst im kleinsten Kreise nicht; immer nimmt er nur Theil und zwar an Allem — an Musik, an Poesie, am Schwatzen. Ganz ruhig, mit leisem Lächeln sagt er treffende Bemerkungen zu denen, mit denen er eben spricht; er ist es, der bewundert und huldigt, und wie gut kann er das — eine liebenswürdige Eigenschaft bei jedem Manne, bei einem ausgezeichneten noch mehr. Bemerkt er Theilnahme für seine Wissenschaft, so freut er sich, und gern und bereitwillig theilt er den Unwissenden, aber Wißbegierigen davon mit, was sie interessiren kann. Einem ganz kleinen Kreise von Frauen las er einst stundenlang vor und freute sich innig, als ich über die Beschreibungen des tropischen Pflanzenlebens entzückt war. Die Natur ist ihm nicht nur ein Studium, sondern eine Liebe. Er brachte einst seiner Frau von einer seiner botanischen Streifereien einen Stengel Preiselbeeren mit, weil die Blüthen wie Perlen daran

hingen. So liebe ich den Naturforscher, und darum war ich so gern mit Ludwig Reichenbach zusammen, und auch Tiedge begrüßte ihn immer sehr herzlich.

Ganz anders erschien Karl von Wachsmann, der auch ein Sommerbewohner Dresdens geblieben war. Groß und schlank, tritt er unverkennbar als Militair ein. Eine immer heitere Laune und eine immer gleich große Bereitwilligkeit zum Erzählen machten ihn Tiedgen sehr willkommen. Wenige Augenblicke nach seiner Ankunft hatte er gewöhnlich schon die Unterhaltung — ich kann nicht sagen, an sich gezogen, dazu hätte Anmaßung gehört — aber er hatte sie und erzählte heiter und lebendig, viel lebendiger, als er schreibt. Er hatte viel gesehen, viel mitgemacht, kannte eine Unmenge von Personen, fürstliche und literarische und sonderbare und sonst unbekannte — was weiß ich, Alle wußte er glücklich zu schildern, und von Niemandem sprach er Böses — spottete nur bisweilen ein bischen — mit einem Worte: es hörte sich ihm recht gut zu.

Ich weiß nicht, ob ich ihn und Baron Maltitz einmal da zusammen gesehen habe, außer an Tiedge's Geburtstage. Ein gottloser Freund versicherte mir einst: beide fühlten sich nicht wohl, wenn es sich so träfe, denn Jeder wolle erzählen. Maltitz sei meist eher da, als Wachsmann, und dieser müsse dann, gern oder ungern, so lange still sitzen, bis Maltitz eine Prise nehme, dann ergreife er aber auch im Nu die Unterhaltung, und da er nicht schnupfe, so sei für Maltitz damit alle Hoffnung verloren und er entferne sich meistentheils bald und sehr mißvergnügt.

Derselbe Freund erzählte mir auch: Maltitz dürfe unter ihnen eine Geschichte nicht öfter als zwölf Mal erzählen, beim dreizehnten Mal würde er zur Ordnung gerufen. Ich habe Maltitz nicht oft genug gehört, um in seinen Geschichten alte Bekannte wiederzufinden; aber das weiß ich, daß sie wunderbar klangen. Ich war manchmal unwillig darüber, daß er uns gar zu viel zumuthe; er fand aber eine gute Vertheidigerin an Madame Clelia Vogeler, welche die beste Freundin ihrer Freunde ist, die da lebt. „Lassen Sie ihn doch," sagte sie in ihrem noch immer etwas fremdartigen Deutsch, „was stört Sie das? Er ist ein Improvisator — er erfindet im Gespräche, wie Sie auf dem Papiere thun, wenn Sie dichten." Ich schüttelte den Kopf — überhaupt konnte ich mich nicht recht an Maltitz gewöhnen. Ich hatte nichts gegen ihn — im Gegentheil, ich freute mich über seine wahre Anhänglichkeit an Tiedge und achtete ihn, wie man nach allen Stimmen über seinen Charakter thun mußte; nur ging ich ihm aus dem Wege, und auch er suchte mich nicht. Als er aber starb, trauerte ich mit Tiedge, für den sein Tod ein wahrer Verlust war.

Ich habe Madame Clelia Vogeler genannt: Falkenstein erwähnt ihrer und ihrer Tochter mehrmals, und mit offenbarer Be-

wunderung; aber es sind doch nur Erwähnungen. Sie sagen: man dürfe eigentlich nur Personen schildern, die auf irgend eine Art der Oeffentlichkeit angehörten. Valeria Vogeler wird bald dazu gerechnet werden — ich hoffe es wenigstens, seitdem sie sich entschlossen hat, einige ihrer Lieder für den Tiedge-Verein herauszugeben. Ihr Talent für Lieder-Compositionen ist so ungewöhnlich, daß es die höchste Aufmerksamkeit erregen muß. Bisher hielt sie ganz zurück damit — nur wenige Auserwählte waren so glücklich, einige ihrer Compositionen zu erhalten, immer unter den feierlichsten Ermahnungen, sie nicht weiter zu geben. Eine derselben, die zu den Worten, welche ich für Valeria Vogeler gedichtet hatte:

Wenn ein Blick sich von uns wendet

hat einen fast seltsamen Eindruck hervorgebracht. Tiedge konnte sie nicht genug hören — Andere enthusiasmirten sich eben so für sie — ich allein mußte sie manchen Tag dreimal singen, so daß ich es zuletzt ordentlich müde wurde. Jetzt erscheint sie. Sonderbar ist es — noch ehe Valeria Vogeler mir das schrieb, hatte auch ich sie schon in die Novelle verflochten, welche ich für Tiedge's Album — gar zu gern fertig machen möchte, wenn die Sterne mir nur einmal Geduld zu dem Schlusse geben wollten. Aber wo wollte ich denn eigentlich hin? — Ja — Valeria Vogeler wird also bald einen Künstlernamen haben, und dann kann man sie schildern, aber von der Mutter wäre es, Ihren Vorschriften nach, nicht erlaubt. Und sie ist doch eine so poetische Erinnerung für mich, daß es mir auf den Lippen brennt, zu sagen, wie sie ist. Nun, ich helfe mir. Ich habe mehrere Gedichte an sie gerichtet — die leg' ich Ihnen bei, und aus diesen werden Sie gewiß das Wesen der lieben eigenthümlichen Frau herauslesen, oder Sie müßten nicht so gut Poesie verstehen, wie ich es Ihnen zum Ruhme nachsagen muß.

An Clelia Vogeler.

Auf Schottlands Felsen,
Wo mit schauriger Macht
Die Brandung schäumt, die Wogen sich wälzen,
In tiefer dämmernder Mondlichtsnacht,
Da sollte Dein Lied mir die Seele schmelzen.

Dem süßen Gesang
Horchten die Wogen,
Und die Wolken würden heruntergezogen
Von dem zaubervollen Silberklang.

Und ich horchte und sähe,
Und von Geisternähe
Schauert' es in und über mir;
Und leis' aus den wallenden Nebeln der Haide,
Da träten Malvina und Ossian beide,
Und grüßten Dich Schwester und sängen mit Dir.

Wovon träumt es sich süß in der Nacht?
Von Deiner Stimme schwebendem Klang;
Wie sie zuerst mit seiner Macht
Mir zum bewegten Herzen drang:
Ich weiß es, ich vergeff' es nicht.

Wonach sehn' ich mich in der Dämmerung?
Nach ihr und wiederum, ach! nach ihr.
Es redet die Erinnerung —
Wie ich gestanden neben Dir,
Ich weiß es, ich vergeff' es nicht.

Wem starb das Glück, um das Du klagst?
Weß ist der Schmerz, von dem Du sagst
In diesen Tönen, welche beben?
Weinst Du um uns? weinst Du um Dich?
O, wie die Augen füllen sich,
Wie Keiner kann den Blick erheben!

Halt' ein, halt' ein, wir wissen's ja,
Der Tod ist ewig, ewig nah!
Und was er nahm, giebt er nicht wieder;
Halt' ein, brich ab mit diesem Ton,
Wer so, wie wir, gelitten schon,
Trägt's nicht, zu hören Deine Lieder!

Dein Aug' ist wie ein Stern aus fremden Nächten,
Die mir bekannt, doch die ich nie geschaut,
Da wird die Luft bewegt von süßen Mächten,
Im Brunnen rauscht's mit wundersamen Laut:
Dem Wind steht's frei, im Myrtenlaub zu wühlen —
In Deinem Blick kann ich das Alles fühlen!

Du gehst so kunstlos hin durch uns're Kreise,
So unbewußte Trauer im Gesicht;
Du denkst und redest stets auf eigne Weise —
Den Meisten ist das fremd und freut sie nicht,
Ich aber lieb' es sehr, auf Dich zu lauschen,
Mir ist, als hört' ich Meer und Wälder rauschen.

Dein ganzes Wesen dünket mir entsprungen
Aus einem Quell, geheimnißvoll und rein:
Ich habe Dir schon manches Lied gesungen,
Es wird auch dieses nicht das letzte sein;
Ich meine, so wie ich versteht dich Keiner —
Bis zu dem nächsten Lied gedenke meiner!

Nach brasilianischen Liedern.

Du denkest an die Palmen,
Wie Du sie dort gesehn;
Du denkest an die Blumen,
Die nächtlich dort entstehn —
Ich fühl's in Deinen Liedern,
Und mich ergreift mit Dir
Die Sehnsucht nach dort drüben —
Ach, laß uns fort von hier!

Hier sind die kalten Tage,
Hier ist das lange Grau'n —
Wir sehnen uns, der Sonne
Ins Angesicht zu schau'n;
Ja, laß uns beide schweben
Und ziehn, wie Schwan und Schwan —
Ich kann nicht Ruhe finden,
Seit Du mir's angethan.

Wissen Sie nun, wie Clelia Vogeler ist? Ich denke, Tiedge hatte sie lieb und schätzte sie eben so, wie er sie lieb hatte. Sie kam nicht oft, aber doch auch nicht so selten, daß Tiedge darüber verdrießlich geworden wäre. Dann war der Abend voll Gesanges — Tiedge hörte sie und Valeria gar gern singen. Er verstand wenig von der Musik; Melodieen, die seinem Ohre schmeichelten, hörte er gern, aber für die Harmonie hatte er kein Verständniß. Dagegen wollte er durchaus die Worte verstehen, und: „deutlich aussprechen!" war seine beständige Ermahnung. Valeria und ihre Mutter sangen ihm zu Sinne — meistentheils Volkslieder, die sie von ihren Reisen mitgebracht und zu wundersamen Einklang eingesungen hatten. Da dankte er ihnen denn immer herzlich, wenn sie aufhörten, und er that es nicht allein.

Auch wir Andern musicirten oft, gut und schlecht, wie wir es eben konnten. Es herrschte bei Tiedge die größte gesellige Freiheit — Jeder konnte thun, was er wollte — Tiedge verlangte nichts, als Stille, wenn vorgelesen oder gesungen wurde. Auch das Gespräch war ganz frei — er hörte gern Alles — Politik, Erzählungen, wissenschaftliche Bemerkungen, Streitigkeiten. Nur gelästert wurde nicht — kleine boshafte Bemerkungen blieben leise unter denen, die sie eben machten. Veranlassung dazu war manchmal da — wo sind nicht Lächerlichkeiten zu sehen! Tiedge aber erfuhr nichts davon — ich wenigstens wagte nie zu spotten, wenn er es hören konnte.

Daß man ihm schmeichelte oder huldigte, habe ich auch nie gehört. Höchstens sagte Maltitz manchmal ein solches Wort. Im Allgemeinen war das Wesen Aller so, als hätten sie ihn herzlich lieb und wollten ihm das zeigen. Ich spreche blos von dem, was ich sah; kann sein, daß es manchmal anders war.

Ich war im Anfange etwas in Verlegenheit, wenn er mich fragte, ob ich das oder jenes von ihm gelesen. Endlich sagte ich ihm, daß ich didaktische Poesie nicht möge und daß die Urania der didaktischen Poesie angehöre. Er suchte mich eines andern zu überführen; ich blieb auf meinem Satze und versicherte ihm zum Schlusse: das

Schönste, das er gedichtet, sei das Liedchen „an Alexis send' ich dich." Er lachte und schien meinen Geschmack etwas wunderlich zu finden. In unser Verhältniß brachte meine Aufrichtigkeit keine Störung. Nur sagte er später wol zu meiner Tante: „es ist ein sonderbares Mädchen — als Dichter mag sie mich nicht — ich möchte wissen, was sie da an mir hat."

Was ich an ihm hatte? Alles, was ich von Andern nie empfangen, so oft mit Traurigkeit, bisweilen mit Unmuth vermißt hatte — Anerkennung, Verständniß, Poesie. Mein eigentliches Wesen war bisher noch nie geliebt worden — es war meinen Bekannten ein Buch in fremder Sprache gewesen — sie hatten sich nicht die Mühe gegeben, die Sprache zu lernen, um das Buch lesen zu können. Tiedge verstand mich gleich, besser, als ich selber mich verstand — ich möchte sagen: ich hätte in den Stunden, die ich allein bei ihm zubrachte, erst gelernt, ich selber sein. Und er fragte, was ich an ihm habe!

Mit dem Herbste zogen wir aus seinem Hause in die Altstadt. Der Gedankenstrich, wie er die Bricke nannte, zog sich recht lang zwischen uns. Dennoch kam ich oft, so oft ich konnte — ich vernachläßigte lieber alles Andere, um nur zu ihm zu können.

Die Geselligkeit verdichtete sich zugleich mit der Herbstluft. Falkenstein kam damals aus England zurück.

Falkenstein ist in seiner Biographie in unsern Nationalfehler gerathen — er ist zu bescheiden gewesen. Man sollte, wenn man lieset, meinen, er habe allenfalls auch zu Tiedge kommen dürfen, während er nicht nur Tiedgens entschiedener Liebling, sondern auch von der Gräfin von der Recke schon als ganz junger Mann vor allen Andern vorgezogen worden war. Ich weiß nicht, warum er so gar nicht von sich selber spricht; man schildert einen Menschen nie besser, als wenn man das Verhältniß schildert, in welchem man zu ihm gestanden. Soll ich Ihnen nun Falkenstein schildern? Am liebsten möchte ich einmal seine Biographie schreiben — das von ihm zu thun, würde wahrhaft erquicklich sein. Aber fürs erste — er ist ein großer schöner Mann, noch schön, obwohl sein Haar schon anfängt zu ergrauen. Mit einem Anstand, den ich eben nur an ihm gesehen, tritt er ein. Dieser Anstand ist nicht der eines vornehmen Mannes, noch weniger der eines Elegants. Wir haben in unserer Sprache kein Wort dafür, aber die englische hat eins — gentlemanlike. Freundlich ist sein Wesen — ich habe nie eine größere Freundlichkeit gesehen, als auf seinem griechisch-schönen Munde. Lächeln Sie nicht, daß ich von seinem Aeußern spreche — bei Falkenstein ist das Aeußere der reinste Ausdruck des Innern. Kraft und Frische, durch Ruhe beherrscht — da haben Sie Falkenstein. Schwärmerei ist ihm „eine Sage." Er liebt die Welt, die so schön ist, wie er sagt — die ihn

wieder liebt, denn nicht leicht hat ein Mann solches Glück wie Falkenstein gehabt. Wer seine Freunde zählen wollte, der hätte mehr Mühe, als weiland Rübezahl auf seinem Rübenfelde. Wenn Falkenstein nicht so ganz Mann wäre, so würden die Damen ihn längst glücklich verdorben haben; aber er weiß, daß es das Vorrecht des Mannes ist, den Frauen zu huldigen, vielleicht auch — wer kann den Menschen trauen — ist er zu eitel, um sich adoriren zu lassen, indem ihm ein kluger Geist gesagt hat, daß ein Mann nie weniger Eindruck macht, als dann — d. h. einen Eindruck, wie doch jeder Mann ihn gern auf uns macht, den der Kraft, der Unabhängigkeit. Mich hat er eben dadurch gewonnen, und ich kann sagen, daß mir nicht bald die Erscheinung eines Mannes so wohlgethan hat, wie die Falkensteins. Als den Mann einer meiner liebsten Freundinnen hatte ich Gelegenheit, ihn auch im häuslichen Kreise zu sehen. Er war immer derselbe — ich erregte viele Heiterkeit, wenn ich seiner Frau versicherte: ich möchte ihn nicht zum Manne haben — er sei nur für die Sonntage — für alle Tage zu gut. Es war aber mein völliger Ernst. Er stand gar zu sicher da — eine geistreiche Freundin nannte ihn deswegen auch den hohen Herrn, welchen Namen er sich lächelnd gefallen lassen mußte. Doch moralisirt Niemand weniger, als er. Sein Gespräch besteht meist aus Erzählungen oder Mittheilungen, denn in seinem Kopfe befindet sich eine ganze Bibliothek, er kennt Notabilitäten aller Länder, correspondirt nach allen Himmelsgegenden — mit einem Worte: er hat immer des Stoffes in Fülle. Auch läßt man ihn meistens allein sprechen, doch nicht etwa, weil er es verlangt — er verlangt gar nichts — hat es freilich auch nicht nöthig — es wird ihm Alles gebracht. Aber was man ihm auch geben, was ihm auch werden möge: er verdient Alles. Auch Tiedge's Liebe verdiente er — manchen Abend war er ganz allein bei ihm und erfreute ihn durch seine freundliche Gegenwart, seine schöne Sprache. Ich könnte noch viel von Falkenstein sagen; aber man muß auch über seine Freunde zu rechter Zeit zu schweigen wissen.

Hier fällt mir eine Eigenthümlichkeit Tiedge's ein — seine Abneigung gegen jede Art von Dialekt. Er verlangte, daß man rein spreche, d. h. wenn er einen gern hören sollte. Ein reines Deutsch empfahl bei ihm schon im voraus — an eine unangenehme Sprache konnte er sich nie ganz gewöhnen. Er murrte ordentlich darüber und war dann sehr komisch anzuhören.

Durch seine Sprache mochte Karl Fortlage aus Heidelberg sich gleich empfohlen haben; wenigstens gewann Tiedge ihn ungewöhnlich schnell lieb. Karl Fortlage war damals noch weniger als Schriftsteller bekannt, aber in unserm Kreise wurde er es rasch durch sein liebes, wenn auch höchst eigenthümliches Wesen. Ich nannte ihn immer den Pilger aus dem Morgenlande: so hergewandert aus

fremder Welt in unsere erschien er mir. Er war nicht Poet, aber eine so poetische Natur, wie ich noch keine wiedergefunden habe. In beständigem Enthusiasmus, wenn nicht für Gedichte, so für Musik, wenn nicht für Musik, so für Natur, wenn nicht für Natur, so für Plato, wenn nicht für Plato, so für eine Dame, ohne Ruhe und Rast, heftig, kindgut, zerstreut bis zur Abwesenheit und hingegeben mit ganzer Seele, Lachen und Bewegung zugleich erweckend, eigenwillig und nachgiebig, zu Hause im Himmel, aber ganz unbekannt in der Welt, — so war Karl Fortlage. Daß ein solcher Mensch für Tiedge und mich höchst ansprechend sein mußte, versteht sich — er wurde so ziemlich der dritte, und nicht gern sahen wir es, als er von Dresden wieder weiter fuhr.

Sein Freund war Julius Mosen, der einige Male bei uns, bei Tiedge aber mit uns nur einen Abend war. Zwei Menschen, wunderlicher verschieden, giebt es nicht. So beweglich Fortlage war, so schwerfällig erschien Mosen; es ist wahr, er hatte damals schon eine etwas schwere Gestalt an sich. Fortlage's helles großes Auge ruhte keinen Augenblick; Mosen ließ seine Augen — er hatte die sonderbarsten, die ein Sterblicher haben kann, so groß, so schwarz und so weiß — mit jedem Blicke sich ausruhen. Fortlage hatte für Alles, das außer der Poesie lag, so ziemlich keinen Gedanken — Mosen wußte sich etwas damit, ein sehr guter Advokat zu sein und nur nebenbei zu dichten. Man sah sich die beiden Freunde mit Lächeln an — ich weiß besonders nicht, wie Mosen es Fortlage verzeihen konnte, daß dieser des Freundes Novellen, die er geschenkt erhalten, liegen lassen konnte, bis ich ihn darum bat und das Buch aufschnitt. „Aber —" sagte ich zu Fortlage. „Ja, es ist arg," antwortete er; „Mosen ist auch böse." — „Er hat auch ganz Recht — die erste Novelle besonders ist so tiefpoetisch." — „Ja, es ist arg;" wiederholte Fortlage ganz heiter. Ob er sie gelesen, nachdem ich sie aufgeschnitten, weiß ich nicht.

Als Fortlage abreis'te, kam der Frühling. An einem schönen Abend in diesem lernte ich bei Tiedge die Gräfin Ida Hahn kennen, die ich zu meiner Freude sehr liebenswürdig fand. Den herrlichen Dahl, der als Mensch wol von Wenigen übertroffen wird, sah ich nicht bei Tiedge, aber dafür, Dank einem guten Sterne, öfter anderswo. Andere Bekannte traf ich in dem lieben Hause oft und gern, machte auch von Zeit zu Zeit immer wieder eine neue angenehme Bekanntschaft. Wollte ich sie alle schildern, würde ich mehr Dinte dazu brauchen, als in meinem Dintenfasse ist.

Am liebsten jedoch war ich immer mit Tiedge allein, wie überhaupt mit jedem Menschen, der mich nur irgend interessirt. Daß wir geistreich gesprochen hätten, könnte ich nicht sagen — wir plauderten, oder vielmehr ich plauderte Tiedge vor, denn die Jugend hat

ein solches Bedürfniß, die sich ihr täglich aufdrängenden neuen Erfahrungen auszusprechen und sich so gewissermaßen klar zu machen, daß sie einen Andern wenig zu Worte kommen läßt. Auch freute Tiedge sich an dieser Frische und Bewegung, und ihn auszufragen — dazu veranlaßte mich nichts. Seine Vergangenheit war mir gleichgültig — die Gegenwart mit ihm nahm mich ein, und seine Reden zu behalten, um einst ein Buch daraus zu machen, das fiel mir nie ein. Elisa von der Recke war keine Gestalt, die meine Phantasie erregte — von ihr zu hören, hatte ich also auch keinen besondern Wunsch. Tiedge erwähnte ihrer manchmal als seiner seligen Freundin, besonders bei literarischen Urtheilen — man sah, daß sie noch eine Autorität für ihn war. Meine Ansichten stimmten fast nie mit denen überein, die sie ihm hinterlassen hatte — ich schwieg, indem ich diese Art Vermächtniß einer ausgezeichneten Frau ehrte; aber es lag mir auch weiter nichts daran, mehr davon zu erfahren. Einige Male erwähnte Tiedge, wie viel er in ihrer Reisebeschreibung gestrichen habe — sie habe lauter allbekannte Dinge erzählt — eine Frau, setzte er hinzu, müsse nicht glauben, daß sie etwas wisse und belehren könne: was ihr neu sei, das sei meistens uralt. Auch von manchen Freunden, die er ganz kurz auf dem Wege zu dem, was sie für Poesie hielten, aufgehalten habe, erzählte er mir mit Eifer; aber auch von jungen Mädchen, die sich ihm lieblich genaht. Er hatte solcher Erinnerungen mehrere, und es klang schön, wenn er davon sprach. Auch sah er noch immer sehr gern junge Mädchen kommen, aber sie mußten frisch und natürlich sein. Sentimentalität und Prüderie waren ihm in der Seele zuwider. Ich erinnere mich noch mit Lächeln eines Morgens, wo er über eine geistreiche Prüde sprach. „Es ist recht übel, daß sie das ist," sagte er. Dann sprach er über Heloise und stellte sie mir als das Weib dar, welches am edelsten geliebt.

Auch bei Kindern mochte er es, wenn sie kindisch ehrlich waren. Mein kleiner Vetter Hoffmannsegg wurde einst zu einem Besuche zu ihm gebracht. Der Knabe, der kurz vorher die Erfahrung gemacht hatte, daß es Orte in der Welt gebe, die Schulen hießen, in denen man still sitzen und lernen müsse; sah sich die Bilder an, während er vor Tiedge stand und dieser sich über ihn freute. „Höre, Junge," sagte Tiedge jetzt, „was ist denn besser, Latein oder ein guter Kalbsbraten?" — „Ein guter Kalbsbraten," antwortete der Knabe mit dem Tone der Gewißheit. „Aber —" fing seine Mutter an. „Lassen Sie ihn doch," fiel Tiedge ein, mir ist es sehr lieb, daß er den Kalbsbraten vorzieht.

Unter den Gegenständen seiner Abneigung waren auch die englische Sprache und Napoleon. Ueber diesen Koloß, der mit einem Fuße in dem vergangenen, mit dem andern in diesem Jahrhundert steht, urtheilte er nicht unparteiisch, denn er läugnete seine Größe.

Die englische Sprache nannte er unmusikalisch, in seinen Augen ein Verbrechen. Auch Französisch sprach er ungern; nur Italienisch liebte er und sagte bisweilen einige Worte in dieser Sprache.

Eben so wenig konnte er die schwarze Farbe leiden. Ich nahm auch mit meinem Anzuge Rücksicht auf ihn und wurde dafür bisweilen lächelnd gelobt, besonders wenn ich weiß und rosa trug.

Wahrhaft poetisch liebte er die Blumen. Wer da konnte, brachte ihm auch einige. Ich kam eines Morgens ganz glücklich mit zwei reizenden Röschen an, die ich aus dem Palaisgarten gestohlen hatte. Da schalt aber Tiedge mich aus und machte mir die beweglichsten Vorstellungen. Er konnte es sich nicht schrecklich genug denken, wenn ich hätte auf die Wache müssen. Ich versprach meiner Neigung, die Gesetze zu umgehen, harten Zwang aufzuerlegen, und hielt auch mein Versprechen. Als ich bei meiner Abreise einige Blumen aus dem Palaisgarten haben wollte, hieß ich einen unserer Freunde sie statt meiner stehlen.

Denn die Abreise war da. Lebewohl wurde gesagt wol zehnmal des Tages. Mir wurde es sehr schwer, mich von Tiedge zu trennen.

Nun kam die Zeit der Briefe. Ich schrieb in die meinigen mich selber ganz und gar hinein; Tiedge's Antworten waren unendlich liebenswürdig und ersetzten mir doch nicht eine Stunde in seiner Nähe.

Ein Liedchen zu einem seiner Geburtstage will ich Ihnen hier abschreiben.

Und wenn das Licht auch zu uns kommt,
So kommt doch nicht der Stern,
Und wenn Dein Wort auch zu mir kommt,
Deine Stimm' ist mir doch fern.

Und löscht auch die Nacht die Sonn' nicht aus,
So seh' ich sie doch nicht,
Und weiß ich auch, daß Du lebst da drauß,
So seh' ich Dich doch nicht.

Mein Herz will allen Wolken nach,
Gar nicht sich stillen mag;
Die Trennung ist ein' gar böse Sach',
Zumal an solchem Tag.

Ich wollt', ich könnt' auf Lüften gehn
Und treten zu Dir ein,
Ich wollt', ich könnt' mit Augen sehn
In die lieben Augen Dein,

Und ziehn an meine Brust heran
Deine lieben Hände beid',
Und daß es nicht geschehen kann,
Das eben ist mein Leid.

Tiedge, so streng er sonst in der Form war, verzieh diesem Liedchen doch sein halb abgebrochenes Reden. Er sagte: es klänge naiv.

Doch was soll ich Ihnen weiter noch erzählen. Meine Freude, ihn nach Jahren wiederzusehen, meine Trauer bei seinem Tode haben Sie freundlich mit mir getheilt — wir waren da schon Freunde. So

schließe ich denn meine Abhandlung — Brief kann ich kaum sagen — mit freundlichem Lebewohl.

Den 22sten.

Poète, ich bitte Sie um einen Ritterdienst — Sie sollen meine Menschenhaftigkeit vertheidigen. Sie sehen mich an? Ernsthaft — ich hätte beinahe Grauen vor mir selber bekommen, so geradezu sagte mir der junge Freund, den Sie kennen: es sei etwas Dämonisches in meiner Doppelgewalt über Poesie und Musik. Er sagte: ich hätte ihn mit jedem Liede in die Stimmung gebracht, in der ich ihn hätte haben wollen, und sich so ganz in der Gewalt eines fremden Wesens zu fühlen, das mache den Eindruck des Dämonischen. Bettina sei ein Salamander, und ich — er sprach nicht weiter; aber was soll ich denn anders sein, als die Loreley, wenn es so ist, wie er andeutet? Ich bitte Sie, das ist häßlich. Ich mag kein Geisterwesen sein.

Sie sehen ihn alle Tage; er wird es Ihnen gewiß einmal sagen. Dann bitte ich Sie: erwiedern Sie ihm, was ich Ihnen hier ernstlich versichere. Die Poesie beherrsche ich, aber die Musik nicht. Ein Lied von mir kann täuschen, indem man glaubt: es sei aus meinem Herzen, während es nur der Genius mir gab; aber im Gesange bin ich durch und durch wahr. Wer mich singen hört, daß es ihn ergreift, der hat den Hauch in meiner Seele gehört. Deshalb singe ich oft so kalt. Eine einzige gleichgültige oder gar widerwärtige Gegenwart reicht hin, um den Klang meiner Seele stumm zu machen. Dann singe ich blos mit der Stimme. Die wenigsten meiner Bekannten, selbst die wenigsten meiner Freunde haben mich eigentlich gehört. Ich weiß Menschen, besonders drei bis vier Frauen, die ich recht lieb habe, denen ich aber nie vorsingen werde, wie ich es kann. Der aber, dem ich Loreley bin, der hat mich gehört, weil ich bei ihm Poesie weiß, und zum Lohne habe ich nun das. Bitte schön, Sagen Sie ihm, wie Unrecht er habe.

Den 23sten.

Gestern war ein brennender, golddurchleuchteter Abend — heute ist ein heißer drückender Tag. Drüben über dem Walde wogen die gelblich grauen Gewitterwolken auf und ab; vielleicht ziehen sie bald herauf.

Ich habe heute wieder einmal Don Juan vorgenommen und mit Entzücken gefunden, daß ich Donna Anna und Zerline jetzt singen kann. Vor drei Jahren konnte ich es nicht und verstand selbst die Oper noch nicht. Heute fielen mir bei den Worten Donna Anna's:

„Non mi dir, bell' idol mio,
Che son io crudel con te“

die Thränen plötzlich wie ein Schleier vor den Blick. Ich hielt inne und fühlte die Flamme der Musik durch mein ganzes Wesen schlagen.

Ob ich da glücklich war? Ja, wahrlich, und noch mit dieser Empfindung in der Brust versuchte ich ein neues Lied für Abdelaziz.

Sie sagen mir, du seiest milde,
Als wärst du nicht der Stolz des Throns,
Wohl, so verzeihe denn die milde
Vermessenheit des Wüstensohns.

Er ist gekommen, um zu leben
In einer Luft, durchhaucht von Dir,
Doch Tod, nicht Leben wird sie geben,
Und Tod ist auch willkommen mir.

Nur wollt' ich einmal erst dir sagen,
Wie mir das Sein in Gluth verbrennt;
Doch kann dein Herz voll Mitleid schlagen,
Dein Herz, das keine Qualen kennt?

Ja, ich bewege dich zu Thränen;
Sieh' deine Wunderschönheit an,
Und du wirst fühlen, wie ein Sehnen
Nach ihr verzehren, tödten kann.

Dann wird erbleichen deine Wange
Vor dem Gedanken meiner Qual —
Und bleiben mög' er dir, wenn lange
Mein Herz gezuckt zum letzten Mal.

Mehr Leidenschaft kann ich nicht aussprechen. Sollten Sie jetzt noch nicht zufrieden sein, so würde ich mit Bulwer denken: die Dichter leuchten nur in der Nacht des Herzens; sie sind uns nichts, wenn wir die volle Herrlichkeit des Gottes fühlen.

Und nun — Sie verlangten einmal ein Lied, das ich durch und durch mit meinem innersten Beben durchhaucht hätte. Da haben Sie denn eines, welches diese Forderung ganz erfüllt. Ob es auch Andern genugthun wird, weiß ich nicht — genug ich habe Ihr Verlangen erfüllt.

Sieh', das weiß ich, nie auf Erden
Wird der Becher mir gefüllt,
Welcher mir den Durst der Seele
Süß und ganz erquickend stillt.

Und das ist die tiefe Sehnsucht,
Die in meiner Stimme bebt,
Wenn am Abend beim Gesange
Sich mein Blick zum Mond erhebt.

Lieb' und Treu' wird mir geboten,
Aber Treu' wie blaues Licht,
Oder Lieb', die ich so nenne,
Find' ich nicht und — such' ich nicht.

Wenn du glühtest und erbebtest —
Meine Seele hat's gethan,
Meine Seele, welche harret —
Weißt du wol, das sang ein Schwan.

An Agnes Franz.

Den 23sten, Abends.

Der Wind weht durch den tiefgrünen Abend. Die Strahlen sollen das Gras aufathmen lassen — dürfen nicht hervor hinter den Wolken. Die Vögel plaudern unaufhörlich auf dem Baume, der Dir das Fenster verschattete. Drüben im Wäldchen singen die Nachti-

gallen noch; morgen, am Johannistage, sollen sie aufhören — ich denke, sie singen noch etwas länger; ich wünschte es so — in den letzten Tagen hatte ich nicht so recht auf sie gehört. Die letzten Tage — das sind die, seit Du fort bist — schon drei volle sind es, und erst nach so langen, langen Tagen kommst Du wieder. Siehst Du, das würde ich sonst Niemandem sagen. Du bist aber auch so gut, und ich kann mit Dir so friedlich ich sein! Auch von Gott kann ich mit Dir am besten sprechen, und meine Lieder liebst Du auch, gedichtet und gesungen. So ist mir denn herzlich wohl in Deiner lieben Nähe, etwa wie im Schatten eines blühenden Strauches, aus dem eine linde Luft Düfte verweht. Ich habe aber auch noch viel Schönes für Dich. Einstweilen küsse ich Dich und bitte: schreibe bald.

Den 25sten Nachmittag.

Durch den heißen Tag zieht ein hastiger Wind aus Westen, der manchmal selbst heftig wird. Die Baumkronen neigen sich vor ihm — ihr Grün glänzt, wenn die Sonne scheint; oft aber ist es auch im Schatten der ziehenden Wolken. Es ist jetzt Sommer: man fühlt, daß die Körner reifen, die Früchte sich bald mit Saft füllen werden. Die Wärme wird mächtiger, die Abende können ihr nichts mehr anhaben. Und ich? Ich sehe Magdalene an und fürchte mich. Wenn ich das Buch erst geschrieben hätte! Ich sagte zu Ihnen: da ich jetzt so ruhig und klar bin — ja, ich bin unendlich ruhig, und mir ist ganz klar, was ich an dem Buche thun muß, wenn es Wirkung hervorbringen soll. Und daß es die hervorbringe, erwart' ich peinlich gespannt. Es hängt meiner Empfindung nach für mich mehr von Magdalene ab, als man ahnen kann. Heute in der heißen, halbdunklen Luft dachte ich die nächsten Scenen durch, und da dichtete ich ein Lied für Magdalene, welches ich Ihnen hier sende und welches ich mit so beklommenem Herzen gedichtet habe, wie Sie nur immer verlangen können.

Fragst du die Nacht, was sie verhüllt?
Fragst du den Stern, warum er brennt?
Fragst du den Duft, woher er quillt?
Fragst du mein Herz, ob es sich kennt?
Ich soll dir seine Tiefe zeigen?
Ich werde sterben, aber schweigen.

In einen Schleier hüll' ich mich,
Durch dessen Wallen dringt kein Blick;
Wenn Andre offenbaren sich —
Ein Räthsel bleibe mein Geschick;
Mein Haß, mein Lieben sind mein eigen —
Ich werde sterben, aber schweigen.

Es geht ein Klagen durch die Nacht,
Es weint die Luft — das ist der Thau;
Ich hätte wol der Klage Macht,
Um zu erschüttern leis' das Blau:
Doch sollt' ich mich entschleiert zeigen?
Ich werde sterben, aber schweigen.

Gegen Abend.

Ich wollte, der Tag wäre vorüber. Die Luft ist so schwer. Die Blumen, die weiß und rosenfarben sich mir in so üppigen Garben zu Füßen warfen, beängstigten mich. Die blühenden Gräser sind von unendlicher Schönheit — es ist wahr, aber sie beben so ahnungsvoll bei dem leisesten Hauche. Ich wollte, der Tag wäre vorüber. Wann schicken Sie mir denn Lieder?

Den 29sten gegen Abend.

Der erste Resedaduft — lieblich grüßte er uns beim Vorübergehen. Auch warm ist es wieder und mir wohler, ein Paar Tage war mir angst und bange — solch wilder Wechsel war draußen von Himmelsbläue und Himmelsdunkel — Regen und Sturm, Gewitterschwüle und kalter schneidender Luft. In die Stube gebannt durch Krankſein, begriff ich alles Weh', alle Trauer in der Welt, begriff: wie man zerbrochen werden könne wie ein Rohr — wie man sterben könne aus Schmerz. Und vor der bloßen Möglichkeit, daß mir es auch so gehen könne, hätte ich weinen mögen, wie ein Kind. Ach, ich wäre nicht stark, wenn ein großes Weh' käme — Gott schütze mich, damit ich noch länger dichten könne! Wenn ich recht unglücklich wäre — könnte ich es dann noch? Und nun denken Sie — ein Wehe, vor dem die Lieder verstummten — ach, das nicht! Traurig sein will ich — es kann nicht anders sein auf Erden; aber recht schwer leiden — ich möchte nicht so zerknicken. Ein tiefes Leiden ist heilig, aber ich bin keine Heilige, hätte nicht die Seele dazu. Ich bin ein Kind des Sanges — warmer Schatten ist mir süß — wenn ich da sitzen und mit den Blumen Gespräche führen kann, da bin ich zufrieden. Und kann ich denen, die mich lieb haben, wieder erzählen: dann bin ich froh. So fühle ich in Stunden, wo Sturm draußen und Bangen innen mich eingeschüchtert haben. In andern — nun ich glaube: wir Dichter sind eben in jeder Stunde anders, wie Wald und Himmel, wie Wasser und Wolken — wie die Natur.

Den Lindenduft erwarte ich froh. Er wird bald kommen. Der Jasmin ist verblüht. Verblühen — Wiederblühen im Frühling — Immerblühen in Herz und Geist. Addio!

Juli.

Den 5ten Nachmittag.

Gestern wollte ich Zanoni von Bulwer weiter lesen — ich konnte nicht: die Gedanken schwirrten mir davor. Das Buch ist sonderbar für einen Mann der Welt. Wie hat Bulwer zwischen den Parlamentssitzungen und dem literarischen Leben Londens Zeit, das Unentschleierbare anzustarren? Zanoni ist ein — ja, wie soll ich ihn nennen? Er ruft keine Geister, aber er verläßt die Erde — er durchschaut die Herzen und die Zukunft — er lebt lange, lange und ist noch jung — er hat die alten Räthsel gelöst. Er liebt aber auch, und so viel ich sah, giebt er zuletzt die irdische Unsterblichkeit für die auf, die nur durch den Tod unser wird. Wie kommt — ich frage es noch einmal, Bulwer in der Welt zu solchen Gedanken?

Den 6ten Nachmittag.

Es regnet und hört wieder auf — die Sonne kommt halb hervor und verschwindet wieder — die Luft ist gewitterschwül — der Wind rauscht — die Hähne krähen — die Krähen schreien — der Birol ruft — für mich ist Unruhe in dem Allen — vielleicht weil ich keine rechte Ruhe habe. Der Kritiker will kommen — es ist mir sehr erwünscht — ich hab' ihm viel zu sagen — seinem prüfenden Blicke viel vorzulegen; aber ich wollte, er wäre da. Erwarten ist gar zu störend. So gehe auch ich von der Tapisserie zu Magdalene, manchmal rasch durch die Gänge, wieder zur Mutter — erwarten — nicht wahr, Sie mögen es auch nicht?

Im Eichwäldchen blühen blasse Scabiosen, gelbe Königskerzen, weiße Blumen in Schirmen und in Büscheln, die Gräser blühen, der Sauerampfer steht in seiner braunrothen Blüthe. Die Kartoffeln duften — fast betäubend. Die letzte Knospe von meinem schönen wilden Rosenstrauche pflückte ich für mein Album. Ich will ein Blatt aus diesem Sommer haben. Einen Buchenzweig wählte ich mir auch schon. Das Korn reift mehr und mehr. Wie der Wind rauscht und ein blasses Gold in den bewegten Blättern wogt! **Addio.**

Den 7ten.

Ein bleicher, aber heiterer Abend. Das Laub ist etwas gestärkt vom Regen am Morgen. Das Gras unter dem Ahorn glänzte sma-

ragden, wie manche der beleuchteten Stellen in unserm poetischen Walde.

Die Rosen blühen voll und Gedenkemein auf allen Beeten. Es ist, als flüsterte alles Vergangene und Ferne mir überall Bitten zu. Auch der Mohn blüht — vielleicht war ich darum diese Tage so müde.

Vor Tiedge's Platz sah ich über das fast reife Kornfeld weg auf Wiesen und Wald, dann wieder auf das Kornfeld; die Halme standen so ruhig, als wären sie sich bewußt, welchen Segen sie trügen.

Das sind jetzt wunderliche Briefe — nicht wahr — lauter Bruchstücke. So ist mein Gedankengang seit einiger Zeit, die Empfindung drängt sich zwischen ihn.

Ich will Ihnen ein Räthsel aufgeben. Was ist das für ein Wesen — melancholisch und triumphirend, kindlich demüthig und königlich stolz, wach und klug, und träumend und unsicher, Alles begehrend und Alles verschmähend, glühend in der Phantasie und scheu in der Wirklichkeit, Alles begreifend und Alles anstaunend, Spott auf der Lippe und die Thräne im Auge, des Wortes und Tones mächtig und verstummend, sobald es mächtig fühlt, eine Blume und ein Geist, klar wie Wasser und räthselhaft wie Nebel, ewig bewegt und tief im Herzen immer still, viel besprochen und wenig verstanden — wissen Sie's?

Ich bin eine Glockenblume,
Aus der ein Elfe singt;
Ich blühe schlank und träumend,
Die Stimme seltsam klingt.

Es trinken umher im Garten
Viel Blumen von der Luft;
Der Mohn in brennender Farbe,
Die Rose in heißem Duft.

Und noch von hundert andern
Sind Mohn und Ros' umringt —
Ich bin eine Glockenblume,
Aus der ein Elfe singt.

Den 8ten, Mittagsstunde.

Darin sind wir einverstanden, daß wir glücklich sind, so lange wir verzweifeln müssen, unsere Seele auszusprechen.

Wenn wir es gethan hätten, so wäre das Meer erschöpft und das Sonnenlicht ausgebrannt.

Aber zu unserm Heile ist Alles um uns her unbeschreiblich, Alles in uns unaussprechlich. Mög' es sich auch manchmal wild in unserer Brust erheben, sie zersprengen, hinaus wollen — es kann nicht, und wir können immerhin auf Augenblicke den Athem verlieren.

Und haben wir denn nicht die Musik? Dahinein, Schmerz! Dort ruhe, heißes Verlangen! Dort weine, glühende Sehnsucht! Da jauchze, wilde Freude! Die Musik hat unzählige Stimmen — sagt

ihr, was ihr wollt, und sie wird es mächtig und wunderbar in die Welt hinaussingen.

Der Lindenduft ist da. Wir haben uns eben gegrüßt.

Die Düfte sind die Seelen der Pflanzen, welche zu der unsrigen kommen, die meisten können sie nur in der Blüthenzeit aushauchen; manchen ist es immer vergönnt, andern auf immer versagt. Ach, ganz wie den Menschen!

Meine Seele haucht ihren innigsten Duft nur aus, wenn Keiner da ist, um ihn zu athmen. Sie kann nicht anders. Vor Augen schließt ihr Kelch sich, wie er sich vor Sternenstrahlen, die mich einsam finden, langsam öffnet. Man muß ihren Duft ahnen.

Ich suche jetzt mein tiefes Bedürfniß: Stillsein und Dämmerung. Von den leuchtenden Blumenfarben wende ich das Auge ab, und selbst wenn ich im Schatten gehe, brauche ich den Schirm, um dem Licht, welches mir entgegenkommt, zu entgehen. Das macht: ich bin jetzt in mir, und da stört mich das Außen.

Den 12ten.

Die Sonne will eben untergehen. Gegrüßt!

Wir sind beim Abende gewesen, gingen hin auf einem Damme, zurück auf einem andern. Beide biegen sich nachgebend zwischen Feld und Wiesen hin; auf beiden hat man in diesem üppigen Heujahre das Gras zu mähen verschmäht; auf beiden treiben die Blumen ein übermüthig Blühen. Manchmal wollten sie uns fast das Weitergehen verwehren; aber sie gaben doch nach, hingen mir nur einzelne Blüthen an das Kleid. An einer Stelle standen Königskerzen; die zwang mein Kleid sich zu neigen, aber wie stolz richteten sie sich gleich wieder auf!

Der-Kritiker war hier — ich hatte drei angenehme Tage durch ihn, Tage voll kluger Worte, voll bedeutender Gespräche, voll Aussprache von meiner und Verständniß von seiner Seite. Er will im Herbst wiederkommen.

An einem von diesen Tagen, am Sonnabend, zeigte sich ein loderndes Abendroth, in welches ein rauschender Wind wehte. Ich wünschte mir eine der Wolken, um auf ihr schnell nach Java zu fahren und mir zum Nachtische eine Ananas zu holen.

Wie der Lindenduft durch den Abend zieht!

Gute, recht gute Nacht!

Den 13ten, Nachmittag.

Der Vormittag war silberblau; die Sonne überhauchte ihn nur mit Gold. Gegen Mittag ward es heißer und heißer, und im Süden begann ein dunstig Dämmern. Man ahnte nahe Bewegung in der Luft, und die Ahnung ist erfüllt — der Wind rauscht unruhig durch den heißen Sonnenschein.

Auf den meisten Feldern liegen schon die Garben, die Menschen

haben die Erstlinge des Jahres empfangen. Die Garben schimmern — es scheint kein Regentropfen auf diese Ernte fallen zu sollen.

Gestern Abend ging ich noch spät Beeren essen. Der Mond leuchtete mir dazu als schöne Lampe. Die Nachtkerzen — Oenotheren — verhauchten Duft, und diesen lieb' ich sehr. War das nicht ein Poetennachtessen — Früchte, selbst gepflückt bei Mondenschein und Nachtkerzenduften?

Mutter kam noch auf den Einfall, Kirschen zu pflücken. Ich ließ sie mit dem Mädchen bei dem Baume, der die reifsten hat, und ging in den östlichen Buchengang, um noch mit dem Lindenduft zu sprechen. Der Mond beschien mich, als ich langsam dahin ging, die Arme untergeschlagen, in Gedanken an die Zukunft. Da hörte ich Männertritte, die mir folgten, und bald darauf einen ehrerbietigen Gruß. Einer unserer Bekannten und Jagdpächter hatte umsonst einem Reh aufgepaßt und wollte nun wenigstens der einsamen Dame einen guten Abend sagen. Er machte mir eine so melancholische Schilderung von seinem Jagdvergnügen, daß ich durch helles Gelächter bald die Mutter herbeigerufen hatte, und so empfing er, noch immer im Mondenschein, zwei Gutenachtwünsche und ging mit leerer Tasche weiter. Das ist gewiß: wären die Männer eitel, sie zeigten sich nur in Jägertracht.

Was ich noch immer nicht vergessen kann, ist, daß sie mich die neuliche Sonnenfinsterniß haben verschlafen lassen. Sie beschreiben mir zwar Alle recht gut die feierliche Tagdunkelheit, so wie das wassersilberne Licht der Sonne — ich kann mir auch Alles denken; aber es ist doch zum Schämen, so etwas verschlafen zu haben — und zum Traurigsein auch.

Und auf Hayti ist es der Erde wieder einmal eingefallen, sich zu bewegen. Ich denke bekümmert daran — die Insel gehört zu meinen Traumorten, seit ich „die Verlobung auf St. Domingo" las. Kennen Sie diese Erzählung einer Nacht voll Blutgier und Liebe und eines Morgens voll Tod? Kennen Sie überhaupt Heinrich von Kleist? Wenn man an ihn denkt, der an sich selber verzweifelte, und dann daran, was für — — Dichter jetzt leben — wir wollen einst Käthchen von Heilbronn und den Prinzen von Homburg mit einander lesen — vielleicht im Herbst, unter dem Ahorn mit purpurnen Blättern.

Neun Uhr fast.

Der Abend ist schimmerlos, nur einzelne Wölkchen leuchteten blaurosa, leuchten noch ambrafarbig. Ich sah ihm still zu und wäre traurig geworden, hätte ich nicht an Tage gedacht, von denen ich hoffe, daß sie kommen und mir bringen werden, was mir lieb ist.

Der Damm, auf dem wir gestern hingingen, heißt von nun an der Glockenblumendamm. Ich nannte ihn heute so, als ich auf den Wiesen an ihm hinstreifte. Die Wiesen sind dieses Jahr zuverläßig —

ich ging in den leichtesten Schuhen trocken und weich. Auf dem Damme rauschte der Wind, auch das Rohr gehorchte ihm; aber zu mir kommt er nicht, ich hätte mich in das Stille hinsetzen und weit hinaussinnen können. Aber ich wollte nicht ruhen — ich pflückte aus den frischen Erlen und Weiden und aus dem singenden Rohre blaue und goldgelbe Wicken, Vergißmeinnicht und weißröthliche und weißgelbliche Blumen, die ich nicht zu nennen weiß und die etwas räthselhaft sein mögen. Ich pflückte sie aber mit Zutrauen — mögen sie in sich verschließen, was sie wollen — mir, die ich sie liebe, haben sie noch nie etwas gethan. Aber es ist fast ganz dunkel — die Hand und gute Nacht!

Den 14ten, Nachmittag.

Mutter ist ausgefahren zu Freunden, wo wir seit fünf Monaten nicht waren. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, mitzufahren — ich kann mich nicht aus unsern Schatten hinausdenken. Das ist aber nicht etwa Verstimmung — es ist die Ruhe eines Vogels — er hat die Flügel für eine Stunde zusammengefaltet, um sich dann um so frischer und freudiger aufzuschwingen.

Ich möchte gern im Herbste recht gesund sein und im Winter meine Gedanken recht leicht hinschreiben können. Dazu aber bedarf ich jetzt einige Monate vollkommener äußerer und innerer Ruhe. Wäre sie mir gegönnt! Könnte ich selbst alle Gedanken an Zukunft und Ferne aufschieben und nichts fühlen, als daß ich genese und daß die Luft warm und der Resedaduft lieblich ist.

Einige Briefe mögen kommen; aber nur solche, wie ich will.

Von Tiedge war ich das verzogene Kind; von Mutter bin ich es noch; ach, würde ich es doch auch einmal vom Glücke — geschähe mein Wille — bekäme ich, was ich haben wollte — es ist nichts so gar angenehm, wie verzogen zu werden.

Manchen Menschen ist es nie so gut geworden, keinem ist es eingefallen, ihre Unliebenswürdigkeit übermüthig zu machen — solche gerathen dann in heiligen Eifer über verzogene Kinder; aber es hilft ihnen nichts.

Ich werde liebenswürdiger, je mehr ich verhätschelt werde. Gute Worte bringen mich zu Allem — auf kalte und befehlende könnte ich ein Jahrhundert lang „nein" antworten. Bei Andern mag es anders sein — ich selber kenne Menschen, die hochmüthig sind, so lange man gut zu ihnen ist, und demüthig werden, so bald man ihnen entgegentritt. Mit solchen Naturen leb' ich sehr ungern, denn ich kann nie ich selber sein, d. h. herzlich, hingebend, unbefangen — sondern ich muß immerwährend eine Stellung behaupten: das ermüdet.

Es ist auch nichts unedler, als tyrannisch zu werden, weil man geliebt wird.

Ich begreife nicht, wie man anders kann, als Güte durch Güte, Hingebung durch Hingebung, Liebe durch Liebe erwiedern.

Ich kann mir denken, daß ich einen Menschen blos um seiner Liebe zu mir willen lieben könnte. Aber freilich: es müßte eine heilige Liebe sein, eine, die uns die Thränen in die Augen bringt, wenn wir von ihr hören; eine, wie sie alle Tage wächst, zu der kann man ganz höflich sagen: „ich bedauere unendlich,“ und dann ruhig an der Tapisserie weiter nähen. Ich habe, glaube ich, in diesem Sinne einiges gedichtet.

Auch daß man ohne alle Hoffnung, ja selbst ohne jeden Wunsch lieben kann, blos, weil das Wesen, welches man liebt, wunderschön ist, weil man kein zweites so finden würde — daß man so, ruhig und heiter, das ganze Leben hindurch lieben kann, ist mir sehr begreiflich. Soll denn die Liebe allein nicht uneigennützig sein können? Thut man doch seine Pflicht, ohne Aussicht auf Lohn; thut man doch Gutes, ohne auf Dankbarkeit zu rechnen: warum sollte man denn nicht lieben können — aus Liebe? — Eine solche Liebe ist kein Glück, aber ein Bewußtsein.

Wenn wir Käthchen von Heilbronn lesen werden: dann werden Sie eine solche Liebe in ewiger Schönheit sehen.

Im Mondscheine las ich gestern folgendes Lied:

In der Nacht ist der Mond,
Im Herzen die Liebe —
Was leuchtet wol heller:
Der Mond oder die Liebe?

In dem Kelch steht der Thau,
In dem Auge die Thräne —
Was ist wol reiner:
Der Thau oder die Thräne?

Es flüstert die Luft,
Es flüstert die Lippe —
Wessen Flüstern ist heißer:
Der Luft oder der Lippe?

Der Mond mußte wol einen Liebenden gesehen haben.

Abends gegen acht.

Ich mache die Forderung an mich, daß ich immer gleich sein soll, besonders wenn ich mit mir allein bin. Ist nun ein Tag vorüber, an dem ich wol gedacht und gearbeitet habe, aber nicht aufgeflammt bin, nicht meine Flügel gefühlt habe: so meine ich großer Resignation bedürftig zu sein, um mich nicht unverzeihlich langweilig zu finden. In dieser Stimmung war ich denn auch heute, als ich meine Arbeit zusammengelegt hatte und über den Rasenplatz nach dem Garten ging. Da wurde mein Auge plötzlich von einem seitwärts wehenden Wipfel ergriffen. Ich wandte mich um und blieb stehen. Der kleine Rasenplatz, der sich links vom Schlosse länglich hinzieht, lag vor mir; die schlanken Lerchenbäume, die schlanken Akazien standen im länglichen Halbkreise um ihn her. Ich zählte ihre Wipfel, so schön in der blassen Luft. Die Baumgruppen dahinter leuchteten durch die Stämme. In der Mitte des Halbkreises schlanker Baumfürsten ruhte der mächtige

Fliederstrauch, der im Mai so duftig geblüht hat und jetzt dem Rasen so tiefen Schatten giebt. Vor ihm stand ein Strauß goldener Schwertlilien. Die Stelle sah aus, als wäre sie eben erst durch ein feierlich Wort hervorgerufen worden zu einer feierlichen Handlung, die da geschehen sollte. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Da dachte ich: wenn das tausend und tausend Mal Geschehene dich noch so überraschen kann: dann bist du doch nicht, wie alle Andern, selbst an deinen ruhigen Tagen. Und heiter ging ich in den Garten.

So wie ich diese Stelle, so muß der Liebende das Geliebte alle Tage sehen und doch noch athemlos vor ihm stehen können, wie vor einem Wunder.

Wissen Sie aber, daß schon eine große Kraft dazu gehört, sich selber treu zu bleiben: wie viel mehr nicht erst dazu, einem zweiten Wesen treu zu bleiben? Und nur die Treue erhält das Auge rein, nur dem reinen Auge erscheinen Wunder.

Freilich darf man nur dem Höchsten treu bleiben — der ächten Kunst, dem reinen Guten, der einen Liebe. Aber dann ist auch nichts herrlicher, als die Treue.

Den 15ten, gegen Abend.

Eben komme ich von einem Besichtigungsgange mit Mutter zurück. Ueber ein dürres Feld mit fast unsichtbaren Garben bin ich in die dürre Birken- und Kiefernpflanzung gestiegen. Dürr — ja wirklich — nur manche Menschen sind innerlich noch dürrer. Von denen halt' ich mich auch immer so fern wie möglich — mir ist immer, als athmeten sie Staub aus, der mir auf die Seele fiele. Auch auf den dürren Boden zu treten, machte mich traurig. Und doch lebten hier einige duftende Blumen, Wicken, Nachtkerzen, Immortellen und die kleine weißblühende Winde mit dem Mandelgeruch. Der arme Boden war ihre Heimath — sie dufteten friedlich unter den jungen Birken und den kleinen ernsthaften Kiefern.

Wir gingen dann noch in die Werder. Da ging es sich weich und frisch; die Wiesen schimmerten, die Wälder waren schwarzblau. Ein kleines Feld mit Hafer stand bläulichgrün mitten in dem goldenen Grün einer Wiese. Die Luft war herbstlich kühl. Schon?

Im Flur auf dem kleinen Tisch am Fenster steht ein Strauß vom Glockenblumendamm. Was für Blumen sind darin? Gar keine — der ganze Strauß besteht aus Grashalmen, die Saamen tragen, und aus jungen Eichen- und Erlensprossen. Und wenn Sie Schimmer und Schmelz sehen wollten, so müßten Sie vor dem Strauße stehen und sehen, wie das Licht ihn gleichsam mit Freuden umfließt.

O, Gott hat den Gräsern unendliche Schönheit geschenkt!

Den 17ten.

Gestern war ich den Nachmittag ganz allein und sehr heiter. Ich sang aus Don Juan, nähte Tapisserie, ging spazieren. Und war

glücklich? Ja wohl. Sehen Sie, das ist der Zauber des Heims. Wie bedaure ich die Heimathlosen! Ich nenne so nicht blos die, welche keine Stätte haben: auch die, welche an ihrer Stätte keinen Frieden finden, die immer fort wollen, in die Welt, oder über die Welt hinaus, in den Himmel, in die Seligkeit! Ich habe solche Zugvogelempfindung jahrelang gehabt, muß wol erwarten, sie auch wieder zu fühlen — da weiß ich, wie sie thut. Ach, die Flügel werden wund und die Seele weint, und der Tag ist bleich und die Nacht kann nicht trösten — ja, sie verletzt uns die Augen mit dem goldnen Flimmern ihrer Sterne. Ich habe nun gelernt im Heim glücklich sein und im Hause meine Welt finden, aber die das nicht können — für die ist es besser: sie sterben. — Sehen Sie, darum mag ich keinen Vogel im Käfich.

Da fällt mir ein — ich schrieb Ihnen: ich hätte die höfliche Ablehnung alltäglicher Liebe einmal gedichtet — ich will Ihnen die flüchtigen Reime senden. Ich war im vorigen Jahre von der Königin Mab gebeten worden, ihr doch einmal einen Divan zu dichten. Denken Sie — für die Königin Mab zum Lesen, was das für winzige Bücher sein mußten! Ich fing demungeachtet an; aber ich kam nicht weiter, als bis zu einigen Büchern. Von diesen schicke ich Ihnen denn das der Abwehrung, welches mit jenen Reimen anfängt. Adieu.

Buch der Abwehrung.

Wäre deine Liebe
Ein goldener Strom,
Der mich trüge auf mächtigen Wellen,
Schnell, wie auf Rossen,
Dann wollt' ich meines Glückes Nachen
Hinunterlassen in sie,
Und nicht aufschreien
Trüge sie auch durch Strudel mich.

Aber sie ist ein Wasserstreifen,
Der armselig blinkt im Sande;
Geh' ich hindurch,
Mach' ich mir kaum die Sohlen naß,
Werf' ich einen Schwamm hinein,
Saugt er sie ein —
Solche Liebe kann ich nicht brauchen.

Ich will in einer Welt als Sonne lodern
Und herrschend füllen sie mit Glanz und Licht —
Das wisse; kannst du das gewähren nicht,
So sprich; ich kann Geringeres nicht fodern.

„Wenn solche Wünsche deine Seele schwellen,
Wie wär' im Haus für eine Sonne Raum,
Bei mir — für eine große Lampe kaum!"
— So woll' auch nicht: ich soll' es dir erhellen.

Willst zu mir du kommen, Geräusch?
O, ich bitte, suche dir andre
Schön're Straßen, menschenbelebt,
Große Plätze, volküberwimmelt,
Weite Gärten, lustwandlervoll,
Blaue Ströme, barkengefüllet;
Aber mir, der Dichterin, laß'
Meines Zimmers heimliche Stille,
Meiner Gänge einsame Lust,
Meines Lebens friedliches Rinnen.

Es ist vollgold'ner Mittag, doch ich scheue
Nicht, was vom Himmel strömt, Gluth und Schein,
Ich sammle braune Saamenkörner ein
Zu künftigen Blumen auf das Jahr, das neue.

Und kann den Glanz des Mittags ich ertragen:
Warum des Glückes hohen Mittag nicht?
Auch will ich nur sein ganzes reiches Licht,
Und jedem halben im voraus entsagen.

Da bleib' ich lieber an dem Quell der Lieder,
Hinsinnend in des Ruhens Dämmerung,
Und träume mir, ich sei auf ewig jung,
Und schöne Geister stiegen zu mir nieder.

An Moritz Retzsch.

Den 18ten.

Mein lieber Meister! Daß Sie mich dieses Jahr nicht sehen, wissen Sie trotz meines Schweigens, oder eben dadurch; denn wär' ich gekommen, so würd' ich es Ihnen geschrieben haben.

Vielleicht komme ich nächsten Sommer — vielleicht nie mehr. Wer weiß das? Was ich weiß — Sie werden mich unterdeß nicht vergessen haben. Ich habe Sie so tief verstanden, daß Sie unter einem Zauber sind und an mich denken müssen. Sie schreiben mir ja auch: Sie kämen geistig zu mir und schauten, was ich triebe. Eben so sehe ich Sie und grüße Sie zwiefach, als den Meister und als meinen Freund. Sie arbeiten viel, und die liebe schlanke Frau waltet unterdessen in Küche und Garten, oder sitzt und lieset, vielleicht ein Buch von mir. Wissen Sie: Ihr Haus ist eigentlich recht altdeutsch meisterhaft.

Ob ich es einst schildern können werde, daß die Schilderung mir genügt?

In mancher stillen Stunde denke ich an Ihr Leben — lege mir Alles zurecht — denke mir Ihr Wesen durch — rufe mir die Stunden mit Ihnen zurück. Wenn ich Sie schildere, wird mir's Ernst sein. Wann ich es thun werde? Sobald der rechte Augenblick im Innern da ist.

Ihr Leben ist mir eine Dichtung; die muß auch erst Knospe sein, lange Tage, ehe sie aufbricht als Blüthe.

Wenn ich Sie wiedersehe, werde ich Sie oft besuchen und mit Ihnen über Poesie reden, über die Einsamkeit des Künstlers, über das Glück des Künstlers, über Himmel und Erde, Blumen und Dämmerung. Dann wissen Sie, daß ich Ihre Worte behalten werde, um aus Ihnen mein Buch zusammenzusetzen; aber Sie wissen auch, daß es Ihre Freundin ist, die Sie frägt und beobachtet. Sie sind dann mein Studium, mein Stoff, ich bin Ihre Schöpferin. Ich bitte: verehren Sie mich im voraus.

Im Herbst schicke ich Euch wol ein Buch — schreibe wol vorher auch noch. Gott mit Ihnen.

Den 18ten.

Ja, wenn das Jahr nur nicht ein friedenloses wäre, wenn der Wind es nur nicht durchsauste, als gehöre es ihm, wenn die Stille nur länger, als auf Stunden bei uns sein könnte!

Ach, wenigstens einen schönen und heitern Herbst.

Ehe der Schnee mich einhüllt, einige goldene, poetische Tage!

Warum ist denn die Unruhe in der Welt?

Die Frage läßt sich von jedem Kinde beantworten, und doch thut man sie seufzend immer wieder, wenn man eben unruhig bewegt ist.

Ich möchte so gern einige Wochen Ruhe. Wird die Phantasie, wird der Traum, werden die Ferne und die Wünsche und die Freunde mir sie lassen?

Oder Schlaf wenigstens des Nachts — tiefen, traumlosen Schlaf?

Ich bin jetzt Abends immer so tödtlich müde und kann doch nicht einschlafen. Dichten kann ich, aber schlafen nicht.

Was ist es in mir, das sich schon in meiner Kindheit so unruhig regte, daß der Schlaf nie ungestört die Hand auf meine Stirn legen konnte? Meine Wärterin mußte ohne Ende ihre alten Lieder singen. Später hörten die Lieder auf, aber in mir fingen welche an zu klingen, und ich horchte nun auf diese, wie ich auf die meiner Wärterin gehorcht hatte.

Dann fühlte ich mit einem Male, welcher Reiz darin liege, in der Einsamkeit der Nacht im Hause die einzig Wachende zu sein.

Ich las und schrieb die Mitternacht heran. Der Flammenathem der Poesie wehte dann himmlisch auf meine Stirne. Meine Gesundheit welkte dadurch.

Da kamen die langen, furchtbaren, schweigenden Nächte der Krankheit, Jahre hindurch; die Nächte, wo man nichts mehr denkt, als die eine Frage: wird es denn nicht Morgen werden? Da lernt man, was der Schlaf ist.

Ich liebe ihn auch — ich möchte Lieder dichten können von ihm. Vielleicht kann ich es einst noch!

In andern Dichtern fand ich wenig über ihn gesagt. Nur einiger tiefer Worte von Steffens und Novalis erinnere ich mich.

Aus einer der düstern Zeiten, wo ich krank wachte, sende ich Ihnen hier eine kleine Folge von Liedern mit.

Die Lieder der Lampe.

1839.

Gebt eine Lampe mir!

Gebt eine Lampe mir!
Die Nacht ist lang, der Schlaf bleibt fern,
Der Schmerz, der warf sich auf zum Herrn —
Gebt eine Lampe mir.

Sie wird ein Auge sein,
Das, wenn sonst keines nach mir blickt,
Mir freundlich traute Helle schickt
Dahin, wo ich allein.

Ich denk' an einen, der da liegt.

Ich denk' an einen, der da liegt,
Wo Jeder muß hinein;
Wo hart gebettet, ungewiegt
Das Leben schlummert ein.

Und er war gut und mild von Hand,
Und ich, ich hab's gewußt,
Und blieb ihm dennoch abgewandt,
Verschloß ihm meine Brust?

Er hat mir nichts zu Leid gethan,
Ich hab' ihm nicht gegrollt;
Doch hab' ich stets gescheut sein Nah'n
Und ihm nicht wohlgewollt.

O weh' dem spöttisch kalten Wort,
Noch mehr, als dem im Zorn!
Ist einer, den es schmerzte, dort,
Dann sticht es wie ein Dorn.

Ja, wenn ein Haus verbrennen soll.

Ja, wenn ein Haus verbrennen soll,
Da ist bereit der Strahl,
Und wenn ein Herz zerspringen soll,
Da wartet schon die Qual.

Wo eine Lust nur ziehet ein,
Folgt auch das Leid zur Stund';
Ein Ohr darf nur geöffnet sein,
Da schwört auch falsch ein Mund.

Das Böse wuchert rings umher,
Wie Gras im Sonnenschein,
Das Gute keimt und reifet schwer —
Wann wird es anders sein?

Der helle Tag ward ausgelöscht.

Der helle Tag ward ausgelöscht
Mit aller seiner Pracht,
Nur dieses kleine, blasse Licht
Durchblinket noch die Nacht;
Was thut, wenn das Gestirn, das einst
Der Liebe Strahlen warf,
Auch, wie der Tag, erloschen ist,
Was thut, wer Licht bedarf?

Die Lampe der Erinnerung,
Die steckt er weinend an
In der Kapelle seiner Brust,
Wo still sie brennen kann;
Es hängt wol dort ein Heil'genbild —
Sie flimmert durch die Nacht,
Genährt vom Öl der Treu', vom Hauch
Des Seufzers angefacht.

Du trittst daher in frischer Pracht.

Du trittst daher in frischer Pracht,
Die Ferne lockt, die Nähe lacht,
Du träumst von Gold in jedem Schacht,
Bei jedem Schritt von künft'ger Macht —
Ja wohl, du bist ein Traum.

Wenn einst der Tag dich matt gemacht,
Der Abend dir nicht Ruh' gebracht,
In Kummer ward verweint die Nacht:
Dann wisse, daß du aufgewacht —
O, bleib' in deinem Traum!

Die ich zur Schwester mir erwählt.

Die ich zur Schwester mir erwählt,
Begrüßt' ich heut, und ihr Gesicht,
Das von der Jugend, die da war, erzählt,
Ich sah es ohne Trauer nicht.

Denn traurig ist es, im Verblühn
So unbeachtet dazusteh'n,
Indeß, im Haar der Myrte bräutlich Grün,
Vorüber andre Mädchen geh'n.

Und doch viel besser, als gefreit
Vom Mann, der nicht das Herz erfaßt,
Dem wir uns immer nah'n im Feierkleid,
Weil er uns stets erscheint als Gast!

So hast auch du schon aufgehört.

So hast auch du schon aufgehört
Zu lieben, und es wird dein Traum
Nicht mehr von Sehnsucht aufgestört,
Ja, du gedenkst des Namens kaum?
Als du gejubelt und geklagt,
Mit Gluth im Auge vor mir standest,
Für dein Gefühl nicht Ausdruck fandest:
Da hab' ich dir's vorhergesagt.

Dann riefst du oft: „du kennst mich nicht,
Sonst sprächst du nicht von Macht der Zeit;
Wenn aller Andern Treu' zerbricht:
Ich liebe für die Ewigkeit!"
Du hast's bewiesen; kaum ein Jahr,
Und hin, den Winden preisgegeben,
Flog, was der Glanz auf deinem Leben,
Die Blüthe deines Herzens war.

Du stehst mit kaltem Blick ihm nach;
„Es lohnte nicht der Mühe sich."
So sprichst du, wie schon Mancher sprach,
Und täuschest jetzt wie damals dich.
Ich sag' es wieder dir voraus:
Du hast dein schönstes Glück genossen,
Und niemals wieder aufgeschlossen
Wird dir ein gleiches Feenhaus.

O spiele nie des Spottes Spiel.

O spiele nie des Spottes Spiel,
Mit kaltem Lächeln falsch und klug;
Der Liebe giebt es nie genug,
Ein höhnend Wort ist stets zu viel;
Frag' an bei deinem eignen Herzen,
Wie tief ein solches Wort kann schmerzen.

Wie Viele haben nie gewußt,
Wie süß die Liebe schmeicheln kann,
Wie glühend Freunde blicken an,
Wenn Stolz auf uns in ihrer Brust,
Und doch willst du die Armen kränken
Und sie mit bitterm Hohne tränken?

Und den auch, welcher fröhlich scheint,
Erwähle dir zum Ziele nicht;
Weißt du, ob unterm Angesicht
Voll Lächeln nicht die Seele weint?
Ob das Geschoß von deinem Munde
Nicht trifft in eine tiefe Wunde?

Gar bitter ist's, gefloh'n zu sein,
Gar köstlich, wenn ein jeder Schmerz
Vertrauend flüchtet an dein Herz,
Zu bitten um die Tröstung dein;
Wenn jede Klage weiß, sie ruhe
Bei dem, der niemals wehe thue.

Die Nacht ist schön, die als ein Glanz.

Die Nacht ist schön, die als ein Glanz
Sich wiegt auf Halm und Blatt,
Trüb' ist, die nach dem Schlafe langt
Mit Händen heiß und matt.

Und düster ist, die ruht im Dampf
Der starren, stummen Stadt,
Und schauerlich, doch ahnungsvoll,
Die keinen Morgen hat.

Wo ist er, den ich einst gekannt.

Wo ist er, den ich einst gekannt
Im fremden, schönen Haus,
Der, von der Hoffnung abgewandt,
Zum Mangel ging hinaus?
Sein Name war wie Schrift im Sand,
Der Sturmwind löscht' ihn aus.

Und weiß ihn Keiner mehr, als ich —
Wer sollt' auch denken sein?
Es dünkt so groß ein Jeder sich,
Er war gering und klein;
Sie würden laut verspotten mich,
Fiel mir's zu fragen ein.

Daß ich könnte hören singen.

Daß ich könnte hören singen
Von denen, die Mutter und Kind
Und, wenn ihre Stimmen klingen,
Verschwisterte Engel sind!
Die Tochter ist jung und prachtreich,
Und blüht, wie die Rose blüht,
Die Mutter ist einer Nacht gleich,
Worin es von Feuern sprüht.

Ihre Stimme wiegt sich höher
Und schmelzt wie mit Sonnengluth,
Die der Tochter bleibt uns näher
Und perlet wie Quellenflut;
Ich möchte sie beide hören,
Verschmolzen mit diesem Licht:
Sie würden den Schlaf nicht stören,
Doch ach, sie erklingen nicht!

Der Schmerz, den Thorheit thöricht nennt.

Der Schmerz, den Thorheit thöricht nennt,
Der in der Seele Tiefen brennt,
Im Wort der Freude heimlich bebt,
Er ist kein Hirngespinnst, er lebt,
Zu wohl nur kennt ihn, wer die Menschen kennt.

Er machet weinen in der Nacht
Die Mutter, die ihr Kind bewacht;
Er machet bittrer jedes Leid,
Und wenn wir knie'n in Einsamkeit,
Ist er's, der uns so jammernd beten macht,

Betäub' ihn, einst erwacht er doch,
Wähn' ihn erstickt, er athmet noch;
Blick' in dein Glück nur tief hinein,
Und auf dem Grunde wird er sein,
Ein Wurm, der heimlich in die Rose kroch.

Doch laß' ihn über Land und Meer
Nachfolgen dir, und laß' ihn schwer
Dir machen jeden Herzensschlag:
Ich weiß, es kommt sein Todestag,
Und dann stirbt oder leidet Keiner mehr.

Geh' hin, es folgt mein Segen dir.

Geh' hin — es folgt mein Segen dir,
Es zieh'n auf jedem Schritt,
Wenn er dich gleich entfernt von mir,
Der Freundin Wünsche mit;
Der Himmel über dir sei hell,
Begrünt und kühl dein Pfad,
Und jedes Herz gewonnen schnell,
Wo nur dein Fuß sich naht.

Du mögest niemals durstig sein,
Wenn nicht ein Brunnen nah',
Du mögest nie ermüdet sein,
Wenn nicht ein Haus schon da;
Und fehlt es in der Mittagsgluth
Dir je an einem Baum,
Dann mache gleich die Nacht es gut
Mit ihrem schönsten Traum.

Allein gedenke meiner auch,
Getreu, ob da, ob dort,
Und schicke mit der Lüftchen Hauch
Den leisen Seufzer fort;
Sieh', stehest du auf Felsenhöh'n,
Dahin, wo du mich weißt,
Und sprich: „die kurze Zeit war schön,
Ich grüße dich im Geist!“

O, meine Liebe sei recht treu.

O, meine Liebe sei recht treu,
Wohl wird auf Erden Alles neu,
Doch, mein' ich, wird man dir's verzeih'n,
Willst du an Treu' die alte sein.

Bei Tag und Nacht, in Lust und Leid,
Zu jeder Stunde sei bereit,
Ob nah', der dein bedarf, ob fern,
Zu kosen und zu trösten gern.

Umfasse, wie die Luft umfaßt,
Die, welche du erkoren hast,
Ja, sei noch treuer, als die Luft,
Sie geht nicht mit hinab zur Gruft.

Dann stirb mit mir und bleibe still,
Bis einst es Morgen werden will;
Dann, mein' ich, kann es wol geschehn,
Daß wir zusammen auferstehn.

Das Aug', in dem der Süden glüht.

Das Aug', in dem der Süden glüht,
Es wurde trüb und sah mich an,
Zu seufzen leis' der Mund begann,
Von dem noch kaum der Scherz gesprüht,
Und mit dem fremden, schönen Laut
Frug schmerzlich lächelnd er: „wozu
Dies Ringen ohne Rast und Ruh'
Das ganze, kurze Leben lang?

„Die Welt verspricht, wir folgen ihr,
Das Glück zu suchen, zieh'n wir fort;
Wir sagen: es entfloh uns dort,
Doch desto sich'rer ist es hier.
Vom Morgen- bis zum Abendroth
Wird nun die Müh' und Arbeit laut,
Und endlich steht es aufgebaut
Das Haus des Glücks, da kommt der Tod."

Dich schauert es, dahin zu sehn.

Dich schauert es, dahin zu sehn
In das, was künft'ges Leben heißt,
Wohin so Weg als Wand'rer gehn,
Wohin der inn're Trieb den Geist
Mit seiner Sehnsucht, seiner Hoffnung weis't.

Wahr ist's, wir messen es nicht aus,
So weit hinein wir bebend sehn;
Allein die Seele lernt dem Graus
Des Todes gegenüberstehn
Und würdig aus dem Haus des Leibes gehn.

Was Keiner noch hinweggeweint,
Was kommen muß, was mich und dich
Und Alle trifft, nicht als ein Feind,
Der stumm heran im Dunkel schlich,
Soll es ergreifen und durchbohren mich?

Verloren gehet nichts, so weit.

Verloren gehet nichts, so weit
Das Blau und Gold'ne ausgespannt,
Denn Alles ist von Gott gekannt,
Und was verschwindet aus der Zeit,
Hinüber wallt's zur Ewigkeit.

Ist doch in Sicherheit ein Kind,
So lang des Vaters Herz ihm schlägt,
So lang des Vaters Arm es trägt,
Und sollten wir verweh'n im Wind,
Die wir die Kinder Gottes sind?

Im festen Glauben geh' ich hin
Durch alles Ringen, alle Noth;
Und bricht das Aug' und kommt der Tod,
Dann werd' ich sagen: nimm mich hin,
Ich weiß, daß ich des Vaters bin.

Den 18ten.

Nicht wahr, die Lieder sind eigen — so ernst, so von tiefem Sinnen ausgesprochen? Ich habe keine ähnliche mehr gemacht.

Jetzt habe ich sieben oder acht aufzuschreiben. Wo ich gehe unter meinen Träumen, fallen mir Lieder wie Blüthen herunter in die Locken.

Die Nachtigallen haben aufgehört. Ich singe.

Manche davon werde ich geben — die meisten nicht — die schönsten nicht. Der Mann giebt alle seine Lieder — die Frau vielleicht auch — das junge Mädchen nicht. Meine besten Lieder sind Blumen, die nur für mich duften. Und da denken die Menschen: sie wüßten Alles von einem, wenn sie ein Buch voll Lieder gelesen haben, oder gar einen Roman. Ach, wenn weiter nichts in einem wäre, als was die Menschen wissen: da wäre man wirklich ein recht alltägliches Geschöpf.

Ueberhaupt: ein Dichter, und spricht er sich noch so klar aus, bleibt immer ein Räthsel für die Menschen. Seine Lieder enthalten nur Augenblicke, oder höchstens Stunden seines Lebens. Er müßte dichten, wie er athmet, d. h. jeden Augenblick, wenn er sein ganzes Leben aussprechen wollte, und doch würde er immer noch ein Räthsel für die Menschen bleiben, denn nur gleich und gleich kann sich begreifen. Verstehen kann das Niedere das Höhere, begreifen nie. Wir werden Gott nie begreifen, aber wir können ihn ganz verstehen, indem wir ihn lieben, denn Liebe kann Alles!

An Adele von H.

Den 19ten.

Liebe Blonde! Da sind nun schon wieder viele Tage hingegangen, seit ich Ihren Brief habe, viele windige, kalte Tage. Wo sind Sie nun? Noch am Meere? Dann grüßen Sie es von mir.

Sonderbar — es mit Ihnen zu sehen, sehn' ich mich nicht. Ich sehne mich, Sie wiederzusehen, aber nicht an das Meeresufer zu Ihnen. Möglich, daß es ist, weil Sie nur in Ostende dem Meere nahe sind. Sähen Sie es von Mola di Gaeta oder von Malaga aus, da möchte mir das Herz wol ein bischen unruhig werden. Doch nein, dieses Jahr nicht, dieses Jahr habe ich nur Sinn für das Haus, für Ruhe und für Papier und Dinte.

Gleichwohl bin ich noch nicht viel zu diesem letzteren gekommen — unser Leben ist seit diesem Frühlinge wie zerstoßener Zucker gewesen, — recht angenehm, aber ein Stück, mit dem ich etwas hätte anfangen können, vermochte ich nicht zu finden. Vielleicht kann ich es jetzt. Ich brauche vor allen Dingen Gesundheit — dann Stimmung und Zeit, denn ich habe nicht weniger, als sechs Romane und zehn Novellen vor. Ernstlich, liebste Blonde, wenn meine Hand es aushielte, schriebe ich diese, aber es geht nicht.

Im Herbst möchte ich noch einige Tage aus und einige Freunde sehen — ob es geschehen wird, weiß ich nicht.

Der Winter liegt noch ganz gestaltlos vor mir, aber kommen Sie nur zurück. Vor Ihrer hellen Erscheinung wird er sich plötzlich auflichten; Sie sind ein lieblicher Strahl.

In Ihrem Briefe hatte ich Sie ganz. In die Hände klopfte ich, als Sie Dresden ein hübsches Städtchen nannten. Ob die Dresdnerinnen wirklich so wenig hübsch sind, kann ich Ihnen nicht sagen; Sie wissen, ich sehe schlecht und — habe mir auch keine Mühe gegeben, um da richtig zu sehen.

Das endimanchirte Brüssel sah ich auch vor mir und konnte mir denken, wie es Sie gelangweilt haben muß. Vor einem reichsstädtischen Bürgerthum alle Ehrfurcht; aber so ein neues — und nun gar ein Bürgerkönig! Nein, König muß man von Gottes Gnaden sein, wie man Schönheit oder Grazie, Held oder Genie ist. Ich begreife nicht, wie Frauen eine Republik mögen können. In unserer Natur liegt es einmal, daß wir Königinnen oder Sklavinnen sein müssen: der Mittelzustand ist für uns immer ein unnatürlicher — er ist die Emancipation, und über die denken wir beide gleich, und ich meine, alle ächten Frauen. Freilich fällt mir eben ein, daß eine Frau auch in einer Republik Königin sein kann; dennoch möchte ich in Nord-Amerika nicht leben. Ich möchte es auch nicht einmal sehen. Die Vergangenheit fehlt, die Sagen fehlen. In tausend Jahren erst wird Amerika poetisch sein. — Nach Norwegen möchte ich.

Ihr Gebieter lebt hoffentlich noch. Sie schreiben nichts von ihm, aber von seinem Tode würden Sie doch geschrieben haben. So lasse ich ihn denn grüßen.

Von unsern Bäumen noch ein Wort. Denken Sie, das Buchenlaub wird gelb und fällt ab — im Juli! Es ist zu arg. Der nächste Sommer muß wunderschön sein, um uns für diesen unerhörten zu entschädigen.

Meine liebe Blonde, seien Sie recht glücklich!

An Elise F.

Den 19ten.

Liebe Elise! Ich habe Lieder aufgeschrieben, die ich sonst vergessen hätte; nun will ich sehen, ob ich noch so viel Zeit übrig habe, um Sie heute noch begrüßen zu können. Sie werden etwas zweifelhaft lächeln; aber es ist wirklich so. Elise, mir fehlt die Zeit überall — oder glauben Sie, daß Gedanken nicht gedacht, Träume nicht geträumt sein wollen? Und zum Denken und Träumen braucht man unendliche Zeit, und die Natur will man doch auch ansehen, muß es, wenn man dichten will, und dann bedarf man doch auch einiger Stunden zum Verlieren.

Freilich, meine Freunde kommen bisweilen zu kurz dabei — manchen Brief könnte ich schreiben, während ich sitze und die Wolken angucke. Aber das hat auch seinen Nutzen. Ihr wißt, daß ich, wenn ich bei Euch bin, immer Zeit für Euch habe und mich gern und herzlich hingebe. So wünscht Ihr denn, daß ich bei Euch sein möchte, damit es wieder so wäre. So sehnt Ihr Euch ein bischen, nämlich, wenn Ihr nichts anderes vorhabt, eben eine Stunde frei ist, für die ich Euch einen heitern Inhalt geben könnte. Seht Ihr, so eine kleine Sehnsucht schadet auch nichts, und ich werde, wenn ich einst wiederkomme, zärtlicher empfangen, als es der Fall gewesen wäre, hättet Ihr mich nicht vermißt. Und mich nicht vermissen würdet Ihr, wenn ich Euch immer recht interessante Briefe schriebe — Ihr würdet am Ende gar wünschen, ich käme noch nicht. Nein, meine Briefe sollen mich Euch nicht ersetzen.

Ersetzen — läßt sich überhaupt etwas ersetzen? O ja, Gold, Juwelen, Blumen, aber eine Liebe — ein Wesen? O nie, nie; selbst nicht ein zahmes Reh, ein schlanker Baum, ein vertrautes Glas, ein Buch, ein Blatt — nichts, was durch unsere Neigung ausgezeichnet worden ist. Und nun vollends ein Glück oder eine Liebe oder ein Mensch! Es kann ein neues Glück zu uns schweben und lächelnd sagen: jauchze; es kann eine neue Liebe unser Herz klopfen machen; — wir können einen andern Menschen vielleicht noch inniger lieben — aber ersetzt kann nichts werden.

Ich möchte auch nicht geliebt werden, wenn ich ersetzt werden könnte.

Aber eben ruft die Mutter; es ist halb drei, das heißt: ziehe dich an. Wir fahren nämlich aus, um einen neuen Menschen zu sehen, der drei Tage alt ist. So muß ich Ihnen denn herzlich Lebewohl sagen und verspreche Ihnen nur noch, morgen diesem Briefe wieder ein Blatt mit Liedern beizufügen.

Lieder dieses Frühlings.

In der Müdigkeit des Frühlings
Sitz' ich träumerisch und still,
Denke, was ich wol im Sommer
Treiben und beginnen will.

Gerne macht' ich eine Reise,
Gerne schrieb' ich auch ein Buch,
Doch am liebsten, meine Lieben,
Hätt' ich euch hier zum Besuch.

Saget, könnt ihr denn nicht kommen?
Unser Haus ist groß und licht,
Und ein Wesen, das verlocket,
Eine Lorlei bin ich nicht.

Nun, fürs erste wart' ich Tages
Auf des Waldes grünem Schein,
Und die Müdigkeit des Frühlings
Schläfert mich am Abend ein.

Die Bäume sind noch schattenlos,
Der Garten ist noch blumenlos,
Doch ist mein Herz nicht freudenlos,
Noch meine Seele schwingenlos.

O sei auch du nicht hoffnungslos
Von allen Fesseln mach' dich los,
Und von den Sternen reiß dir los
Ein strahlenwerfend Künstlerloos.

Liebst du auch den Frühlingshimmel
Mit dem ewig regen Wechsel
Seiner ungezählten Wolken?

Die sind jetzt von grauem Marmor,
Jetzt aus luftig weißem Flaume,
Wieder nun von Perlenmutter.

Diese haben tiefe Schatten,
Jene Ränder blendend helle,
Alle schweben, alle ziehen.

Zwischen ihnen schimmert immer
Durch die wunderbare Bläue
Und von Zeit zu Zeit die Sonne.

Unter diesem Himmel geh' ich
Stundenlang, und nimmer müde
Kann ich werden, ihn zu sehen.

Und es wechseln die Gedanken,
Wie die Wolken, und so dacht' ich,
Ob du liebest diesen Himmel?

Ich weiß, daß die Hunde bellen,
Daß es dämm'rig im Zimmer hier,
Daß draußen der Ostwind sauset,
Was aber weiß ich von dir?

Du weißt von mir, daß ich singe,
Daß es mich durch Lust und Schmerz
Auf tönenden Schwingen träget,
Doch weißt du: wie tief mein Herz?

Und meinen Verkehr mit Träumen,
Wenn ich ausgelöschet das Licht,
Und meines Sinnens Geheimniß,
Das Alles weißt du nicht.

Ich weiß nicht, was du denkest,
Ich weiß nicht, wo du bist,
Ich weiß nicht, ob deine Liebe
Geträumt, ob wirklich ist.

Mehr als alle Tugend
Hab' ich dich geliebt,
Mit der schönsten Liebe,
Die's auf Erden giebt.

Mit der Dichterliebe,
Welche Blüth' und Baum,
Nacht und Morgen liebet,
Wirklichkeit und Traum.

Dicht um deines Haares
Silberhellen Glanz
Hat sie sich geschlungen
Wie ein Blüthenkranz.

Was wird nur werden?
Was wird nur kommen?
Was haben die Geister
Sich vorgenommen?

Welche Freunde werden
Zuerst mir schreiben?
Was werden die Wolken
Am Himmel treiben?

Mit wem werd' ich nächstens
Träumen und lachen?
Der April und der Mai —
Was werden sie machen?

Wann bringt wol Früchte
Der neue Garten? —
Ich rathe dir, Herzchen,
Alles abzuwarten.

Ich grüße dich, o Frühling, wenn du auch
Mich müde hast gemacht mit deinem Hauch;
Ich grüße dich, weil auf die Gräser sprießen
Vor dir, vor dir die Knospen sich erschließen
Im Garten und im Feld, an Baum und Strauch.

Gern will auf Stunden ich gedankenlos
An Müdigkeit das Leben fühlen blos,
Es wird des Keimens Zeit vorübergehn,
Und dann werd' ich entzückt vor Wundern stehn,
Wenn alles Blühens Flammen brechen los.

Am trüben Nebeltage
Zieht mein Gedanke zu dir —
Du warteſt wol schon lange
Auf einen Brief von mir?

Der Himmel bleibt umzogen,
Es dämmert kein Sonnenlicht —
Ich hätte schon geschrieben,
Allein ich kann noch nicht.

Rothe Rosensprossen,
Weiße Safranblüthen,
Rosig blaue Primeln,
Fackeldistelknospen,
Dunkle Epheuranken,
Alles sah ich eben
Auf dem Blumentischchen.

Ich höre die Aexte klingen
In der Pappel, welche fällt,
Ich sehe an den Buchen
Der Moose kleine Welt.

Sie trinken vom Nebelregen,
Sie spielen im frischen Wind —
Und wie sie mannigfaltig
An Form und Farbe sind!

Am Bußtage.

Ruhe!
Es ist ja endlich Frühling.
Trinke
Mit allen deinen Sinnen
Aus allen seinen vollen Schaalen,
Mit dem Gesichte aus smaragdnen,
Mit dem Geruch aus Veilchen-Kelchen,
Mit dem Gehör vom Lied der Vögel —
Und mit der Seele
Da trinke seinen stillen Geist.

Und thue Buße
Für jede Stunde, wo du ungeduldig
Und muthlos warst;
Für jede Freude, welche du verschmähet,
Für jede Blume, die du nicht geachtet,
Für jeden Abend, wo der Mond geleuchtet
Und deine Seele doch verfinstert blieb;
Und bei dem Frühling und bei seinen Veilchen
Gelobe:
Fortan
Will ich das heil'ge Leben fromm genießen.

Du hast das Lächeln nur gesehen,
Die stillen Thränen siehst du nicht;
Warum sie mir im Auge stehen?
Was fragst du mich? Ich weiß es nicht.

Sie gleiten an der Wange nieder
Und fallen auf das Kissen dann —
Mir ist recht seltsam, daß ich wieder
So ohne Ursach' weinen kann.

Es ist ein heit'rer Tag gewesen,
Jetzt sag' ich traurig gute Nacht —
Ich möchte wol im Herzen lesen,
Was es mit eins so schwer gemacht.

Im Winde steht
Der Mond halbrund —
Du bist halb krank —
Sei morgen gesund.

Und sei so recht
Von Herzen froh —
Das hab' ich gern,
Das erfreut mich so.

Ich liebe den Sturm
Und den linden Hauch,
Und nebenbei
Deine Lieder auch.

Den 19ten.

Die Stoppelfelder liegen nun ruhig da. Sie haben ihren Segen gebracht — nun mögen heiße oder kalte Tage über sie hinziehen — sie ruhen.

Segen gebracht haben und dann ruhen — dieses Loos wünsche ich Jedem, der Greis werden soll, jeder Frau, die altern soll.

Des Sommers am Abend fahr' ich gern durch unser größeres Dorf. Da rankt der Wein sich an den Häusern in die Höhe; da blühen hier und da Blumen in den kleinen Gärten; da stehen die Obstbäume dicht und traulich um die Höfe her, als gehörten sie zur Familie; da grüßen uns die Kinder, welche an der Straße stehen — da ist Ruhe.

Heute fuhren die Leutchen ein. Die Wagen mit den Garben kamen uns langsam entgegen — so in Sicherheit. Als wir am Buchengange herfuhren, hingen einzelne Halme an den tiefen Zweigen. So war auch hier geerntet worden — das Brot für den ganzen Winter. Lieber Gott!

Und die Linden dufteten uns entgegen, und die Sonne schwebte in ihrem schönsten, in dem letzten Glanze. Und der Herzog von Orleans ist todt.

Der arme König und die arme Mutter! Der schöne tapfere Fürst — das war ein kurzes Leben. Ich glaube: Frankreich wird hier alles Andere vergessen, um mitzufühlen.

Erst die duftigste Blüthe des Stammes, nun sein erster Sproß. Wird dieser Baum sich festwurzeln können? — Ich fürchte, die Erde bleibt nicht ruhig unter ihm, oder es werden Aexte an ihn gelegt.

Der Vater sagte, als wir ihm von diesem Tode erzählt hatten: „heute ist der Todestag der Königin Louise." Es giebt Namen, die leuchten wie Sterne, heilig und unverlöschbar — Louise ist einer von ihnen — Alle, die mit ihr zugleich gelebt, vergessen das nicht, und wir, die Jugend, haben es von ihnen gehört, als wir noch Kinder waren, und vergessen es auch nicht, weil wir unsere Kindheit nicht vergessen, und so schwebt der Name weiter. Gute Nacht.

Den 20sten gegen Mittag.

Gestern hatten sich alle Wolken am Horizont hinunter gelassen, die Luft war völlig still, der Mond ganz klar, und heute fällt doch der Regen und die Blätter alle saugen, und die Blumen trinken und der Staub hat sich friedlich auf den Wegen niedergelegt.

Der Segen aus der Höhe zieht über Nacht geräuschlos heran, und wenn wir aufwachen und emporblicken, ist er da und fällt herab auf unser Haupt.

Es that mir so wehe, die Bäume so leiden zu sehen. Nun sie erquickt werden, bin auch ich heiter. Aber freilich sie bedürften einige Tage der Erquickung. Ich sehe fragend die Wolken an.

Abends.

Der Tag ist dämmernd vergangen, wie er anfing. Der Regen hörte auf, aber die Wolkenstille blieb. Es ist der erste Tag in diesem Sommer, an welchem feuchte Wärme dunstig um das Grün schwebt. Ich habe mich unsäglich heimlich wohl gefühlt in dieser Stille, dieser Wärme, diesem Verschleiertsein des Tages. Mir ist, als sagten die erfrischten Blätter: wünsche heute — es ist ein guter Tag. Ich will es auch wirklich thun. Ich wünsche mir also Sommer und Herbst hindurch immer einen Tag wie heute auf sechs heitere, warme und stille Tage. Ich wünsche, daß meine Freunde meinen Willen thun — es wird ein freundlicher sein. Ich wünsche mir die helle Frische der Rosen unter unserem Fenster. Ich wünsche endlich, daß die Lieder, welche man im Frühjahr von mir lesen wird, liebgewonnen werden. Dies wären für ein Mal Wünsche genug und so — gute Nacht.

Den 22sten, Nachmittag.

Auf dem Grün ist feuchter Glanz. — Fragen Sie nicht: auf welchem Grün? Thun Sie's doch. Man sagt immer bequem nach alter Art „das Grün" kurzweg, wie man „die Hoffnung" sagt, und doch erblicken wir eben so mannichfaches Grün, Regen und Thau, wie tausendfache Hoffnungen in das Ungewisse ziehen, um Erfüllung zu finden, oder unterzugehen. Ich sah es heute vom Glockenblumendamme — wo ich hinblickte, leuchtete ein anderes Grün. Das der Wälder dunkel und duftig, blaß und schattig das der Weidenzüge auf den Wiesen. Diese schimmerten in goldgrünem Schmelz, bläulich wogten die Rohrfelder — schwärzlich fast standen die einzelnen Bäume und Buschgruppen auf den hellen Feldern da. Auf dem Damme hatten die Weidenblätter weißlichen Glanz, die Birken blickten matt, die Erlen grünten frisch, die Eichen — welche Pracht von dem zartesten Lichtgrün bis zum tiefsten Purpurbraun sah ich an ihren jungen Sprossen! Wenn ich in die Höhe blickte, sah ich marmorgraue Wolken hin und herwogen, manchmal von der Sonne heiß durchflammt. Auf dem schmalen Wege des Dammes wiegten sich die röthlichen Blüthenstengel des Sauerampfers und die blühenden Grashalme. Auf der Wiese ging ich nach Hause — aus ihrem Moose pflückte ich die goldnen Wicken und Tausendguldenkraut zu meinen Glockenblumen. Auch Bittersüß fand ich, doch ließ ich es ungepflückt — Nachtschatten verwelkt, am Tage gepflückt. Die Vergißmeinnicht ließ ich im Grase und die weißen Winden an den Gesträuchen — ich hätte sie nicht frisch nach Hause gebracht. Auf der Wiese war es so heiß, daß ich begriff, wie das Gras Heu wird. Dieses Jahr sind wenig Schmetterlinge — meist nur weiße — einer von diesen setzte sich auf einen reizenden Stengel Tausendguldenkraut — wie ein scherzendes Wort auf einer rosenhellen Lippe schwebte er da und flog davon, als ich mir den Stengel holte. Und dann — aber ich will hinausgehen.

Sieben Uhr —

ganz still draußen — blaßgolden Sonnenuntergehen — Vögelzwitschern wie zur guten Nacht. Das halbe Haus um einen Baum mit süßen schwarzen Kirschen versammelt. Der Gärtner und Hans sitzen geschwisterlich oben — Mama und Auguste stehen unten — Sir treibt sich gravitätisch um den Baum herum und ist so gnädig, die Kirschen, welche herunterfallen, zu sich zu nehmen — wohlverstanden, wenn sie ganz reif und nicht in den Sand gefallen sind.

Und ich — Sie riethen mir: ich möchte doch öfter ausgehen und das Malerische betrachten, als Erholung vom Denken. Ich that heute so — der Himmel war mir günstig — er wechselte alle Minuten.

Zuerst sah ich das Schloß und seine Umgebung in frappanter Beleuchtung. Aus dem Abend zog tiefes Dunkel herauf und überwölbte kuppelartig die ganze Nähe. Eine Stelle aber blieb leuchtend blau, und hier schwebte die Sonne und warf heißes Licht auf die Bäume. Dann ging ich an der Schattenseite des Grabwäldchens langsam auf und nieder. Auf dunklem Grunde standen die Wohnungen jenseit des Flusses im hellen Sonnenlichte. Ganz hell war der Vordergrund — die Wiesen mit ihren Unterbrechungen von Gebüschen und Weiden. Auf dem Walde ruhten wundervolle dunstgrüne Lichter neben tiefen, weichen Schatten.

Der Sonne entgegen ging ich zurück. Das Dunkel war über Schloß und Wäldchen weggezogen, im Abend ward es klar — das dämmernde Licht der Sonne, das bewegte Silberblau des Himmels, das luftige Weiß der auseinander schwebenden Wolken — Alles schimmerte mir zugleich durch das Laub entgegen. In diesem wechselte zarte Helle mit sanftem Dunkel.

Sie haben Recht — Auge und Geist ruhen auf dem Malerischen aus. Sie haben mir also einen guten Rath gegeben. Das darf nicht unbelohnt bleiben — ich gebe Ihnen einen guten Rath wieder.

Fangen Sie an kritisch zu lesen. Ich habe es an Ihrem so schnell geschriebenen Urtheil über meine Marie gesehen, daß Sie es können. Fassen Sie bei jedem Buche die Eindrücke, welche Sie empfangen, zusammen und werfen Sie Ihr Urtheil auf das Papier, kurz, in flüchtigen Strichen, wie einen Baum, der Sie im Vorüberstreifen angehalten hat. Thun Sie es besonders bei einem Buche, welches Ihnen mißfallen hat — wir lernen an nichts strenger gegen uns selber sein, als an den Fehlern Anderer. Wenn Sie auch manchmal ungerecht sind — das thut nichts — man lernt nur durch Urtheilen Gerechtigkeit. Wahre Schönheiten werden Sie gewiß sehen.

Ich beurtheile noch jetzt jedes Buch, welches mich genug ergreift, in dieser Weise. Einige Blätter über Grabbe's Trauerspiele will ich Ihnen einmal schicken.

Doch nicht blos an Büchern fordre ich Sie zur Kritik auf; auch über Menschen fällen Sie schriftlich Ihre Urtheile. Sie werden auch hier oft bald zu viel, bald zu wenig thun — aber ich sage wieder: das thut nichts — mit der Zeit lernt man auch gegen die Menschen gerecht sein.

Wo streifen Sie jetzt umher? Schon in den Bergen? Vergessen Sie die Glockenblumen nicht.

Den 23sten.

Einsam war's am Strom; die Wellen sangen
Hin am Ufer wilden Rinnens Lieder,
Und dazu mit herrischem Verlangen
Zogen sie die Blumen zu sich nieder.
Und nach solchem feuchten durst'gen Kusse
Bebte bang und ängstlich jede Blume.

Grüße in dem mächt'gen Windeswehen,
Bis die Weiden und die Rohre tauschten,
Und mir war's, als könnt' ich auch verstehen,
Was die dunklen Wälder drüben rauschten:
Rufe in die Höhe zu den Wolken,
Welche rastlos zogen ihres Pfades.

Einsam war's am Strom; mein Tritt, sonst keiner
Ward die grünen Wege her vernommen;
Mich verrathen können hätte Keiner,
Wären Thränen mir ins Aug' gekommen;
Doch ich weinte nicht: die Hoffnung hört' ich
In der Wälder und der Wellen Rauschen.

Sehen Sie — ich habe mir das Maaß und den reimlichen Schluß von Ihrem Nachenliede genommen.

Wie's in meinem Liede steht — so ist es heute den ganzen Tag über gewesen. Keinen Augenblick Stille zwischen blauer Helle und Wolkendunkel, zwischen heißen Sonnenscheinen und Regenschauern. Einer von diesen hätte mich fast ergriffen — ich sah ihn windschnell über die Wiesen heraneilen, um mich in seine weißen, nassen Schleier einzuschlagen; aber ich entlief ihm lachend und sah wenige Augenblicke darauf spöttisch zu, wie er an die Fenster schlug, während oben ein ruhiger Donner etwas murrte.

Rauschen und Rauschen rings in den Bäumen! Ich liebe es, wenn die Eichen und Pappeln in der wilden Sprache des Windes reden. Was für Sagen mögen da im Walde weitergehen?

Wie heute am Tage, ist es meist immer in der Seele des Dichters. Rauschen mächtiger Gedanken fort und fort — Sehnsucht auf

Sehnsucht, Lust auf Qual und Finsterniß wieder auf Leuchten — und so fort immer und immer, und man meint: man habe des Dichters Leben in den gezählten Bänden, die er schreibt?

Die Pulsschläge einer einzigen Minute könnten mehr, als tausend Lieder durchklopfen — das sage ich, die sich ihrer selber noch in jedem Augenblicke bewußt gewesen ist — die das höchste Leben nur durch Ahnung kennt.

Abends.

Ich möchte ein Lied machen, in welches der letzte Lindenduft hineinzöge, so daß er bei mir bliebe. Aber ich kann nicht, und der Lindenduft zieht fort im Sturme. Ach — guten Abend!

Den 24sten, Nachmittag.

Haben Sie gestern Abend Ihren Stern gesehen?

Ich sah von meiner Arbeit, mit der ich im Saale saß, noch sinnend und oft zu den Wolken auf. Lila und gemsenfarb ruhten sie über den hellen Bäumen — ja, sie ruhten, ehe sie weiter schwebten, dem Dunkel entgegen. Und das letzte blasse Sonnenlicht kam aus andern Wolken, die ich nicht sah, nur ahnte, hervor und zu dem Grase und den kleinen Bäumen. Dann verließ es auch diese und zog sich vor der Dämmerung zurück. Zu der letztern kam bald der Mond, und es ward still und seltsam auf der Erde, denn der Mond und die Dämmerung haben Nacht — sie werfen Schatten über das Leben, sie gebieten der Wirklichkeit, sich zurückzuziehen, und geben den Träumen Raum, und dann — ja, was ist dann? Sollten Sie es nicht wissen?

Heute ist die Luft herb und unfreundlich. Nun — es müssen aber auch solche Tage kommen. Es schweben schon andere nahe, hoffentlich recht nahe; die werden Gold auf den Rasen gießen und Purpur auf den Boden unter den Bäumen — blauen Duft auf die Wälder hauchen, Diamanten in den Strom werfen, die Reseda liebreich zum Duften ermuntern, die Oleanderknospen auch küssen, einem sanften Winde ein Lied lehren, das er zwischen den braunen Rohrblüthen singen soll. Ja, solche Tage werden kommen, man muß sie nur erwarten können.

Wenn wir öfter erwarten könnten, da würden manche und manche Stunden voll von der Kühlung des Lebens sein und nicht von seiner Hitze.

Jede Stunde ist heilig — jede hat uns etwas zu geben — wenn nicht Erfüllung, so Hoffnung, wenn nicht Hoffnung, so Ergebung, wenn nicht Freude, so Geduld, wenn nicht Glück, so Gebet. Aber wir sehen das nicht, denn wir starren in die Ferne, wo vielleicht eine Staubwolke verschwindet, oder weinend auf den Boden, wo vielleicht ein Grab ist, oder zerstreute Blumen welken. Hätten wir die Augen

erhoben, so würden wir den Segen in der Hand der Stunde gesehen und ihn demüthig empfangen haben.

Haben Sie gestern Abend die Augen erhoben und Ihren Stern gesehen?

Nach einer Stunde.

Mir war's, als hätte ich Ihnen noch so viel zu sagen, aber meine Gedanken wollen nicht bei mir bleiben.

Eine Geschichte, die vor einigen Tagen eine Linde einer Mohnblume erzählte, könnte ich Ihnen mittheilen, ich hörte zu — es war eben eine warme stille Stunde — man konnte die leise liebliche Stimme der Linde ganz hören — aber ich bin nicht ruhig genug — würde nimmer sitzen bleiben können, um die Geschichte ganz hinzuschreiben. So lege ich denn nur ein Buch aus meinem Divan der Königin Mab bei — das des Stromes, der heute unruhig genug murmeln und die Weidenzweige, die er erreichen kann, recht tief in seine Wellen ziehen mag.

Buch des Stromes.

Hinauf am kleinen Strome,
Da ist ein lieblich Wandern —
Die Wellen kommen langsam,
So eine nach der andern;
Ist eine klar krystallen,
Ist es noch mehr die andre —
Mir wird es klar im Sinne,
Wenn hin am Strom ich wandre.

Heute hat er keine Wellen,
Nur gelind bewegte Flut,
Welche blinkt im Sonnenhellen,
Und worin das Luftblau ruht.

Und die Reih'n der Welden senken
Ihre blassen Zweig' und wehn —
O, wie ist's mit Dichtungsdenken
Heute süß am Strom zu gehn!

Von dem Ufer in das Wasser
Schauen Blumen aus dem Grün,
Seh'n den Strom vorüberfließen,
Und der Strom, der sieht sie blühn.

Sie erzählen ihm vom Frühling,
Er erzählt vom fernen Wald,
Dann wird Abend es, und friedlich
Schlafen Strom und Blumen bald.

Heimliche Rasenstelle
Zwischen Gebüsch und Laub,
Von Blumen himmelblauhelle,
Vergönne mir einen Raub!

Hab' ich auch dich zu finden,
Nachtschatten, Bittersüß,
Verschlungen mit weißen Winden,
Im schattigen Paradies?

Hier ist es nur morgensonnig,
Am Tag ist Dunkel und Wehn —
Ich habe noch nie so wonnig,
So köstlich dich blühen sehn.

Es schlingen sich Ranken und Ranken
Dicht mächtig von Strauch zu Strauch —
So haben Liebesgedanken
Die stillen Gewächse auch?

Die Blumen locken immer weiter,
Doch bald darf ich nicht weiter gehn;
Noch ist der Himmel frei und heiter,
Doch bald wird es durch Nebel wehn.

Die Blätter seh' nicht mehr ich funkeln,
Von Strahlen wird die Wiese leer,
Der Strom ist gänzlich schon im Dunkeln —
Ich folge nicht den Blumen mehr.

Armer Strom, du trägst nicht Schiffe,
Bringst uns nichts aus fremdem Land,
Stoffe nicht aus Brama's Reichen,
Früchte nicht von Yemens Strand.

Doch in meiner stillen Kindheit
Hast du oft gegrüßet mich,
Mit dem Singen deiner Wellen —
Armer Strom, da lieb' ich dich!

Einmal war es, daß vor Jahren
Auf dem Strome wir gefahren,
Lautlos fast im Dunkelkühlen,
In dem Anfang einer Nacht.

In dem langen Haar der Weiden
Schienen an der Ufer beiden
Geisterfinger leis' zu wühlen,
Rauschen war im Rohr erwacht.

Nebel webten in der Ferne
Bei dem blassen Licht der Sterne,
Lauer Athem war zu fühlen —
Seltsam schloß gewiß die Nacht.

Doch seltsamer noch soll es sein
Hier in der Morgendämmerung.
Die Rehe kommen an den Strom
Zur Tränke, schwimmen langsam durch;
Die Wasserlilien blühen auf,
Die Fische gehen in das Netz
Beim letzten blassen Mondenlicht,
Das noch des Morgens Lampe ist;
Das Wasserhuhn, es rudert leis' —
Es soll ein seltsam Treiben sein.

An K. v. —

Den 24sten.

Sie kennen „das Kind," mein lieber guter Freund. Waren Sie böse, war ich trotzig. Aber Sie schreiben: „hätte ich Ihren Brief gefunden, so hätte es mich erheitert." Und Sie fanden ihn nicht. Das hat mich ernsthaft, reuig gemacht. Denken Sie nicht, ich sage das im Scherze. Ich gäbe einen ganzen warmen Tag darum, daß ich Ihnen an dem bestimmten Tage geschrieben hätte. Nichts drückt mich schwerer, als ein Unrecht, das ich gegen Jemand habe; selbst jedes spottende Wort, welches ich im jugendlichen Uebermuth oder aus Unüberlegtheit gesprochen habe, hat mir in der Erinnerung weher gethan, als dem, welchen es traf. Vor mehreren Jahren war ein junger Mann viel in unserm Hause — er war von guter Familie, von gutem Verstande, von vortrefflichem Charakter, aber er hatte solche Eigenheiten, daß wir jungen Mädchen alle keine Geduld mit ihm hatten und keine Schonung gegen ihn übten. Einmal wandte er ein italienisches Wort unrichtig an, und ich neigte mich zu meiner Cousine, ihr eine ungezogene Bemerkung zuflüsternd. Ich war funfzehn Jahr — das muß mich entschuldigen. Einige Wochen waren vergangen — wir saßen in einer Gruppe auf der Freitreppe — der junge Mann saß eine Stufe niedriger, als ich, und ich plauderte so übermüthig wie immer. Da sah er mich mit einem Male anders als je an und sagte: „Sie sind hart gegen mich." Noch lachte ich; aber als er fortfuhr: „ja — Sie verspotten mich — erinnern Sie sich nicht mehr des einen Wortes, welches ich vor einigen Wochen falsch gebrauchte?" Als er das ernst, aber gut fragte — da lachte ich nicht mehr — der Mensch, der mir so gleichgültig war, an den ich nur dachte, um selbst in Gedanken über ihn zu spotten, der Mensch hatte in diesem Augenblicke die Macht, mich ganz ernst zu machen — ich bat ihn um seine Verzeihung; ich dankte ihm, als er mir freundlich antwortete, und niemals habe ich ohne einen leisen Selbstvorwurf an ihn zurückdenken können.

Auch Sie, mein Freund, werden gewiß nie mehr auf einen Brief warten dürfen; den milden Vorwurf: „Sie hätten mich erheitern können und haben es nicht gethan!" mag ich nicht mehr hören.

Doch kann ich Ihnen heute nicht viel erzählen. Unser Leben ist seit vierzehn Tagen still und das nach meinem Wunsche. Bis zu der Zeit hatten wir noch einige Besuche. Eine treue Freundin meiner Mutter kam zuerst, die unter vielen guten Eigenschaften auch die liebenswürdigen hat, mich ein wenig zu verhätscheln und mich sehr liebzuhaben. Vor zehn Jahren war ich ihr poetisches Pflegetöchterchen und nannte sie unartig genug mein poetisches Noth- und Hilfsbüchlein. Jetzt bin ich mündig geworden und schreibe, ohne mir Raths

einzuholen; aber sie kommt doch alle Jahre, um sich vorlesen zu lassen, was ich geschrieben habe.

Dann kam mein kritischer Freund, der die unendliche Geduld hat, alle meine Sachen in meiner Handschrift durchzusehen, ehe die Welt sich an ihnen erquickt. Die Tage mit ihm waren sehr angenehm. So gelehrt er ist, so freundlich hört er meinen Ideen zu und belehrt mich auch hier und da wieder. In diesem Frühlinge war ich etwas verdrießlich über ihn — ich hatte ihn mißverstanden und glaubte, er verlange von mir das Studium der speculativen Philosophie. Nachdem ich mich gleich in der ersten Stunde seines Hierseins um den Athem gesprochen hatte, sagte er lächelnd: das sei ihm gar nicht eingefallen. Seitdem habe ich wieder alles Zutrauen zu ihm und beweise es ihm, indem ich ohne alle Rücksicht seine Zeit in Anspruch nehme. Mein Freund, es ist nicht leicht, der literarische Freund eines solchen unruhigen Kopfes wie ich zu sein. — Sie haben auf jeden Fall klug gethan, nur mein treuer Freund zu werden. Dem gebe ich jetzt recht herzlich eine Hand und sage: ich will künftighin immer ein gut Kind sein.

An Fanny Gräfin von H.

Den 25sten, Vormittag.

Cousine, ich habe mir eben sehr gedankenvoll das Wetter angesehen. — Wenn es so bleibt und Ihr aus dem heißen Elbthale in die kühle Hügelgegend kommt, so müßt Ihr nothwendig krank werden. Ueberlegt Euch das. Auch könnte einer der kleinen Stürme, wie sie dieses Jahr ankommen, ehe man sich versieht, so im Vorüberfahren im Scherz das Dach herunterwerfen. Und dann ist noch ein Umstand bei diesem Euern Sommeraufenthalte, den ich mir trotz alles Nachsinnens niemals erklären konnte. Da seid Ihr nun, so vollkommen weiblich in Angst und Furcht, wie man nur sein kann — Tante sieht ganz gespannt aus, wenn die Pferde lammfromm den kleinsten Abhang hinunter gehen — Du läufst selbst vor einem ungeladenen Gewehr davon — und Ihr schlaft fast ganz allein in dem einsamen Schlosse, noch dazu auf der Gartenseite, wo kein Mensch Euch hört, und wenn Ihr im Chor schrieet. Die Glasthüre im Saale bedarf nur einiger kräftigen Fußtritte, und wollte einer sich selbst diese ersparen, so stehen ja Bänke vor den Fenstern, und das Einsteigen in diese muß ordentlich comfortable sein. Ist es mir doch schauerlich gewesen, wenn wir bei unserm letzten Besuche Abends hinaufgingen, durch ein hallendes Vorgemach nach dem andern kamen, ehe wir unser Zimmer erreichten, und dann rechts den hohen leeren Saal, links die unbewohnten Stuben wußten, in denen nicht eine Thür zum Verschließen ist. Doch nicht ich allein mit meiner zwiefachen Phantasie des jungen Mädchens und der Dichterin fühlte, daß es unheimlich sei: auch die

Mutter und unser Freund, der Jurist und Moralist, nicht minder. Aber Ihr scheint daran noch gar nicht gedacht zu haben.

Weißt Du wol, wenn ich Dein Vetter wäre, so bräche ich einmal in einer Räuberverkleidung Abends in Dein Zimmer ein und trüge Dich trotz alles Flehens und Jammerns in die Grotte, welche vier Schritte tief ist und in welcher die Quelle sich einen Fuß hoch herabstürzt, und dort fiele ich Dir zu Füßen und — lachte Dich aus.

59 Minuten später.

Erinnerst Du Dich noch unserer kleinen Reise durch die sächsische Schweiz? Ich thue es gern — Abenteuer mochten nicht kommen, aber das Wetter war köstlich — Lieder wollten mir nicht einfallen, aber froh war ich in dem anmuthigen kleinen Gebirge.

Auf dem Prebischthor fanden wir plötzlich Gefährten für den Abend an zwei Studenten aus Halle. Wir hatten sie schon auf dem Kuhstall und dem Winterberge gesehen und nicht bemerkt; hier mußten wir sie ansprechen, denn wir waren alle in einer Stube. Sie waren indessen nicht bärenhaft. Der eine schnitt mir, so müde er war, Federn zu meinem Tagebuche; der andere, ein großer stämmiger Mensch mit einem derben Krauskopfe, kam langsam an den Tisch, wo ich schrieb und von welchem aus die Stube halb erhellt wurde, sagte: mit Verlaub! und zündete sich seine kleine Pfeife an. Du warest unterdessen in das sogenannte Schlafzimmer hinaufgekrochen, kamest aber bald wieder und erklärtest: das sei für uns viel zu eng und niedrig. So wurde denn entschieden: die Studenten sollten dort schlafen, und wir in der Gesellschaftsstube. Doch vorerst wollten wir Abendessen. Das war für uns eine ganz wichtige Angelegenheit; denn wir hatten zu Mittag in einer Mühle nur Kartoffeln und Möhrenkaffee bekommen. Hier nun trugen uns zwei allerliebste böhmische Mädchen etwas Besseres auf, und auch die Studenten speis'ten, aber nur in der Dämmerung, denn wir allein hatten Lichter auf dem Tische. Mitleidig hießen wir den Krauskopf sich eines holen — er that es und dankte schön. Aber ihr Mahl mußte nicht sehr reichlich gewesen sein, denn sie waren weit schneller fertig, als wir. Der Müde suchte nun das enge Stübchen, der Krauskopf dagegen kam zu uns auf die kleine Gallerie und suchte uns nach seinen Kräften zu unterhalten. Wir sangen **O Sanctissima**; er meinte, er habe sich's nicht vermuthet, hier so etwas zu hören. Der Mensch hatte etwas so gutmüthig Ungeschicktes, daß wir nicht anders konnten, als mit ihm schwatzen. Die Nacht war wunderschön. Wir hatten oben auf dem Thore das Abendroth verschwinden, in der Tiefe Feuer anglimmen und den Mond aufgehen sehen; dann waren wir in tiefe Dunkelheit hinabgestiegen, zu dem kleinen Hause, aus Stämmen und Moos an den Felsen gebaut. Eine Stunde waren wir im Zimmer gewesen, dann hinausgetreten. Da hatte uns der Mond in seinem vollen

Glanze empfangen, in dem Glanze, der so heilig und blendend ist. Nun standen wir, von ihm wie mit einem himmlischen Schutze umgeben, an dieser einsamen Stelle, von der wir eine Nacht Ruhe begehrten, und sangen das alte Lied von der Insel des Aetna. Links stand das dunkle Thor und mitten unter seinem Bogen eine schlanke einsame Fichte, und hindurch blickte man auf einen schönen Berg, der ganz in dem hellen Lichte lag und darum nur um so mächtiger erschien. Rechts von uns war schattige Tiefe — Ruhe aber war, so weit das Auge reichte, so weit das Ohr horchen mochte.

Wir schliefen auch so himmlisch, daß meine Cousine Fanny und Deine Cousine Ida wirklich vor der Sonne nicht nur wach, sondern auch munter wurden. Schöner war es freilich hier in der Nacht gewesen; aber der Mond kann nicht immer scheinen, und so zogen wir denn vergnügt hinunter zur Elbe — die Studenten hatten schon vor uns, der blaue Morgenhimmel wußte: wohin — die Wanderung angetreten. Nun saßen wir in einer gewaltigen Gondel und wurden an einem Seil stromaufwärts gezogen, als wären wir mühlsteinschwer — dabei saß unser Fahrzeug aller Augenblicke auf dem Grunde, und Du schrieest jedes Mal: Ach! oder Oh! Hinab nach Schandau am Abend ging es besser — ach, sehr schön — das Abendroth war wieder da, der Mond schwebte wieder in die Höhe, Feuer leuchteten wieder in den Thälern. Glücklich kamen wir in Schandau an. Nur beim Aussteigen ging es schrecklich, denn ein Zollbeamter half uns aus dem Kahne, während Du drei Töpfe und zwei Krüge aus Tetschen im Strickkorbe hattest. Wenn sie geklappert und Dich verrathen hätten! Aber sie blieben stumm wie Fische, und Dich verließ Dein Muth nicht. Wir sättigten uns und legten uns nieder. Da begann plötzlich ein Rennen auf der Straße — ein Horn gräßlich wie ein finnisches Heerhorn aus Fouqué's Zauberring, ertönte — es war Feuer — wie ich dem Schein nach gewiß glaubte, im nächsten Hause. Ich nahm mir vor, mich heldenmüthig zu retten, und schnürte mir nur erst die Stiefelchen zu. Aber die Gefahr war nicht so arg — das Feuer eine Straße weit — wir konnten in unsern Mänteln in Sicherheit frieren. Schon war die ganze Stadt in Bewegung — da kam der Trommelschläger und schlug mächtige Wirbel — besser spät als niemals! dachte er.

Am dritten Abend saßen wir wieder in Rammenau, wo der Graf sagte: meine feurigen Verse hätten Schandau angesteckt! Und wir packten aus — Du brachtest Töpfe, ich Rosen aus Tetschen mit, Mama war großmüthig mit Farrnkräutern — wir Alle sehr heiter.

Und nun, Cousine, denke Dir: ich sei ein Vetter und ein liebenswürdig unverschämter Mensch dazu, einer von denen, die ich so oft schon schildern hörte und noch nie sah, die man hassen möchte,

wenn man sie nicht anbeten müßte, und in dieser Gestalt denke Dir, daß ich ein duftig Blatt nehme und ganz nachläßig und halb spöttisch folgende Verse hinwerfe.

Sehet mich zu Euern Füßen,
Edle Gräfin, schöne Frau;
Wollet einen Sklaven grüßen,
Mit den Augen feucht und blau.

Halm' und Bäume stöhnen, schwanken,
Stürmisch ist die Luft und grau,
Laßt mich ruhen in Gedanken
Euch zu Füßen, schöne Frau.

Was an Huldigung ich bringe,
Nehmt es an wie jede Frau;
Ob ich ganz die Wahrheit singe,
Dieses nehmt nicht zu genau.

Den 26sten, sechs Uhr Abends.

Sonnenlicht überall. — Heute Morgen war die Luft kalt und klar, wie ich sie wol an Reisetagen geathmet habe, wenn wir früh durch thauige Felder fuhren. Dann ward es wärmer. Wolken zogen auf und die Bäume leuchteten, die zwischen mir und der Sonne standen, die Blumen funkelten, die Schmetterlinge flogen — jetzt war es überwölkt und der Wind kühl — jetzt warf die Sonne heißes Licht auf meinen Weg, der Wind hielt den Athem an, und die Wolken zogen sich zusammen, gleichsam um Kraft zu gewinnen. Nun der Tag sinkt, ist Ruhe und Sonnenlicht überall.

Aber der Lindenduft füllt nicht länger die Luft in seiner süßen eindringenden Weise, und noch fünf Tage, und das Jahr hat sich schon um einen Monat geneigt.

Und das macht mich traurig? Nein — wohl aber sinnen. Ich sehe jedem Tage dieses Jahres fest in das Auge, denn es ist für mich ein bedeutungsvolles. Einige Jahre habe ich verlebt; von denen wußte ich nichts, was sie mir gebracht hätten. Von diesem darf ich das nicht sagen. Ich habe in ihm innerlich mehr erlebt, als ich jetzt schon aussprechen kann. Leise, mir selbst unbewußt, bin ich von den Geistern höher getragen worden. Jetzt weiß ich es und sehe umher. Noch liegt die Ferne und auch manche Stelle der Nähe in silbernem Nebel, aber durch sein Wallen schimmert wunderbarer Glanz und ich ahne viel. Vielleicht werde ich auch in schauerliche Tiefen hinabsehen, wenn es ganz klar geworden ist; aber was weiter? Ich meine: ein Geist wird mir den sichern Pfad zeigen, vielleicht mein Geist, vielleicht ein fremder, aber einer gewiß. Und Räthsel werden mir auch wieder gelöst werden und so — Ruhe und Vertrauen.

Dichterworte gleichen Perlen —
Manche Perlen nahm ich lächelnd
Aus den festverschloss'nen Muscheln,
Zeigte ihren weißen Glanz.

Doch die schönsten alle schlafen
Noch in fest verschloss'nen Muscheln
In der Tiefe meiner Brust.

„Aber einst wirst du sie nehmen,
Daß sie glänzen, aus den Muscheln?“
Frägst du mich? Ich weiß noch nicht.

Den 27sten.

Der Nachmittag ist unter Wolken und doch warm. Ich habe seine erste Stunde in der Luft gesessen und die Wärme hat mich besser erquickt, als der Schlaf. Ach, warum giebt es Kälte?

Gestern Abend ward es mir zu schnell dunkel; sonst hätte ich Sie noch gefragt, ob Sie viel allein sein können. Ich glaube fast nicht, und da thun Sie mir herzlich leid. Alleinsein ist dem Dichter ein natürliches Bedürfniß — ja, ich glaube jedem Menschen, der sich selber nur irgend etwas zu sagen hat. Ich bin am Abend eines Tages, an welchem ich nicht wenigstens eine Stunde allein sein konnte, gewiß tödtlich abgespannt, und ist mir mehrere Tage hindurch fortwährend die Gesellschaft Anderer aufgedrungen, so wird mir so Angst, daß ich mich in eine Wüste, ja in den schaurigsten Wald wünschen kann, nur um mich dort allein zu befinden. Selbst das liebste Wesen kann manchmal stören, wie das fremdeste, und noch mehr; denn auf das fremde würden wir keine Rücksicht nehmen, während wir das, welches uns nahe ist, bemerken müssen. Daher kommt auch das Behagen, welches wir empfinden können, wenn die Unsrigen einmal ausfahren und wir gewissermaßen unumschränkt in der Einsamkeit der Zimmer zurückbleiben, welche die Diener ungerufen nicht betreten dürfen.

Kennen Sie Tieck's Dichterleben? Er hat darin Shakspeare schildern wollen, jedoch nicht geschildert, denn Shakspeare ist nie so gewesen, wie Tieck ihn geträumt hat. Aber einen Dichter hat Tieck geschildert, einen Dichter, der alle Empfindungen dieser wunderlichen Menschenart in sich trägt und sie mit sicherer Hand aus seiner Brust herausnimmt und in durchsichtige Worte einschließt. Bisweilen spricht auch Tieck für ihn und schildert ihn uns einmal auf seinem Wege von einer fremden Stadt, wo er seinen Freund verlassen, nach seinem Wohnorte in folgender Weise:

„Es giebt für denjenigen, der frei und innig liebt, Empfindun=
„gen, die, gestanden, ein matteres Herz, oder der einfachere, aber
„gröbere Sinn, einen Widerspruch gegen die Liebe, Leichtsinn, Kälte,
„ja, das Liebloſe selbst nennen würde. So sehr dem Dichter die lieb=
„liche Gestalt seines Freundes immerdar vor Augen schwebte, mit
„welcher süßen Innigkeit er seiner auch immerdar gedachte: so fühlte
„er sich doch jetzt nach der Trennung, in der schönen Landschaft, der
„grünen Natur hingegeben, gleichsam frei und von allen Ketten und
„Bedrängnissen der Liebe, Eifersucht und Wehmuth abgelöst. Ihm
„war, als gehöre er nach langer Zeit sich wieder einmal selber an, als
„käme in diesem Leichtsinn und der Ungebundenheit des Herzens eine

„frühere und schönere Jugend ihm zurück. Indem er tiefer nachsann, „fühlte er wol, daß das Bewußtsein seines Glückes, das Gefühl, wie „ihm der Freund angehöre, die Landschaft nur so licht färbe und allen „Gestalten die frische Heiterkeit verleihe; und daß dies scheinbare Ent„ferntsein nur innigere Nähe, diese Entfremdung nur tiefere sehn„süchtigere Befreundung herbeiführe und schon sei."

Da haben Sie für alle künftige Zeit eine Rechtfertigung für alle Sehnsucht nach Alleinsein, wenn Ihnen etwa einmal deswegen Vorwürfe gemacht werden sollten.

Heute Morgen habe ich eine Bekanntschaft gemacht — die einer allerliebsten jungen Katze, weiß mit schönen schwarzen Flecken, mit klugen Augen und aller Zierlichkeit ihrer Gattung in ihren Bewegungen. Ich hatte sie schon gestern im Grase gefunden, aber da traute sie meinem Locken nicht. Heute dagegen, als wir uns an derselben Stelle zusammenfanden, kam sie zu mir, ließ sich liebkosen und schmiegte sich an mein Kleid. Ich setzte mich in das Gras zu ihr — zu großem Ergötzen einiger Mägde, die mir aus einer Stallthür zusahen. Aber ich konnte hier doch nicht sitzen bleiben und lud die Kleine ein, mit mir zu kommen. Ein Stückchen lief sie mir auch wirklich nach; aber als ich immer weiter ging, blieb sie zurück, und als ich mich umsah, stand sie da, blickte mich an und schwang ihren Schweif in schönen Ringeln — das hieß: lebe wohl für heute. Wenigstens denke ich, daß ich sie morgen wiedersehen werde.

Nun aber etwas Moralisches, eine kleine Erfahrung, die mir wieder recht deutlich machte, wie leicht das Unrecht getroffen werden kann. Wir fanden gestern eine Frau aus dem Dorfe im Garten, wo sie die von ihr gepachteten Kirschen pflückte. Sie hatte früher auf dem Hofe gedient, war wunderhübsch, eine wahre Madonna, hat auch heute noch ein interessantes Gesicht und ist die Schwiegertochter eines alten Gärtners, der als Vater von vier Söhnen und als Großvater von — ich weiß nicht wie vielen kleinen Buben — vor zwei Jahren noch die unbezwingliche Sehnsucht fühlte, sich zum zweiten Male zu verheirathen. Das war jedoch noch nicht so wunderbar, als daß eine Frau sich fand, die sich entschließen konnte, ihn zu heirathen. Indessen die Mutter unsers Hans war wirklich so unbegreiflich, und der Alte kündigte seinen Kindern sein nahes Glück an. Der Mann der Madonna, ein kleiner lahmer Mensch, warf darauf seinen Vater zur Erde und suchte ihn faustrechtlich zu überzeugen, daß er ein Narr sei; der Alte gab jedoch diesen Beweisgründen nicht nach und die Hochzeit fand statt. Der kleine Lahme begnügte sich mit einem Paar tüchtiger Ohrfeigen, die der Vater am Jahrmarkt empfing, und dann lebten Vater, Sohn, Stiefmutter und Schwiegertochter, wie die Leute ziemlich alle leben: sie fluchten und schimpften blos auf einander. Vor etwa vier Wochen aber mußte der kleine Lahme gefunden haben, daß

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

diese Ruhe einförmig werde, und so unterbrach er sie denn, warf dieses Mal seine Stiefmutter zur Erde und bewies ihr, daß er Fäuste habe. Sie wurde vollkommen davon überzeugt und kam mit einer Klage zu unserm Gerichtshalter; aber sie hatte keinen Zeugen, und so mußte sie es aufgeben, dem kleinen Lahmen zu vergelten. Gestern nun fing Mutter an mit der Schwiegertochter von dieser Art und Weise ihres Mannes zu sprechen, und sagte ihr: sie möge ihm doch Vorstellungen machen, damit er künftighin seine kindliche Pflicht besser ehre, oder besser, nicht ganz vergesse. Die Frau war verlegen und antwortete weder ja noch nein — meinte immer: „nun ja, Sie haben schon Recht, aber 's ist halt — mir hat er noch nicht Rühran gethan — das macht, ich kann stille sein — 's ist halt" — Wir erklärten uns diese Redeweise aus dem Widerstreben, ihrem Manne ganz Unrecht zu geben, wenn sie ihn auch nicht entschieden entschuldigen konnte. Heute Morgen erwähnt Mutter gegen Hans dieser Vorstellungen. „Nun, da haben Sie es der rechten gegeben," sagte Hans in ihrer Altmannesart; „der Mann würde nischte thun, aber das Weib hetzt ihn immer auf." Mama lachte sowohl über Hans, als darüber, daß ihre Moral so geradezu an die rechte Behörde gelangt war; ich aber bin ziemlich neugierig, ob nicht gerade diese Moral die Sache schlimmer machen sollte, indem die Frau sicherlich sich ärgern wird.

Als wir gestern schlafen gehen wollten, war der Mond eben über dem Walde aufgegangen — fast voll und dunkelgolden. Aber er stand noch nicht hoch genug, um mit seinem Glanze schon zu siegen — das blasse Dunkel hatte noch die Herrschaft in der Nacht, und er kam herauf, wie ein junger Fürst, der noch nicht anerkannt wird; den Augenblick, wo er Gehorsam fordern konnte, vermochte ich nicht mit offnen Augen zu erwarten — die Lieder waren schwer vom Licht des langen Tages, und ich schlief ein.

Der Gedanke an die Zukunft macht uns manchmal hastiger gehen und rascher athmen; manchmal werden wir still vor ihm, als ständen wir an einem klaren blauen See, auf dem wir uns in schöner Barke einschiffen sollten; manchmal jubeln wir ihm entgegen, und dann wieder strecken wir die Hände aus, um ihn bebend abzuwehren, und doch ist es immer dieselbe Zukunft, aber unsere Seele ist sehnsuchtsvoll oder ruhig, stark oder verzagt.

Man möchte sich manchmal niederwerfen und das Gesicht auf die grüne Erde drücken, wie in den Schooß einer Mutter.

Den Finger leg' ich auf die Lippen
Und sage: schweige, schweige, schweige!
Was sind dir denn die fremden Menschen,
Daß ihnen sich dein Inn'res zeige?

Was fühlen sie von deinen Schmerzen?
Was wissen sie von deiner Wonne?
Dem Himmel magst du dich vertrauen,
Dem Mond, den Sternen und der Sonne.

Und auch den Wolken und den Wellen,
Und jeder Blume, jedem Zweige;
Doch trittst du wieder unter Menschen,
Dann denk' an mich und schweige, schweige.

Das Leben ist ernst, mühsam — das Leben ist selbst schwer. Ich vergesse das gern und oft, aber immer kann man dies nicht. In solchen Augenblicken des Bewußtseins möchte ich die Hände sinken lassen; aber ich weiß, daß ich das nicht darf, und falte sie zum Gebet.

Wer leben will, muß bereitet sein zu leiden.

Man kann über dem Leben wohnen, still in der Gesellschaft der Geister. Aber ich soll ja wol Weib sein — unter meinen Schwestern bleiben — fühlen, wie sie — dulden, wie sie? Nicht wahr?

Ich weiß, wie es auf der Höhe ist. Als ich Tiedgen im Tode gesehen hatte, wandte ich mich ab von meinen andern Freunden allen und trat mit der Bitte um Ruhe in die Halle der Geister. Sie grüßten mich milde; ich wohnte unter ihnen, ich wandelte mit ihnen, ich hätte bei ihnen bleiben können. Auch jetzt noch ist ihre Mitte mir offen. Die Luft war klar und unbewegt — die Wolken zogen unter uns hin, die Abendröthe schwebte in schöner Nähe. Die Stürme klangen hier melodisch von fern — sie durften die Klarheit der Luft nicht entweihen. Die Geister waren himmlisch schön und himmlisch gut — sie hatten Mitfreude und Mitleid für die Menschen, aber sie selber freuten sich nicht und litten nicht — sie waren selig-ruhig im Schauen der Schönheit und im Anbeten Gottes, der die Schönheit hatte werden lassen. Und jeder Tag verklang wie liebliche Musik, und jede Nacht hob eben so an — nur etwas war hier unbekannt — das Weinen. Der Mensch aber sehnt sich nach Thränen, wie das Gewächs nach Thau.

Ohne Bilder — ich hatte mich im vergangenen Sommer wirklich in jedem Sinne frei gemacht, selbst von der Sehnsucht, selbst von dem leisesten Wunsche. Diese Freiheit dauerte so lange, bis ich wieder ein Buch fertig hatte und dessen Schicksal erwartete. Marie war mächtiger, als die Geister — ich verließ diese, um meiner Dichtung mit Unruhe zu folgen. Ihnen aber will ich hier die Gedichte jener Zeit beilegen.

1. Bei den ewig kalten Gletschern,
Bei den ewig hohen Sternen:
Ich will nie von einem Manne
Leidenschaftlich lieben lernen.

In dem Herzen brennt die Jugend,
Und die Pflanzen zeigen Triebe,
Und so hab' ich ungeduldig
Wol bereits gewollt die Liebe.

Aber seit ich Dich gesehen
In den Kämpfen, die nicht enden,
Such' ich angstvoll ihr zu wehren
Mit den aufgehob'nen Händen.

Möge sie mit rothen Strahlen
Zauberhaft das Dunkel lichten,
Auch vernichten kann sie brennend,
Und sie soll mich nicht vernichten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

2. Du versicherst mir: Du werdest
Einst von diesem Schmerz genesen?
Sei es, aber niemals wieder
Wirst Du sein, was Du gewesen.

Denn ich habe Dich gesehen,
Wie Du bist und wie Du warest,
Und die Gegenwart zu schildern,
Bitt' ich, daß Du mir erspareſt.

Saheſt eine weiße Lilie
Du am goldnen Mittag wehen,
Und am Abend dann verwelket:
Dann hast Du Dich selbst gesehen.

3. Wieder fällt der Regen heute,
Kein Besuch ist zu erwarten,
Ungesehen werd' ich bleiben,
Wie die Bohnenblüth' im Garten.

Dennoch wand ich meine Flechte
Zierlich um die feine Nadel,
Und die Finger ruhten nimmer,
Bis die Locken ohne Tadel.

Aber Du schmückst Dich zum Feste
Nur mit Händen, die ermatten,
Ruht auf Dir mit Wohlgefallen
Gleich das Auge Deines Gatten.

4. Jeder sieht in Dir die Lilie,
Die verwelkt vor einem Gift;
Tief in Deinen bleichen Zügen
Stehet Deiner Liebe Schrift.

Niemals konntest Du betäuben
Eine Stimm' in meiner Brust;
Wenn Du sprachst von Deinem Glücke,
Hab' ich anders es gewußt.

Liebend sprachst Du von dem Manne,
Dessen Du durch Priesterspruch —
Ich vernahm hindurch ein Flüstern
Von geheimem Treuebruch.

5. Wenn ich auch die Wahrheit ahnte,
Nie hab' ich danach gefragt,
Du hast mir an jenem Abend
Alles freien Worts gesagt.

Meine Liebe ward ein Schleier,
Welchen ich darüber warf,
Weil das Weib verzeihen immer,
Nie jedoch verdammen darf.

Aber schöner wär's gewesen,
Wäreſt Du, ein klarer Stern,
Ewig hoch und rein geblieben,
Rein und still vor Gott emd Herrn.

Und es hat ein schöner Frevler
Deine Stirn, in Glanz getaucht,
Trübend mit dem sünd'gen Athem
Seines Liebens angehaucht.

An meinen Traum.

Du wareſt leise vor mich hingetreten,
Als meine Seele noch in Stille sah,
In Morgendämmerung. Sie fühlte Dich,
Wie man ein Wehen fühlet in der Luft;
Sie ahnte Dich, wie man ein Lieben ahnt;
Da ward es Tag und sie erblickte Dich —
Du standeſt wunderbar in Schönheit da,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

In überirdisch herrlicher Gestalt,
Und winktest ihr und spracheſt: zieh' mir nach.

Sie zog Dir nach — auf allen grünen Pfaden,
Die hold sich schlängeln durch der Jugend Land,
Hinauf auf Berge wolkendämmerndnah,
Hinab in Thäler schattendämmerndsüß —
Du wandtest Dich zurück und sprachst zu ihr
Mit Liebesklang, und winktest weiter ihr,
Doch nimmer konnte sie erreichen Dich.

Sie wurde traurig von der langen Sehnsucht,
Ich wurde müde von der Wanderung —
Wir setzten in der Bäume Schatten uns
Und ruhten — doch auch da sprach sie von Dir;
Da hob ich meine jungen Augen auf,
Und vor mir stand ein Bild — es war ein Mensch —
Doch meine Seele jauchzt' empor: er ist's!
Es hat ihn meine Seele Dir gebannt,
Nun halt' ihn glühend fest und gieb mich ihm.

Ich ließ sie los, sie flog zu ihm hinüber,
Und zitterte zurück von ihm und rief:
Er ist es nicht — es ist ein falsches Bild!
Sieh' auf — dort oben auf der blauen Höhe,
Da steht die wahre leuchtende Gestalt.

Es sehnet sich das Herz nach seines gleichen —
Ich sah mit Thränen auf zu der Gestalt,
Die, selber Luft, dort in den Lüften stand.
„Du bist mir ewig fern, die Menschen sind
Mir nah' — so arm wie ich, so sehnsuchtsvoll —
Zu ihnen zieht es mich — o, fahre wohl!"

Ich kehre wieder aus der Menschen Mitte,
Dort oben steht die leuchtende Gestalt,
Schön, überirdisch, stillunwandelbar,
Als wären keine Jahre hingerollt
Als Wogen in dem Meeresbett der Zeit.

Mein heil'ger Traum, aufs neue wandle weiter;
Ich folge wieder Dir mit meiner Seele —
Auf Erden ist des Durstes Stillung nicht —
So führe mich zum Quell — und ihr fahrt wohl!

Freiheit.

Frei sein wie der Ebne Luft,
Wie der Gießbach in der Kluft,
Wie der Laut und wie der Blick,
Frei sein will ich von dem Glück,
Von der Sehnsucht, von dem Schmerz;
Alle Fesseln streif' ich ab,
Löse von der Welt mein Herz.

Eine Liebe wohnt im Grab,
Eine wandt' aus kalter Zeit
Sich in die Vergangenheit —
Eine lebet noch allein:
Diese soll die letzte sein.
Von dem Leben frei und los,
Will ich es durchstreifen blos.

Stille.

Es ist ein Glück, zu athmen
Des Morgens reine Luft —
Die Blumen seh' ich leuchten,
Es kommt zu mir der Duft;
Die Bäume grünen friedlich,
Der Strom zieht klar vorbei —
Es ist ein Glück zu leben,
So still es immer sei.
Mein Wünschen hat geendet,
Kein Sehnen fühl' ich mehr,

Als nach dem blauen Himmel
Und nach dem blauen Meer,
Und komm' ich nicht zum Meere —
Erquickend werden hin
Auch hier die Tage rinnen,
Wenn ich nur ruhig bin.
Die wald'gen Fernen liegen
In Wolkenschattenruh' —
Du Morgen voller Stille,
Mein Herz ist still, wie Du!

An Agnes Franz.

Den 29sten Morgens.

Liebste! Ich hatte Dir den gestrigen Abend in Verse gebracht; aber sie waren so über alle Maßen schlecht, daß ich sie heute Morgen ruhig bei Seite legte. Ich will es nun mit Prosa versuchen, denn wissen mußt Du, wie es gestern Abend hier aussah. Nun — die Sonne blickte mit einem ganz blassen, aber lieblichen Schein aus Wolken hervor, die länglich und blaßgrau waren und sich um den ganzen Himmel hergezogen hatten. An den Buchenstämmen schimmerte hier und da ein röthlich Lichtfleckchen. Der Wind ging in den Wipfeln, aber die Aeste am Boden durften ausruhen, und die Blätter daran schliefen ein. Die Glockenblumen waren auch schon halb im Traum — die weißen und blauen Winden standen alle so zugezogen da, als hätte noch kein Strahl einen Blick in ihre Kelche thun dürfen. Die wilden Mohnblumen brannten in der Dämmerung noch eben so feurig, wie am Tage. Nun weißt Du, wie es hier gestern Abend war.

Ich hätte Dich gern hier gehabt, wie schon oft, Liebste, wenn Du jenseit des Stromes wohntest, wenn ich zu Dir fahren könnte, wir streifen könnten in dem schönen Walde, wenn er anfinge zu grünen, oder rauschte im Sturme, oder selbst wenn er traurig flüsterte im Herbst — wenn Du zu mir kämest, um einen schönen Sonnenuntergang oder einen heiligen blauen Morgen, oder eine tiefstille

Mondnacht mit mir zu theilen! Es wäre dem Anschein nach wenig und doch für mich so viel. Jeden Abend mit Dir — das wäre ein melodischer Schluß jedes Tages. Ich sänge — Du kannst so lieb zuhören. Die Abende, wo ich Dir vorsingen konnte, war ich froher, als hätte ein ganzer Kreis mich gehört und bewundert. Ach ja, an manches Haus denke ich herzlich und treu, aber an Deines allein mit Sehnsucht — jetzt freilich auch mit Unmuth. Ich weiß nicht, ob Du da bist — meine Gedanken suchen Dich in Ungewißheit. Warum mußt Du denn auch Reisen machen? Du schreibst: „bald hörst Du wieder von uns" — was nennst Du denn „bald", Agnese? Etwa in vierzehn Tagen, oder gar in drei Wochen? Höre, da werde ich ungeduldig und böse, und ebenso, wenn Du mir zu lange ausbleibst. Ich will Dich in den bekannten Räumen wissen — ich will, hörst Du, und Du weißt, Deine Lieblinge sind alle etwas trotzig, und unter die gehöre ich doch — nicht? Also, Agnes, sei gut und schreibe mir recht bald, daß Du wieder da seiest.

Den 30sten.

Es bleibt bei den kühlen Abenden. — Die Sonne geht unter. Perlfarbene Wolken, von blauen Stellen unterbrochen, ruhen streifig über ihr — weißer Nebeldunst wallt ihren blassen Strahlen entgegen. Die Plätze liegen im Schatten — die Häuser und die Bäume sind stellenweise beschienen.

Traurigsein gewährt auch eine Beschäftigung.

Die Ebereschen haben schon ihre rothen, reifen Beeren — die Frühäpfel fangen an zu duften, die Lupinen gleichfalls — die Georginen blühen — die Iberis steht weiß dazwischen — die Malven leuchten purpurroth, die Kresse funkelt golden.

Ich wollte, die nächsten drei Wochen wären erst vorüber — ich habe so viel zu thun und so wenig Lust dazu.

Später.

O unser Loos eines kurzen Tages, so arm und doch so reich an Sehnsucht, an Erwartung, Hoffnung, Ergebung und Entsagung! Leben heißt geprüft werden, leben heißt Ruhe haben, leben heißt müde werden und sich nach Ruhe sehnen. Woher ich das jetzt schon weiß? Die Dichter empfangen Erkenntniß, wie der Prophet Speise empfing — die Vögel des Himmels brachten sie ihm — die Dichter wissen, ohne zu wissen, woher. So weiß auch ich alles Weh' des Lebens, die Hoffnungslosigkeit, die Trostlosigkeit, den bittern Gram, die endlose Wehmuth, das Bangen, das Grauen, Alles, was in die Menschenherzen kommen und sie überfüllen kann — Alles — und habe doch noch wenig erfahren, wenig erlebt, habe mein Liebstes noch und der Kern des Herzens blieb noch unberührt.

Ach, was muß es erst sein, das Alles wirklich zu erfahren, zu durchringen! Daran ginge ich zu Grunde — an wenig Monaten

voll wirklicher Qual stürbe ich — das weiß ich auch. Und ob ich so zu Grunde gehen soll, wer sagt mir's? Wer weiß es, wo sein Grab ist, ob in der Heimath, ob in der Fremde, ob in der Erde, ob unter dem Meereswasser — ob der Haß es gräbt, ob die Liebe? Nun, eines weiß ich von den Sternen — zu Gott gehen wir, zum Vater, zur Ruhe bei ihm — und so — gute Nacht!

Den 31sten Vormittag.

Ich glaub' es Ihnen, daß Sie oft unendlich traurig sind, bei allem Muth, bei aller Kraft, bei aller Hoffnung. Alles hält manchmal nicht Stand gegen die Macht der Trauer, welche wie die Nacht von den Bergen kommt.

Aber warum Sie aus dem Rausche heraus wollen, begreif' ich nicht. Denken Sie denn: Sie werden dichten können, wenn Sie nüchtern sind? Wollen Sie die Welt grau sehen?

Sie schreiben: „Minuten können mir noch Ewigkeiten und Wochen Minuten sein." Aber da sind Sie ja glücklich — es ist doch himmlisch, alles Zeimtaß zu verlieren — zu erfahren, was Unendlichkeit sein wird.

Heute ist nun Sonntag, aber man hört keine Glocken. Ich wollte: wir hätten eine Kirche hier und einen Prediger nach meinem Sinne. Bis jetzt habe ich kaum einen danach gefunden und kann meistens mit dem besten Willen in der Kirche eben am wenigsten zur Andacht kommen. Es ist unendlich schwer, von Gott zu erzählen, daß es gradeweges an das Herz geht — es muß einfältiglich von ihm geredet werden — nicht gesprochen — zwischen Reden und Sprechen ist ein Unterschied, wie zwischen Lied und Gedicht. Reden thut man, wie es einem um das Herz ist — sprechen thut man, wie man denkt; sprechen kann man von nichts, reden nur von der Wahrheit — sprechen hört man alle Tage, reden fast nie. Wer Christus hätte reden hören — das muß Manna gewesen sein. Ich will gehen und die Bäume zu mir reden lassen.

Gegen Mittag.

Die Bäume redeten von dem traurigen Jahre — von ihrer demüthigen Hoffnung auf ein besseres. Das muß auch kommen — dieses ist gar zu prosaisch trostlos. Wenn es gegen den Herbst nicht besser wird, so würde ich mir beinahe ein Gewissen daraus machen, Sie herkommen zu lassen, selbst wenn Sie könnten. Was sollen Sie hier unter abgestorbenen Bäumen? Und doch — ich möchte gern vor dem Winter noch einige Tage von Poesie sprechen, und wir können auch auf den Wiesen umherstreifen, wo es frisch ist, und in den Wald fahren. Allein bleib' ich, indolent wie ich bin, immer in der Nähe des Hauses; habe ich Jemand hier, so kommt mir gleich der Muth, das Entferntere zu erreichen. Vorigen Herbst hatte ich auch ein junges Mädchen hier — da gingen wir eines schönen Vormittags lustig

nach unserm größern Dorfe und besuchten unsern Zimmermann. Wir fanden die Familie bei Tische und brachten sie nicht wenig in Verwirrung — bekamen aber doch schöne Milch und Honigschnitten, und sollten durchaus Kaffee trinken; das lehnten wir mit aller Macht ab, denn wir mußten nach Hause zum Mittag. Wenn Sie wollen, können mir auch den Zimmermann besuchen, das heißt, wenn — nun, kommt Zeit, kommt Rath.

Eine Liebe, die wir nicht erwiedern, bleibt uns immer etwas unbegreiflich; wir glauben wol, daß sie da ist, aber wir fühlen sie nicht, wie wir fühlen, daß die Sonne scheint, daß die Rosen duften, daß wir leben. Was Sie mit diesem Gedanken sollen? Ja, das weiß ich nicht; er kam mir — und ich schrieb ihn hin.

Wissen Sie noch, wie Sie mir meldeten, Sie wüßten, was ich sei, und wußten es doch nicht? Auch heute wissen Sie es noch nicht ganz — weiß ich selber es doch kaum, und was Sie sind, weiß ich auch noch nicht ganz sicher — aber Menschen, die einander auswendig wüßten, müßten sich auch schnell langweilig werden. Doch ist das beinahe ebenso langweilig, wenn die Menschen, mit denen man lebt, gar nicht wissen, was man ist, und einen Tag für Tag anhören, wie eine Musik, die sie nicht verstehen. So ist es mir oft gegangen. Adieu!

An Elfride von M.

Den 31sten.

Du bist krank gewesen, mia cara, und noch dazu grade in den wenigen heißen Tagen, die es gab, und noch obenein in Berlin? Das thut mir herzlich leid.

In der Günderode steht: der Sommer in der Stadt — er bedroht mich ganz dämonisch. Und nun gar krank sein, Sommers in der Stadt, das ist wirklich etwas höllisch — Du weißt, es giebt verschiedene Höllen.

Besonders des Sommers in Berlin — es ist wol sonderbar: ich, die ich eine Preußin bin, wie ein Engländer ein Engländer ist, mit Stolz, mit Fanatismus, selbst bis zur Thorheit — ich weiß kaum einen Ort, wohin es mich so wenig zöge, wie nach Berlin. Kleine Städte, polnische Städte, Dörfer selbst wünsche ich kennen zu lernen — Berlin nicht, das heißt, ich werde mir es ansehen, wenn ich einmal hinkommen sollte; aber es stört mich auch nicht einen Augenblick, daß ich es noch nicht kenne. Ich weiß, daß in Berlin Geist ist, daß da fortwährend gedacht, geschrieben und gesprochen wird, und doch ist es mir, als würde ich dort kein natürliches Leben finden, als sei ganz Berlin Prosa, aus Straßen und Plätzen bestehend, ohne Bewegung, ohne Leidenschaften, ohne Geheimnisse. Oder glaubst Du: in Berlin gebe es ein Drama des Lebens, erschütternd, dunkel, grausig,

wie in Paris, wie in London? Möglich, aber die Wahrscheinlichkeit ist dagegen — in Berlin ist so viel Sand, und der ist nur in Wüsten oder Haiden oder am Meere poetisch. Am Ende ist es mir herzlich einerlei und Dir wol eben so — wir möchten Beide keine Rollen in einem solchen Drama.

Wenn ich Dich nur bewegen könnte, für eine Zeitlang sämmtliche Sprachlehren und alles Papier, sei es zum Zeichnen, sei es zum Schreiben, recht fest einzuschließen, Dir einige gute Romane und schöne Gedichte auszusuchen und auf das Land zu reisen. Thu' es, und bist Du frei zwischen Bäumen, dann lies des Tages einige Stunden, hilf dann Deinen Freundinnen in Küche und Garten, und die übrige Zeit mache es wie Misekätzchen und gehe spazieren.

Du frägst gewiß: „geht denn Misekätzchen auch ordentlich spazieren, oder predigt es blos, was es nicht thut?" Nein, cara, ich bin so viel auf den Füßen, daß ich mir schon etwas durch Botengehen verdienen könnte. Nur einige Stunden schreib' ich an mehreren neuen Büchern, die im nächsten Jahre erscheinen sollen, die ich Dir aber wol nicht schicken werde, denn sie werden anders als Marie, und da werden sie Dir nicht gefallen. Aber siehst Du: ich kann nicht alle Bücher wie Marie schreiben — ich habe Euch in ihr gezeigt, daß mir das Leidenschaftliche nicht Natur ist, daß ich, sobald ich will, den Schleier der Ruhe darüber werfen kann; aber Manier darf mir das Halblaute und Halbhelle nicht werden, der Dichter kann durch das Grauen wandeln und dem Verbrechen in das glühende Auge sehen — er muß es selbst, oder er ist muthlos — wie der Schmutz der Erde nicht an seinen reinen Füßen bleibt, so können auch die Dämonen ihm nichts anhaben — er ist ihr Gebieter, so lange er reines Herzens ist, und so wirst Du in meinen nächsten Büchern wieder Gluth und Nacht, Jauchzen und Weinen finden, — aber wenn Du nicht willst, so schick' ich Dir sie nicht.

An Eduard Ratti wieder einen Gruß; von andern Menschen wär' es sehr wunderlich, wenn sie nach einer Bekanntschaft von drei Stunden schon sechs Jahre hindurch nach einander fragten und einander grüßen ließen, aber von Künstlern ist es ganz natürlich. — — **Addio, carissima.**

August.

Den 2ten.

Erst der zweite August! Schon der zweite August! Was Tage lang sein können! Was die Zeit kurz ist! Das heiße ich sich widersprechen; nicht wahr? Wie kann man aber auch anders in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens?

Doch hören meine Ausrufungen sich mehr als Widersprüche an, als sie es wirklich sind. Ich wollte: der August wäre erst vorbei, weil er ganz poesielos sein wird, und doch muß ich, ehe er zu Ende geht, so viel gethan haben, daß ich jede Stunde werde zu Rathe halten müssen, wie ein Knicker seine Pfennige, wenn ich nur irgend fertig werden soll. So werden mir denn die Tage sehr lang scheinen, während zugleich die Zeit mir zu kurz sein wird.

Abends singe ich mir jetzt immer etwas vor — ich kann meiner Stimme nicht helfen, so müde sie auch sein möge — mich dürstet nach der Musik immer wie nach einer Bergquelle. Bergwasser ist erquickender, als alles andere — schöpfen Sie jetzt welches? — Musik ist erquickender, als alle Rede. Wenn ich Jemand hätte, der mir vorsänge, so wollte ich mich ausruhen und zuhören; aber ich habe Niemand. So singe ich denn die italienischen Lieder, alle so traurig, so leidenschaftlich, so melodisch. Sie kennen erst sehr wenige davon — die melodiereichsten kaum. Und doch — aber noch nicht alle. Ach — ich liebe die italienische Sprache nicht besonders als Studium — die Verlobten von Manzoni konnte ich nicht aus-, in Dante und Petrarka mich noch nicht recht hineinlesen; nur ein Buch hab' ich bisher gefunden, in welchem die italienische Prosa mir lieb geworden ist — **Le mie Prigioni** von Silvio Pellico — aber wenn man im Gesange die Worte der kleinen Canzonetten aushaucht, da ist es doch, als zerflössen Thautropfen auf weichen glänzenden Blättern, oder Abendröthe verzitterte in blauer Dämmerung.

E tu chi sa se mai
Ti soverrai di me?

Alles Weh', alle Sehnsucht, alle Wehmuth der Liebe finden Worte in dieser himmlischen Sprache, aber freilich immer Worte, die noch

süß sind — unter jenem Himmel giebt es kaum Verzweiflung. Im Englischen klingt gleich Alles hoffnungsloser. Zum Beispiel die Worte: nie mehr — denken Sie sich diese auf italienisch gesagt — die Liebenden, welche sie aussprechen sollen und werden, fahren auf dem blauen Meer Neapels, der Mond steht in Herrlichkeit oben, zahllos funkeln die Sterne, die Barke gleitet hin, sie hält, das Mädchen erhebt sich, der junge Mann auch, er bietet ihr bebend die Hand, sie treten an das Ufer, Myrte und Oleander grünen lieblich umher, Orangenbäume sind nicht fern und schicken ihre Düfte, der junge Mann umschlingt das Mädchen, lange, mit Thränen — mai più! flüstern beide, und dann reißt er sich los und die Barke trägt ihn fort und das Mädchen verbirgt das Gesicht in die Hände — mai più! Die Trennung ist geschehen, aber das Mädchen wird nicht sterben und der junge Mann nicht verzweifeln — mai più scheidet, aber es tödtet nicht.

Und nun denken Sie sich ein hohes Zimmer in einem der stolzen Schlösser Englands, und die Tochter dieses Schlosses, wie ein bleicher hoher Mann vor ihr steht, wie er ihr die Hand bietet und ihre eiskalte an seine Lippen führt, wie er dann langsam sagt: no more! und sie es mit blassen Lippen leise wiederholt — wie er dann das Zimmer verläßt und sie allein bleibt. Für ihn ist mit den Worten „no more“ das Licht des Lebens ausgelöscht — für das Mädchen ist der Tod darin — wenige Monate und wo ist sie? An gebrochenem Herzen gestorben.

Bei diesen Vergleichungen fällt mir ein — wie lange werden nur die Deutschen noch versichern, daß sie wirklich etwas sind, nicht blos Träumer, sondern Menschen, die auch leben, — wie lange noch jedes gute Wort, das über sie gesagt wird, mit rührender Dankbarkeit wiedersagen? Wahrlich bei uns sollte die Bescheidenheit durch ein Gesetz des Bundestages bei Strafe des Hochverraths verboten werden.

Den 3ten.

Von den Stromwiesen zurück — manchmal unter den bläulichen Weidenschatten, manchmal trotzig der vollen Sonne entgegen gegangen. Ich liebe es, die Füße in das kühle Gras zu tauchen — ich liebe es auch, den Sonnenglanz auf den breiten, umgebogenen Halmen schimmern, im Strome das Ufer gegenüber zurückgespiegelt zu sehen. Waren Sie mit mir, so bat ich Sie, mich auf dem Strome zu fahren, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich hineinwarfen — ich hatte eine Sehnsucht, die Weidenzweige neben mir zu sehen, das vom Kahne getheilte Wasser über die Hand laufen zu lassen. „Große Wünsche“ — sagen Sie lachend — still — ich habe auch welche, die zu erfüllen das Leben schwerlich vermögen wird; aber warum soll man nicht zugleich kleine und kindische Wünsche haben? Die Zeit vergeht

darüber so — ich weiß auch immer eine Menge den Tagen vorzutragen und kann mich ganz ernsthaft betrüben oder jubelnd freuen, wenn sie mir versagt oder erfüllt werden. Wie gesagt — die Zeit vergeht darüber so hübsch, und ich bin so viel allein und kann doch nicht immer tiefe und hohe Gedanken in meinem armen Kopfe tragen.

Heute Morgen sahen die Laubmassen wie grüne Wolken in silbernem Duft aus. Wirklich. Jetzt ist es einmal warm — ach, bitte schön, edle Fürsten August, September und October, macht gut, was eure jüngeren Brüder an uns gesündigt haben, indem sie uns so oft vor kaltem Winde schauern ließen.

Da haben Sie eines meiner italienischen Lieder mit einer Uebersetzung.

La Serenata del Marinar.	Des Schiffers Nachtgesang.
L'estrema volta è questa	Das letzte Mal ist dieses,
Che udrai il marinar	Daß dir der Schiffer singt,
Per notte azzurra e mesta	In blauer Nacht voll Trauer
Cantar e remigar.	Dir seine Grüße bringt.
Se ognor tu sei crudele	Bleibst unerweicht du immer
Al fido mio pregar,	Bei meinem treuen Fleh'n,
Io piegherò le vele,	Werd' ich die Segel streichen,
M'affonderò nel mar.	Im Meere untergehn.
Se la sera udrai, Elvira,	Vernimmst du dann am Abend
Un' aura sibilar,	Ein Lüftchen, wo du bist,
E' un ombra che sospira,	Ein Schatten ist's, der seufzet,
E' il morto marinar.	Der todte Schiffer ist's.

Nun will ich mich hinaussetzen in den goldenen Abend.

An Moritz Retzsch.

Den 4ten.

Meister, lieber Meister, ich will mir denken, ich säße wieder oben auf der Bank am Weinberge, das Elbthal wäre vor mir, und Sie hätten sich wieder zu meinen Füßen auf den Rasen geworfen. Ich will mir denken: es sei so — ich wollte, es wäre so.

Meister und Freund, ich bin traurig. Ich dürfte es nicht sein, sollte es nicht sein, aber ich kann nicht anders. Die Trauer kommt wie aus dem blauen Himmel über einen, und wo soll man da hin vor ihr? Zu einem Freunde, zu Ihnen. Ja, gewiß, mein edler Meister, wenn ich einmal recht unglücklich sein sollte, da führ' ich zu Ihrem stillen Hause. Mir ist's, als würden Sie mich immer verstehen, selbst wenn ich allen Andern unverständlich wäre, weil ich das Geheimniß meines Leidens nicht aussprechen könnte. Zu Ihnen dürfte

ich blos sagen: ich leide, und Sie würden mir die Hand bieten, und ich wüßte: ich wäre verstanden. Versteh' ich Sie doch auch.

Aber was mich heute traurig macht? Ach, Sie wissen, es darf nur eine kleine Wolke vor der Sonne schweben und die ganze Gegend liegt in Schatten. Ein Hauch verweht sie und das Licht ist himmlisch wieder da, die Blumen funkeln wieder, das Gras leuchtet wieder, das Laub schimmert wieder.

Die Disteln läßt man stehen, und so sind ihre Stacheln unschädlich; aber die Rosen will man sich gern pflücken, und da verwunden einen die Dornen. So thun uns auch nur unsere Freunde weh'. Wenn man keine Freunde hätte, da würde man nicht verletzt, nicht traurig gemacht, nicht beunruhigt; aber man hätte auch Niemand, an den man denken, für den man wünschen und bitten, dem man verzeihen könnte. Und denjenigen, die wir lieb haben, verzeihen, das ist unendlich süß. So ist es doch besser: man behält seine Freunde, selbst wenn sie einem manche Stunde mit Trauer füllen.

Sie haben mir noch nie wehe gethan — werden es auch nicht thun, dessen bin ich sicher. Kommt wieder einmal eine Stunde voll Trauer, so flüchte ich mich wieder zu Ihnen. Gott befohlen, lieber Meister!

Den 5ten.

Abends im warmen Dunkel schimmert jetzt immer der Abendstern, recht wie eine „Sonne der Schlaflosen," wie Byron ihn nennt. Ich seh' ihn manchmal an, so lange ich draußen bin; aber ich bleibe nicht länger draußen, um ihn anzusehen. Zu Sternbetrachtungen bin ich jetzt zu bewegt von mancherlei — am meisten von Gedanken.

Die erste heißeste Nachmittagstunde bin ich jetzt immer draußen. Es ist schön draußen, wenn überall gleiche Gluth ist, selbst im Schatten, der uns vor dem unmittelbaren Berühren der brennenden Strahlen schützen soll und nicht kann. Man fühlt dann so die innersten Flammen des Lebens, wie sie auflodern zu Gott — man fühlt sie und ist doch sicher vor ihnen. Das möchte ich auch bleiben.

Die Winden und die Malven bieten jetzt so viele Becher dar, daß ganze Schwärme von Elfen trinken könnten, wenn es noch Elfen gäbe. Ach, werd' ich denn noch einmal irgendwo an einer abgelegenen Stelle der Erde Menschen kennen lernen, die wirklich noch an Geister in der Natur glauben?

An K. U.

Den 6ten.

Sie haben die Einförmigkeit von fast vierzehn Tagen ohne Briefe freundlich unterbrochen — herzlichen Dank dafür. Von Agnes habe ich noch nicht eine Zeile — die nennt drei Wochen wirklich „bald."

Sie sprechen von einem Briefe — den muß sie im Traume geschrieben haben, oder er ist in einen Abgrund gestürzt.

Den dritten und vierten Theil von Steffens Lebenserinnerungen hab' ich heute Morgen rasch durchflogen und darin bestätigt gefunden, was ich schon in den beiden ersten Theilen fand — es ist eine Erzählung, wie er zu dem Inhalt seiner Novellen gekommen ist.

Schon damals, als ich Walseth und Leith und die vier Norweger las, fühlte ich, daß diese Novellen nicht entstanden sein würden, hätte nicht der Verfasser so viel erlebt, daß es ihn drängte, seine Erinnerungen zu erzählen.

Die Seelenzustände, die er an sich selber erlebt oder an Andern gesehen hatte, die Anschauungen und Empfindungen, welche die Natur ihm gegeben, die Erfahrungen, die er in der Zeit gemacht hatte, das fand ich in diesen beiden Novellen. Nur nach Corsica hatte er sich rein in der Phantasie versetzt; sonst sah man überall Steffens, der wanderte, Steffens, der schwärmte, Steffens, der mit sich kämpfte, Steffens, der endlich liebenswürdig glücklich wurde. Meine Liebe zu Steffens wuchs mit jeder Seite, die ich las; aber daß seine Menschen redeten, glaubte ich ihm nicht — ich wußte, daß immer er es war, der seine Menschen reden ließ. Die Unfähigkeit zu individualisiren fand ich besonders in den vier Norwegern — es war mir nicht möglich, die vier jungen Männer von einander zu unterscheiden — ich sah immer Steffens unter vier verschiedenen Namen. Und nun ich sein Erlebtes gelesen, finde ich mit heiterer Freude, daß ich das Rechte getroffen. Ich könnte fast bei jeder Stelle ausrufen: ach, das steht da! das läßt er den oder jenen sagen!

Malcolm steht hoch über den beiden ersten Novellen — hier ist es Steffens gelungen, einen selbstständigen Menschen zu schaffen. Auch Mathilden hat er ein eigenes Leben zu geben vermocht — in Malcolm ist Steffens wahrer Dichter. Hätte Malcolm eine Form — er wäre ein Meisterwerk. Jetzt macht er den Eindruck, den eine Anzahl schöner Säulen machen würde, die in einer mächtigen edlen Halle durcheinander ständen. Ein Gedanke, der sie zu einem harmonischen Runde geordnet hätte: und die Halle stand in ihrer ganzen Herrlichkeit da. Steffens muß es nicht vermocht haben, die Massen in Malcolm zu gewältigen — gefühlt haben muß er das Chaotische in ihrer Lage — was schon den Leser ängstigt, wie viel mehr muß es nicht erst den Dichter ängstigen? Aber was man nicht kann, das kann man nicht, und Malcolm bleibt doch ein herrliches Buch. Steffens hat zwei Elemente, in denen er wahrhaft mächtig ist — Norwegen und der Wahnsinn — und beide sehen wir in Malcolm von seinem Geist bis in ihre schauerlichsten Tiefen durchdrungen und bewegt.

Ich habe vorhin von meiner Liebe zu Steffens gesprochen, und er gehört auch zu den Menschen, für die in meiner Erinnerung ein

immer grüner Kranz hängt. Warum? Er hat zweimal Klarheit in meinem armen Geiste gemacht, und dafür bleibe ich ihm dankbar.

Sehen Sie — ich war sechzehn Jahr alt, als ich einem sehr geistreichen jungen Manne, dem Cousin einer Cousine, zwei Gedichte vorlas. Eines war eine poetische Erzählung, das andere hieß „inneres Leben," und sollte die Ueberschwenglichkeit meiner fünfzehn Jahre ausdrücken. Der sehr geistreiche junge Mann sagte: die Erzählung sei gelungen, das „innere Leben" aber zu subjectiv; man müsse, und folglich auch ich, immer suchen objectiv zu sein. „Ah?" erwiederte ich. Der sehr geistreiche junge Mann reiste ab, und ich unglückliches junges Mädchen blieb mit dem Subjectiven und Objectiven zurück und zerbrach mir den Kopf. Der objective Mann, denn so hatte ich meinen Verwirrer genannt, hat sich gewiß nicht träumen lassen, wie unendlich oft ich mich in jener Zeit mit ihm beschäftigt habe, indem sein Bild unzertrennlich von den beiden unglücklichen Wörtern war. Endlich kam ich zu dem Schlusse: „subjectiv sein" heiße in höhern Regionen schweben, objectiv sein hingegen bedeute auf der Erde bleiben. Die Erklärung paßte nicht recht; aber ich konnte keine bessere finden. So nahm ich mich denn außerordentlich in Acht zu fliegen, und der Winter verging. Als er dahin war, las ich Walseth und Leith; da fand ich — in der ersten Novelle, glaub' ich — die Worte: „die Subjectivität einer solchen Geselligkeit," und da — wußte ich, und war, jung, wie ich war, in dem Augenblicke wirklich etwas columbusstolz.

Mehr aber hatte ich Steffens ein Jahr später zu verdanken. Wie denn die Gedanken herrschen im Geiste, so verlangten einige von dem des jungen Mädchens, daß es den Einklang zwischen dem Sein und der Erscheinung, zwischen dem Zeitlichen und Ewigen, zwischen dem Wechsel und dem Urruhigen finde. Meine bebende Hand griff Akkorde auf Akkorde, aber sie tönten schneidend — den des Einklangs konnte ich nicht finden. Da las ich Walseth und Leith noch einmal und fand folgende Stelle:

„Was ist es doch, daß eine solche Nacht der Verzweiflung, wie „ein geheimes Weh, sich aus der verborgensten Tiefe der Seele ur„plötzlich zu erheben vermag? Nagt denn wirklich fortdauernd ein „tödtender Wurm an allen Blüthen des Lebens, daß wir sie abbre„chen, wegwerfen, zertreten müssen? Ist jede Freude so gefährlich, „alle Lust so furchtbar, jede Anmuth und Schönheit so verlockend, daß „wir uns von Allem abwenden müssen, um in einem freuden- und „lichtleeren öden Dasein, getrennt von Allem, was Leben und Lieben „fordert, Leben und Liebe zu suchen? Scheint nicht die Sonne lieb„lich? Willst du verlocken, schönes, heiteres Grün? Quillst du aus „der Hölle, sanftrieselnder Waldbach, daß dein Murmeln mich ver„stricken will? Wollt ihr mich verführen, lustige Waldsänger?

„Warum nimmst du die Glockentöne der Andacht auf, verpestete Luft,
„daß sie mein Ohr treffen, wie das Rauschen der Bäume, das Mur=
„meln des Baches, der Gesang der Vögel? Dieser Wechsel von
„Wonne und Schmerz, diese Quelle von Genuß und Entsagung, ist
„es nicht der lebendige Pulsschlag des wahren Daseins? — Wie die
„Natur vor uns liegt, so auch die Völker, die Menschen — und was
„sie bewegt unter einander, ist zwar verworren genug, und dein
„jugendlicher Sinn kann es nicht fassen. Ja, was deine eigne Seele
„ergreift und hierhin, dorthin bewegt in stets wechselnden Schwin=
„gungen, kannst du es festhalten, da es vorbeieilt und die Betrach=
„tung selber von dem Wechsel ergriffen ist? Und doch hast du ein
„Bleibendes gehabt, das kindliche Sonntagsgefühl, welches dich be=
„wußtlos begleitete, die Lehre deines herrlichen Führers, als er
„sich von dir trennte, den Segen der Mutter, als sie weinend von
„dir schied. — Die Glocken tönten fort; — die Erinnerung führte ihn
„zurück nach dem hohen Norden, nach den nackten, von dem uner=
„meßlichen, stets wogenden Weltmeere umrauschten Felseninseln, nach
„den stillen Scenen seiner Kindheit, und immer zuversichtlicher wuchs
„der reine kindliche Sinn in ihm hervor, der ihn mit Welt und Men=
„schen, mit allen kleinen Sorgen und Mühen, mit Freude und Lust
„innig, ja liebend verband; indem er zugleich mit fröhlicher Zuversicht
„sich sagte: das sind die Bande, durch welche er uns an sich zieht,
„wenn wir uns an ihn halten. Die Sonne steht da, glühend am
„Himmel, der Wiederschein des lebendigen Gottes, der in Allem bis
„in die verborgensten Tiefen quillt und treibt und keimt und blüht;
„der Wiederschein der ewigen Liebe, die Alles trägt, die Alles ist, die
„allein ist — und wir freuen uns in ihrem Scheine. Wollen wir
„wähnen, wir hätten sie nicht, wenn wir uns nicht von Allem ab=
„wenden, um sie, nur sie krampfhaft anzustarren, bis wir erblinden?
„Haben wir sie nicht wahrhafter, wenn wir sie spielen sehen in den
„Thautropfen, glänzen sehen in dem Grün? Ja, wer in dir lebt,
„der findet dich allenthalben, der erkennt dich, selbst wenn Wolken
„und Nebel dich verbergen, der erwartet dein Wiederkommen in dop=
„peltem Glanze, wenn die nächtliche Dunkelheit ihn umgiebt. — O!
„halte meinen Sinn rein und bewahre mich vor dem Irrthume, der
„deine Gabe schmäht, so wie vor dem Frevel, der sie mißbraucht."

Ich würde auch ohne diese Stelle die geforderte Auflösung ge=funden haben — die Natur zog das bange Mädchen mütterlich zu sich und sagte ihr tröstend die Wahrheit; aber Steffens sprach aus, was ich nur empfand, und dafür bleib' ich ihm dankbar.

Ich sah ihn einige Male in Breslau. Es ist jetzt an zwölf Jahre her; doch weiß ich seine Erscheinung noch, noch besser die feingeist=reiche seiner Frau, am besten die seiner Tochter Clara. Das war die jungfräulichste, die ich noch gehabt — wie aus einem reinen Leben im

Mittelalter, groß, schlank, wie ich meine blaß und mit dunklen Augen, mit dunklem Haar gewiß. Die Augen waren fast immer gesenkt und ihre Züge ruhig vor demselben stillen Ernst. Ein junger Mann, mein Religionslehrer, erzählte uns oft von Clara Steffens, wie sie still zuhöre und Alles verstehe, sogar ihres Vaters philosophische Schriften lese. Das kam mir damals so unerhört vor, daß Clara mir wie ein Räthsel erschien, aber wie ein reines, heiliges. Außer ihr machte nur noch ein Mädchen später einen gleichen altdeutschen Eindruck auf mich: Dorothea Tieck, die Freundin Clara's. Im Anfange freilich war der Eindruck anders, ein entschieden unangenehmer. Ich hatte viel von Dorothea gehört — hatte man ihr auch von mir gesagt, oder war etwas in meinem Gesicht, das ihr auffiel, genug sie sah mich die ersten Male, daß wir in Gesellschaft zusammen waren, unverwandt und rücksichtslos an, den ganzen Abend. Dabei sprach sie nicht mit mir und beantwortete selbst die Aeußerungen, die ich an sie richtete, nur auf indirecte Weise. Endlich mußte sie mich genug angesehen haben, ließ mich frei, und ich fing nun meinerseits an, sie zu betrachten. Sie war eine hellere Gestalt, als Clara, mit feinen Zügen, mit blassem Haar und Auge, aber doch weniger klar. Aber eben so ruhig wie Clara war sie, nur daß bei ihr die Ruhe nicht in solcher Ursprünglichkeit da gewesen, sondern erst geworden zu sein schien. In sich zurückgezogen war sie immer; dennoch zog sie das Interesse an, aber man ließ sie für sich, weil man meinte, sie zu stören. Wenigstens hatte ich dieses Gefühl und wurde daher besser mit ihrer Schwester Agnes bekannt, einem lieben, natürlichen Mädchen. Meine Mutter interessirte sich sehr für Dorothea und sagte: sie habe einige Male eine ganz an sie ziehende Liebenswürdigkeit gezeigt. Ihre Stimme war die ihres Vaters, leise und melodisch; aber sie sprach wenig und nie, um sich hören zu lassen — man konnte nicht einfacher und schlichter da sein, als Dorothea — von ihrem Wissen erfuhr man nur durch ihre Freunde. Einer von diesen sollte ein Wort über sie niederschreiben — es müßte Theilnahme finden allenthalben, wenn Dorothea recht geschildert würde. Ich sah sie, als ich vor zwei Jahren in Dresden war, einmal; da kam sie zu mir, begrüßte mich, ernst wie immer, aber von ihr war schon das viel. Ich fragte sie: wie es ihr gegangen — „es hat so gewechselt," antwortete sie. Wir sprachen nicht weiter. Als ich fortging, hatte ich sie schon nebst Andern gegrüßt: da, ich weiß nicht, von was bewogen, wandte ich mich zurück und bot ihr noch die Hand. Kurze Zeit darauf machte ihr Tod alle ihre Freunde auf lange Zeit ernst. Ich hatte sie nicht mehr wiedergesehen; aber sie bleibt unter meinen Erinnerungen. Ich bitte Sie nicht, mich unter den Ihrigen zu bewahren — ich denke: ich sehe Sie bald wieder.

Den 6ten, gegen Abend.

Die Wärme lag schwer auf der Erde — fahle Dämmerungen wallten in der Ferne — in der Luft war eben noch Athem genug, um die Kirschblätter zu bewegen. Ich ging nämlich im Gemüsegarten — ich liebe es, da zu gehen — der Pächter hat die Gänge verrasen lassen, und ich sehe gern die Gewächse, welche blos für uns wachsen und tragen, sowie die Bäume, die uns alljährlich ihre Früchte bieten. Die stille Pflanzenwelt ist uns überhaupt am lieblichsten dienstbar; die Metalle oder Steine müssen wir durch Feuersgewalt oder die Kraft des Schlages dazu zwingen; auch die Thiere müssen wir erst zähmen, wenn sie uns gehorchen sollen — die Pflanze säen wir, und sie wächst aus freiem Triebe für uns auf, und auch die wir nicht gesäet, an denen wir nichts gethan haben, stehen auf unsern Willen wartend da. So betrachte ich denn gern den Mohn, die Möhren, die Bohnen; aber heute war es zu heiß, um lange gehen zu können — ich kam zurück und setzte mich zur Mutter und zur Arbeit. Da verwandelte sich die Dämmerung im Süden in weißen Regen, der Wind erhob sich, und ehe wir es hofften, fielen die ersten Tropfen stark herab, und bald schimmerte das Abendroth noch magischer durch das Rieseln.

Später.

Draußen — der Regen hatte aufgehört. Ich liebe es, die erleuchteten Laubgemälde auf dem warmen Grunde eines dunklen Himmels zu sehen — ich liebe es auch, die fallenden Tropfen zu hören, die Echos des Morgens. Was liebe ich wol nicht in der Natur? Höchstens den Staub und die Sommerkälte.

Heute Morgen war ich glücklich — durch Gedanken. Glauben Sie mir — nicht das Denken greift an, nur das Denkenwollen. Zugleich mit dem Gedanken ist ja Klarheit in uns, und Klarheit erquickt. Ich wenigstens fühle, daß ein schöner Gedanke die Flamme meines Lebens wie stille Luft umgiebt, während der leiseste Hauch einer Empfindung sie unruhig bewegt.

Ich nahm auch meine beiden chemischen Hefte wieder einmal vor. Chemie ist eine Wissenschaft, die ich tief lieben könnte, wäre ich Mann. Sie fordert es nicht, daß, wer sie begehrt, durch Schauer an Abgründen vorbei zu ihr dringe; sie kommt zu ihm, wo er im Thale steht; sie nimmt einen Kiesel in die Höhe und lehrt ihn den kleinen Stein verstehen; sie erzählt ihm von der nahen vertrauten Luft, von dem Wasser, das zu seinen Füßen murmelt — er darf nur horchen. Ich konnte von ihr in den wenigen Stunden nichts lernen, als die ersten Namen; aber es war doch schon genug, um mich die Kräfte ahnen zu lassen, die „melodisch all' das All' durchklingen." Besonders liebte ich den Sauerstoff — wenn er genannt wurde, war ich glücklich. Ich dachte mir unter ihm den Geist, sowie unter dem Kohlenstoff die Leidenschaft, unter dem Stickstoff die Prosa. Den

Wasserstoff wußte ich nicht zu vergleichen. Gold und Diamant hingegen gaben mir eine Menge dichterischer Gedanken, über welche mein Lehrer, der Dollmetscher zwischen der Chemie und mir, oft herzlich lachte.

Gute Nacht! Ich muß die Stimmen der Natur aufrufen, da meine Freunde schweigen wollen. Wer dem Abendstern glauben dürfte! Gute Nacht.

Horch' in die Stille —
Die Blätter schweigen,
Haben treu mit Weh'n und Rauschen
Heut ihr Tagewerk vollbracht,
Wollen nun vom Thaue trinken
Und dann schlafen durch die Nacht.

Blick' in die Ferne —
Der Nebel webet
Auf den Wiesen auf und nieder,
Daß es ist wie weiße Flut —
Lieblich ist es zuzusehen,
Was der blasse Nebel thut.

Schau in die Höhe —
Da funkeln Strahlen,
Denn der Stern, vor allen Sternen
Vielgeliebt und liedgenannt —
Ist die Nacht denn so entzückend,
Daß er so in Lieb' entbrannt?

Hast Du nun Alles
Umher gesehen?
Sprich zum Schlafe: komm' und schließe
Deine Augen sorglos zu;
Kann auch ich nicht ruhig schlafen,
Kindesruhig schlafe Du.

An Moritz Retzsch.

Den 8ten.

Meister, gestern Abend dachte ich an Sie. Wir haben sonst wegen der vielen Wiesen hier immer wunderschöne Wolken — dieses Jahr aber wollten und wollten keine erscheinen. Da war gestern beim Sonnenuntergange mit einem Male eine Schaar davon aufgetaucht. Zwar waren die meisten dunkelgrau, aber sie leuchteten doch von dem Anhauch köstlicher Farben. Die Sonne aber ging ganz klar unter. Ich spazierte auf einem Grabenrande und schaute sie an; da stand ein großer Weidenbusch mir im Wege. Sieben Schritte, und ich hatte ihn umgangen; aber nein, ich bückte mich höchst mühsam, blieb hängen und setzte mich verschiedenen Ohrfeigen von den Zweigen aus, nur um dem Weidenbusche nicht aus dem Wege zu gehen. Das war Trotz, nicht wahr, Meister? Leider! Trotzig und ungeduldig — das bin ich wol manchmal; trotzig jedoch nur gegen Anmaßung oder Unfreundlichkeit. Aber ungeduldig freilich bin ich leicht — sobald etwas Ungewisses in der Ferne ist. Ich will immer klar sehen, — kann ich das nicht, so werde ich rastlos und fasse zwanzig Entschlüsse in einer Viertelstunde, immer einen abenteuerlicher, als den andern. Was für Muth, was für Ergebung, was für Schmerz und Thränen hab' ich nicht bei solchen Gelegenheiten höchst unnütz verschwendet! Auch jetzt — was mich beunruhigt, ist hoffentlich nichts, als Nebel;

aber sagen Sie doch einem Kinde, sich nicht zu fürchten, wenn der Nebel es mit phantastischer Macht umwebt. Ich weiß, Sie sagten einst ein schönes Wort: „was man einem Menschen zutraut — das kann er auch.“ Nun — man hat mir's zugetraut, daß ich geduldig sein könne, und es half doch nichts. Mein Vetter, Graf Hoffmannsegg, wollte mich auf homöopathischem Wege zur Geduld bringen, indem er mich über alle Maßen ungeduldig machte; aber was erreichte er? In der schönsten Mitte seines Vortrages rief ich jedes Mal: „nein, das halt' ich nicht mehr aus!“ und lief ihm davon. Ein Dichter sagt zu seiner Geliebten:

Liebste, ja Du bist ein Kind,
Wie ein Kind verzagt und trutzig.
Ueberm Abgrund ohne Beben
Kann es heute lachend schweben,
Morgen macht's ein seichter Bach
Bis zu hellen Thränen stutzig.

Das ist, als wäre es für mich gesagt, und so — ich habe mich einmal eine Glockenblume genannt, aus der eine Elfenstimme sänge, und der Vergleich wurde so schön gefunden, daß ich ein Lied daraus machte. Nun also möchte ich diesen Monat hindurch wirklich zu einer Glockenblume werden und mich in diesem Traumdasein ausruhen und erst, wenn ich gestärkt genug wäre, wieder zu unserm Leben erwachen. Und was ich zu thun habe diesen Monat hindurch? Das müssen mir einige Elfen besorgen, die Sie, Meister, mir sendeten. Ach, thun Sie's doch — haben Sie denn keine Gewalt über die Geister? Meister, es müßte lieblich sein, mit dem Gefühl der Blume die Erquickungen des Thaues, der Nachtkühle, der Morgenfrische zu empfangen. Aber wer soll mich verzaubern?

An K. v.

Den 10ten.

Mein lieber Freund! — Man sagt, Reue sei nur etwas werth, wenn sie die Frucht der Besserung trage. Die meinige soll das thun. Sie haben mir noch nicht geantwortet, und ich schreibe Ihnen schon wieder, und — sehen Sie das mächtige Heft, welches bei diesem Briefe liegt? Sie äußerten; ich möchte ein Tagebuch für Sie schreiben, damit Sie immer sähen, wie ich lebte. Ich konnte es nicht, mein Freund; das heißt, ich fing an, aber ich konnte es nicht fortsetzen — es ging zu wenig vor — die Natur gab mir zu wenig Freude. Aber es waren schon mehrere Zeiten, wo ich in künstlerischer Form mit Liebe niederschrieb, was die Tage mir brachten. Auch im vorigen Sommer that ich es und hörte erst mit diesem Mai auf.

Dieses Tagebuch ist in dem Heft enthalten, welches ich Ihnen sende. Lesen Sie es recht mit Muße — Sie werden Ihre Freundin daraus plaudern hören, ganz wie sie es that, während Sie neben ihr saßen und sie manchmal freundlich, aber verwundert über ihre Wunderlichkeiten anblickten. Heiterkeit mit Ihnen.

Tageblätter.

1841—1842.

Den 9ten Juni.

Im Kabinette.

Da steh' ich wieder,
Kleiner blauer Raum,
In dir am Flügel,
Und Erinnerungen
Rauschen aus allen Saiten herauf.

Alle Bilder
Hängen noch, wie sie gehangen
Stille Jahre hindurch;
Die heilige Cäcilia,
Die heilige Magdalena,
Ich als Kind,
Und das Bild des alten Dichters,
Den ich geliebt,
Und der im Frühling starb.

Was hab' ich hier nicht geträumt,
Gedacht, gehofft, gedichtet,
Begeistert gefühlt,
Verzagend geweint —
Meine ganze Jugend
Rauscht aus den Saiten herauf.

Heckenröschen.

Der neue Bekannte,
Den ich erst vier Wochen hatte,
Als ich feierlich davon fuhr,
Hatte mir erzählt von einem Märchen,
In dem Alles einschliefe,
Der Page mit dem Pferde,
Der Hahn auf dem Dache,

Der Hund an der Schloßthür,
Endlich Heckenröschen selber,
Nach welchem das Märchen hieße —
Und den ganzen Tag,
Da er mir das erzählt,
Klang es mir in den Ohren:
Heckenröschen ist eingeschlafen.

Und heute klingt es wieder,
Immerfort, immerfort,
Und um mich zu befreien,
Mach' ich schnell ein albernes Lied.

Ursachen.

Meine Augen schmerzen noch immer.
Wovon? Nicht von Thränen,
Denn ich sehne mich nicht.

Wol von den Strömen von Luft,
Welche an ihnen vorüberwogten,
Und von dem Flügelwehen,
Mit welchen die Winde sie streiften,
Oder auch von den goldenen Pfeilen,
Die der Tag verschoß
Von den Zinnen seiner blauen Burg.

Rede.

Den 10ten Juni.

Meine poetischen Gedanken,
Ich will euch eine Rede halten —
Versammelt euch und hört.

Wenn ich an den Schreibtisch trete,
Die Feder schneide,
Weißes Papier vor mir liegt —
Dann wenn es mondscheindämmerlich ist,
Endlich auch wenn ich bei weiblich zarter Beschäftigung
Pflichtgetreu sitze,
Möget ihr kommen,
Und ich schenk' euch gnädig Gehör.

Aber zieht mir nicht nach auf Tritt und Schritt,
Zupft mich nicht am Kleide,

Damit ich mich umsehe,
Lauft mir nicht voraus an jede Stelle
Und sitzet da und erwartet mich —
Sonst, meine poetischen Gedanken,
Nehm' ich Pferde
Und fahr' euch wieder davon ohne Weiteres.

Der erste Brief.

Den 11ten Juni.

Der erste Brief
Zieht hin und soll sagen,
Wie in den Reisetagen
Ich dachte
Und wachte,
Oder schlief;
Was sonst noch Alles sich zugetragen,
Und was meine weisen Betrachtungen waren —
Die nicht konnten auf Reisen gehn,
Werden das gerne von dem Brief' erfahren
Sie haben gewiß schon nach ihm ausgesehn.

Abend.

Den 12ten Juni.

Ein Regen war gefallen,
Dann ward es still und klar und Abend,
Und ich ging hinaus.

Ich trat zu einer Hopfenranke,
Sie regte sich kaum;
Die Baumzweige bewegten sich mehr,
Aber auch nur leise;
Oben plauderten die Vögel,
Im Gesträuche saßen Nachtigallen;
Das Rauschen einer Sense hört' ich,
Und eine Biene summt'
In Duft um mich her —
Die Sonne schien durch Gewölk
Mit blaß vergoldetem Licht —
Es war, als wäre der ganze Tag
Nur die Staude
Zu dieser Stunde Blüthe gewesen.

Wenn man ganz ruhig bleiben will, sollte man keinen Brief abschicken, auf den man besonders eine Antwort erwartet. Ich habe es gethan und habe die Früchte davon, Ungewißheit und Unruhe. Beide machen sich zwar nur ganz leise fühlbar, aber ich fühle sie doch.

Wenn ich mich frage, was ich bis jetzt hier hatte: so find' ich kalte Tage, in denen nur einige Stunden lau waren, kahlgefressene Eichen, versengte Rasenplätze und saure Erdbeeren und Kirschen. Dafür aber ist das Korn noch grün, die Nachtigallen singen trotz der Kälte, die Buchengänge sind üppig im Laube und das Beet unter dem Fenster steht in Rosenblüthe. So wird wol eben so viel Gutes wie Schlimmes herauskommen. Ob ich aber in ein poetisch einsames Leben hineinkommen werde, weiß ich noch nicht. Ich sehe mir zu, rühre mich aber nicht. Man ist nicht mehr natürlich, wenn man sich macht.

Im Aeußern hingegen hab' ich mir den Weg fest vorgezeichnet. Man sagt: geniale Frauen seien immer unordentlich; ich mag im Leben keine geniale Frau sein und habe mir daher nach der Gesundheit die Ordnung zur strengsten Pflicht gemacht. Bis jetzt gehörte ich in den Augen meiner verheiratheten Freundinnen niemals ganz zu ihrem wirthlichen Ausschuß — das soll aufhören, ich muß auch dort Sitz und Stimme haben. Ob ich dann oft da sitzen und stimmen werde, weiß ich noch nicht, aber ich muß es können.

Den 18ten Juni.

Der erste ganz schöne Tag hier. — Gestern gegen Mittag war ich zum ersten Male wieder am Strome und pflückte mir Vergißmeinnicht, außer einem auch die ersten, die ich im Boden sah. Jenes eine schickte Valeria mir im April, um einen Dichter zu rechtfertigen, den ich der Naturunkunde beschuldigt hatte, weil er in einem seiner Bücher auch im April Vergißmeinnicht blühen lässet. Zur Rechtfertigung des Dichters mußte das arme Vergißmeinnicht im Topfe auf meiner heißen Stube verschmachten. Die ich gestern pflückte, waren so dunkel, wie ich noch kaum welche sah; ein Elfe schien sich vom Riesengebirge Blau geholt zu haben, um sie anzumalen. Ich brachte sie der Mutter, und dann gingen wir und thaten sie in die Schüssel am Grabe.

Dieses Jahr hat etwas Gewaltsames. Unmittelbar auf strenge Kälte folgte der heiße Frühling und mitten aus seiner Gluth wurden wir plötzlich in Schauer und Winde versetzt, wie der Spätherbst sie nicht rauher hat. Diese Unsicherheit macht unser Klima romantisch, wie auch unsichere Straßen es sind; aber ich ziehe in diesem Falle die Prosa, nämlich eine Folge guten Wetters, vor.

An meinen Ball.

Der dich wickelt' und umspann mit Seide,
Ruhet längst im Grab
Auf dem Felde, wo er fiel.
Und ich spiele mit dir,
Werfe dich nieder, erhasche dich nicht,
Eile dir flüchtigen Laufes nach,
Ergreife dich freudig,
Als hätt' ich Hohes gewonnen —
Und fern auf seinem Grabe
Wehet der kalte Wind durch Gras —
O, des Lebens und des Todes!

Abendröthe, verklärende, senke dich auf alle Gräber, welche verlassen sind, und du, Schlaf, wenn es Nacht wird, komm' über alle Augen, die geweint haben, und deren werden viele sein!

Den 23sten Nachmittags.

Ein Gewitter ist vorbei gezogen; der Sturm trieb es in wilden Regenschauern vor sich her. Aber die Schwüle lastet noch auf dem Walde, in Mitternacht ist der Himmel schwarzblau, und die Schwalben streichen noch immer dicht am Grase hin.

Gestern habe ich viel vollbracht. Um acht Uhr stand ich auf, las beim Frühstück in der französischen Sprachlehre, ging um halb zehn hinaus, fand es zu heiß, kam wieder herein, sang ohne Stimme und spielte zwei Etüden, las in der spanischen Sprachlehre, schrieb eine halbe Seite und ging zu Tische. Nach dem Essen ruhte ich mich bis um halb vier aus, ging dann und pflückte unsere dreißig Erdbeeren, kam wieder, heftete eine Biographie Weißflogs, die ich in Druckbogen erhalten hatte, aß Erdbeersahne, in welche ich aus Ungeschick die ganze Zuckerschaale ausschüttete, schrieb noch eine halbe Seite, ging mit der Mutter spazieren, sah auf der Treppe den Mond an und — ging schlafen. Ein interessanter Tag!

Den 24sten.

Johannisabend und Blumen in Fülle. Aber ich mache keinen Kranz; ich kenne das Johanniskraut nicht.

Eben bin ich aus dem westlichen Buchengange zurück, wo ich, zuletzt „bei dem Schein der Abendröthe," eine vortreffliche erste Unterhaltung zwischen einer Heldin und einem Helden niederschrieb und dann an Bitter- oder Sauerklee, ich weiß nicht recht: an welchem, meine Federn auswischte, eine Entweihung der grünen Natur, deren ich mich nicht wieder schuldig machen will.

Gestern waren sieben oder acht und zwanzig Gewitter.

Den 26sten gegen Abend.

Ein heißer Tag; die Sonne drückte den Rauch hinunter in das Haus und der Wind kühlte nicht.

Gestern hatte der Morgen sich aus der Knospe einer dunklen, köstlichen Nacht wie eine weiße Lilie entfaltet! Ich ging zum Strome und Mutter hieß mich einige Vergißmeinnichtpflanzen mitbringen, die wir dann beim Grabe einsetzten. Ich mußte darauf die Gießkanne holen und ging, als ich mit ihr zurückkam, an Fanny's Ahorn vorbei. Da fiel mir ein: dort müsse ein Vergißmeinnichtbeet recht hübsch aussehen, und ich sagte es der Mutter. Sie erlaubte mir, August aus dem Garten zu holen; das Beet wurde unter meiner Anleitung zurecht gemacht, und gegen Abend gingen wir sämmtlich zum Kampfberge und noch weiter auf dem kleinen Wege, und holten Vergißmeinnicht für alle zärtlichen Herzen in der Welt. Heute hat Mutter sie nun gepflanzt; ich holte von der Wiese noch neue; die am Grabe sind ganz frisch, sagt Mutter; so werden die am Ahorn wol auch angehen. Um den Stamm aber will ich Epheu pflanzen, den ich nächstens in Begleitung drüben aus dem Walde holen will.

Den 27sten.

Meine Mutter, kehrt' ich einmal
Wieder aus dem Morgenland,
Brächt' ich Perlen mit und Muscheln,
Aus dem Meere, von dem Strand.
Und aus den geschauten Gärten
Brächt' ich Dir von jedem Tritt
Eines morgenländ'schen Frühlings
Wunderschönste Blüthen mit.
Und die Perlen und die Muscheln
Wären Lieder hell und rein,
Und die Blüthen wären Sagen,
Und das Alles wäre Dein.

Doch schon heute weiß ich Sagen,
Die hierher geklungen sind;
Willst sie hören, liebe Mutter?
Es erhebt sich leis' der Wind; —
Und es wird die Gluth des Tages
Zu des Abends Kühle schon —
Liebe Mutter, willst sie hören?
Sind von einem Königsohn;
Handeln viel von Flucht und Kämpfen,
Und von Lieb' und Siegen dann, —
Mit Vertrau'n Dich zu erfreuen,
Heb' ich zu erzählen an.

Mit diesen Versen will ich meinen Abderrahman neu anfangen und die sämmtlichen einleitenden Romanzen bis zu der ersten Zusammenkunft mit Zahire wegwerfen. Was geht es den Leser an, was Abderrahmans Vettern gemacht haben? Alles, was ich wegwerfen will, hat mir viele Mühe gekostet; eben deswegen werfe ich es weg; die Mühe ist darum nicht verloren; man übt seine Kräfte, wenn man sie an einem spröden Stoffe verschwendet. Das Gedicht wird nun um die Hälfte kürzer und um mehr als die Hälfte verständlicher. Eine einfache historische Einleitung ersetzt jene ersten Romanzen, d. h. wenn das Gedicht früher erscheint, als meine Geschichte der Araber für Frauen, denn an diese denk' ich sehr ernstlich. Ich halte diese Ge=

danken für nützlicher, als alle, die ich bisher noch gehabt habe. Es ist wirklich unverantwortlich, wie unwissend man die Frauen über das Morgenland läßt. Aber freilich, ehe diese Gedanken zur That werden können, wird es noch oft Morgenroth werden; denn nur aus der vollkommen reifen Frucht des Wissens kann der Palmbaum des Planes erwachsen, der die Früchte, die einfachen Erzählungen, tragen soll.

Einstweilen will ich Tausend und eine Nacht lesen; diese heißen Tage sind die rechte Zeit. Die Linden und auf den Feldern die Kartoffelblüthen duften; man kann Sträuße von brennender Liebe und Vergißmeinnicht machen; der kleine Orangenbaum blüht und duftet wie ein großer; die Knospen der Lorbeerrosen brechen auf und glauben: sie haben spanische Luft; die weißen Winden und blauen Wicken schlingen sich mit Inbrunst um die Gesträuche; die Himbeeren, diese lockendsten der Sommerfrüchte, reifen — es ist die Zeit, die Märchen der heißen Nächte zu lesen.

Oft ist es mir, als schwebten in meiner Seele noch unzählbare Lieder, wie Sterne, und könnten nur vor dem Tage der Wirklichkeit nicht leuchten, aber sie warteten auf poetische Nacht.

Auch als ob der Tod mich auf Adlerflügeln forttragen würde, ist mir manchmal, und in solchen Augenblicken wird die Brust mir enge, daß ich sterbe.

Im Gewitter spricht der Tod: „schlafet nicht, denn ich wache!" oder die Verwandlung spricht es, die wir Tod nennen.

Vor und hinter uns ein unendliches Meer und wir mitteninne auf einer Scholle — das ist das Leben.

Den 28sten Juni in der Gewitternacht. Wir mußten aufstehen; ich machte erst zierlich Toilette, dann das Fenster auf; da dringt nun erquickliche Regenluft herein.

Den 28sten ein Uhr nach Mittag.

Heute Nacht blieb ich noch lange genug auf, um es grauen Tag werden zu sehen. Während dem dichtete ich an Abderrahman und hatte mir auf mehrere Stunden den Schlaf verdichtet, so daß ich diesen Morgen erst spät heraus kam. Ich fand noch Alles voller Tröpfen, und das Athemholen war ein Glück. Ich dachte: wie kann die Luft doch eine so erquickende Welle sein und dann wieder eine so drückende Last. Ich arbeitete darauf bei Fanny's Ahorn und ging dann noch lange im westlichen Buchengange. Die Zweige drinnen standen ganz still und draußen bewegten sie sich nur wie träumend.

Den 30sten Juni

in der leidenschaftlichsten Nacht, die heiß ist, in welcher der Sturm von Zeit zu Zeit anhebt, der Himmel nicht zwei Augenblicke bleibt, ohne in Feuer zu zittern. Ich habe mir Muth gemacht und seit dem

Nachtwerden in die Blitze hineingeblickt; bald über, bald unter den Bäumen zuckten sie hervor und bläulich aus einander in die Dunkelheit hinein, und Alles, was sie anleuchteten, erschien weiß, wie bei einem unterirdischen Tage. Und nun rollt der Donner unaufhörlich näher und näher, und jetzt hör' ich den Sturm.

Den 10ten Juli, Sonnabend.

Vom Kampfberge bracht' ich heute den üppigsten Strauß mit. Solche Fülle von Blumen dort, und mir kaum dreierlei bekannt — es ist unverantwortlich, wie wenig das Landschaftliche unsers Lebens uns erklärt wird. Aber Alleinlernen ist gar zu mühsam, Botanik und Zeichnen einmal gleichzeitig gelernt — das wäre recht idyllisch.

Nachher pflückte ich am Wasser Beeren. Das sind die unschuldigen Vergnügungen hier zu Lande. Es sitzt sich aber gut so in einer Verwirrung von Ranken und Sträuchern.

Wenn man nur die Natur nicht immer so verletzte. Neulich zerpflückte ich in lieber gewohnter Zerstreutheit die schönsten Buchenblätter und dachte erst daran, als schon zwei oder drei zerstückelt auf dem Boden lagen, und heute riß ich auch eine Blume mitten aus den jungen Hopfenranken heraus. Ich hatte freilich nicht gesehen, daß sie so umschlungen war; aber hätte ich denn nicht nachsehen können? Aber daß ich mir Quendel zu meinem Bade gesucht habe, daraus mach' ich mir kein Gewissen, so schön er auch blüht. Er würde doch mit dem Grase zu Heu für die Kühe abgemäht werden.

Die Briefe flattern ein wie Tauben; manche sind lieb und manche nicht; ich warte aber immer noch.

Am Sonntage waren wir in Trachenberg. Andere sollten auch mit — konnten nicht; — so fuhren wir allein, tranken im Gasthause zum Jägerhofe guten Kaffee und gingen dann in den fürstlichen Garten, der nahe liegt und sich längs des Schlosses und dann noch weiter hinzieht, aber keine rechte Idee in sich hat, sondern nur stückweise angelegt zu sein scheint. Das Schloß sieht auch nicht alt und nicht neu aus — mit einem Worte, von dem Ganzen gefiel mir nur die neuere entfernte Anlage — Baumgruppen auf Wiesengrund — eine Gruppe von Blumenbeeten dicht am Schlosse und das Gärtnerhäuschen, durch welches wir hinein und heraus gingen. Es ist alt, mit runden Fensterscheiben in Blei, einem kleinen Vordach über der Thür, Stufen, die zu dieser führen, und einer Bekleidung von Feigenbäumen und Wein. Vor ihm sind Blumenbeete, um deren Ränder kranzartig in anmuthiger Vermischung die Sommerblumen blühen. In dem Häuschen könnte ich wohnen; im Schlosse möcht' ich es nicht. Auf der Nachhausefahrt fanden wir fröhliches Treiben unter den Kirschbäumen auf der Straße und hielten auch an und kauften. Das Haidekorn blühte, und es war ein stiller Sonnenuntergang und ein heimlicher Abend.

Den 15ten Juli.

An Retzsch.

Ich will Dir Farben schicken —
Vom Himmel dämmernd Blau,
Und Gold und lichtes Meergrün
Und dunkles Wolkengrau.

Vom Beet das Roth der Rosen,
Das Weiß der Rosen rein,
Und tiefe Veilchenbläue
Von den Gedenkemein.

Mit diesen sieben Farben,
Du Meister stark und wild,
Sollst Du geschwind mir malen
Ein schönes Mädchenbild.

Das Gold nimm zu den Locken,
Zum Aug' das blaue Licht,
Die beiden Rosenfarben
Zu Hand und Angesicht.

Die sammtne Veilchenbläue
Verwende zum Gewand,
Zum Kissensitz das Meergrün,
Das Grau zur Marmorwand.

Der Mond ist aufgegangen,
Das Schweigen ist erwacht,
Die Lüfte sind voll Dämmer —
Es ist eine stille Nacht.

Es ist wie auf Deinem Blatte,
Wo wacht das heil'ge Kind,
Die Jungfrau und die Palmen
Aber entschlummert sind.

Den 19ten Juli,

gegen Abend. Vom Steigewinkeldamme zurück. Frisch, kühl — tiefes Gras; Eichen, Erlen, Birken, Brombeer- und Hopfenranken, Blumen, Quendel — Alles voll Lebenskraft; Erfrischung, es zu sehen und den Geruch zu athmen. Rechts glänzte das Rohr und dunkelte der Wald; links war das vollreife Korn, das gemäht wurde. Als ich durch die Felder in die Straße ging, kam ein Mädchen von den Mähern, sagte: mit Erlaubniß, und band mich. Einen Strauß, den ich auf dem Damme pflückte, brauchte ich als Sonnenschirm und setzte ihn dann hier in Wasser. Dabei machte ich Ritornelle.

Blaue Blumen pflück' ich,
Treue pflück' ich am Wege —
Wie sollt' ich dein vergessen da?

Und der blaue Himmel
Wölbt sich über uns Beiden —
Wie könnt' ich dein vergessen wol?

An wen das nun ist? Es ist recht schlimm, daß man Niemand hat, an den man dergleichen bestimmt dichtet. Ich werd' es wol der Elise schicken; für die paßt es noch am meisten.

Im Gemüsegarten.

In den Garten des Gemüses
Ging ich prüfend heut am Morgen,
Und nun bin ich wegen Vorrath
Für den Winter ohne Sorgen.

Kohl und Kraut von jedem Namen
Treiben voller Eifer Blätter,
Zwiebeln, Selleri und Gurken
Nutzen klug das Sommerwetter.

Möhren gucken aus der Erde,
Schoten klettern an den Stangen,
Ihre weichen Lippen öffnen
Bohnenblüthen voll Verlangen.

Lila blühen, süßbetäubend
Duften die Kartoffelblüthen,
Und den Mohn, den rosenfarb'nen,
Muß der Aepfelbaum behüten.

Beim Mohne.

Am stillen Vormittage
Beim linden Wehen des Mohns
Gedenk' ich der heiligen Weihnacht,
Der Erscheinung des Gottessohns.

Dann wird der Saamen des Mohnes
In Kuchen gebacken ein;
Dann werden die Tannenbäume
Tragen Wachslichtchenschein.

Kann sein: der Schnee wird fallen,
Kann sein: der Sturm wird wehn —
In meine Kindheit werd' ich
Innig zurücke sehn.

Am Nachmittage.

Der Nachmittag ist sonnig,
Die Gräser sind im Traum;
Ich sitze still und emsig
Am Schlosse unterm Baum.

Im Mittag, überm Hofe
Zieh'n Wolken ab und auf,
Resedadüfte steigen
Die Treppe leis' herauf.

Der Baum giebt warmen Schatten —
Bleibt es so duftigstill,
Den Nachmittag recht heimlich
Ich hier verbringen will.

Augenblicke später.

O diese ewige Sehnsucht nach dem Ideal, die immer wiederkommt, wenn wir uns auch tausendmal gesagt haben, daß sie thöricht sei, wenn wir uns auch tausendmal in die Welt gefunden zu haben meinen. Wir können nicht lassen von den Menschen unserer ersten Träume! Vollkommenheit, unaussprechlicher Gedanke!

Am Morgen.

Wenn wir reine Kleider tragen und nicht mehr sündigen werden! Ich möchte schön sein, um der Natur, und gut, um Gottes willen.

Den 20sten Abends — gegen Nacht.

Ich bin eine große Heldin. Ich wollte in den Buchengängen gehen und fürchtete mich, weil die Krähen in den dunklen Zweigen aufflatterten. Ich hörte von weitem die Maurer singen, ging hinunter, sie besser zu hören, und als ich unten war, kam es mir vor, als ständen einige innerhalb des Zaunes, und ich kehrte ängstlich wieder um. Eine Fledermaus flog hoch oben — ich band hastig das Schnupf-

tuch noch über mein Mützchen. Ich würde herrlich in den Wüsten reisen.

Gelesen hab' ich Heine's Reisebilder und Marryats Tagebuch in Amerika. Dieses will ich später wiederholen, der Indianer, nicht der Amerikaner wegen. Heine hat mich zu Liedern erregt.

An meiner Marie schrieb ich heute fleißig; eben so gestern am Abderrahman. Den Rubin dieser Dichtung soll sie von mir empfangen, und auch meine Liebe zu Byron. Sonst ist sie ein schöner Traum und ich bin arme Wirklichkeit.

Den 23sten, Vormittags.

Mercedes, Emilie, Constanze, Oskar, alle die Gestalten aus Carlos, und dieser selbst, sind mir eben in dem halb verschleierten blauen Morgen wunderbar nahe getreten. Sie werden schön sein, besonders Mercedes; Constanze wird hoch und rein werden; Emilie ein stilles, deutsches Kind. In Carlos will ich den Athem des tiefsten Schmerzes hauchen — in das ganze Buch Alles, was ich für Spanien gefühlt, Sehnsucht, Liebe, Trauer und Begeisterung der einsamen dichterischen Stunde. Wann aber werd' ich es anfangen können? Ich sehe schon wieder etwas blaß aus von dem Dichten und Denken, und doch kommen immer wieder neue Gedanken dazu.

Wenn ich eine Polin wäre, dichtete ich Romanzen von Kosciusko.

Den 29sten — Abends.

Fast schon Herbst; Stoppel um das Eichwäldchen herum — blasse Farben am Himmel, der Sonnenschein auch blaß, die Luft schon kühl, selbst am Tage. Im Wäldchen gegangen — wenn nach Morgen, im Schatten, wenn nach Abend, in Helle. Vergangenheit und Zukunft?

Fleißig beim Schreiben. Nun zieht die Novelle mich an. Man sieht es mir aber auch an. Nun, einige Zeit Ruhe bringt die Farbe wieder. In der Ruhezeit will ich singen — Neues — im Auszuge die Hugenotten; dann spanisch lernen. Ich sah heute schon in Falkensteins Bibliothek-Beschreibung nach, was für spanische Dichter in Dresden sind. In Breslau wird es ihrer wol auch geben. Die lese ich dann. Dann geschrieben: Tagebuch aus Dresden, oder: in der Heimath. Carlos im Frühlinge. Eine Reise dann. Sachte — sachte!

Mama ging Nachmittag ein Bischen mit mir; dafür erzählte ich ihr von Thalbergs Conzert, wo nur er spielte und nur die Schröder-Devrient sang, das einzige Conzert, das noch nach meinem Geschmacke gewesen ist. Alle andern waren überladen, zerstückelt, ein musikalisch italienischer Salat. Thalberg selber war nicht ganz nach meinem Geschmacke, noch nach dem der übrigen jungen Mädchen, die ich sprach. Er war uns zu behaglich, schon zu stark geworden; seine schönen Züge zeigten zu viel lächelnde Ruhe, und die Farbe des Haares sagte uns

vor allem nicht zu. Komisch genug hörten wir, daß er gesagt habe: er wisse, er könne den jungen Damen nicht mehr gefallen; die wollten immer nur blasse und unglückliche Künstler, aber er sei nun einmal glücklich und befinde sich wohl. Sein Spiel aber — ich muß auf Vergleichungen sinnen.

Den 31sten.

Kühler, fast kalter Abend — westlich blaßgraue Wand, oben und nördlich her rosenfarbene Wolkenstreifen. Zwischen beiden Farben helle Bläue. Luftstill. Mir kam heut' ein Werk ein, nach Art des Phantasus, der Serapionsbrüder. Ich dachte mir schon eine ernste junge Frau auf altem Schloß — Felsengrund — Bäume zu Nachbarn. Einen Kreis sinnender Menschen, beim Herbststurm am Kamin versammelt — unter ihnen einen düsteren jungen Mann. Und wenn ich bald stürbe und nichts mehr vollenden könnte?

Den 1sten August, Abends.

Auf eigene Art Sonntag gemacht, indem ich den ganzen Vormittag herumbödelte, wie ein provinzieller Ausdruck es nennt, wenn die Trägheit ins Grüne geht. Nach zwölf war ich im Garten — der Himmel war wolkig, die Luft schwül — ich stand und sah auf das Stoppelfeld und wie eine Bauersfrau den Weg heraufkam, und dazu roch ich an einem Apfel, den ich aufgelesen hatte, aber wieder hinwarf, weil er auf Pächters Seite gelegen. Des Nachmittags regnete es, dann war es kühl und tiefgrün — die Sonne schien in feuchten, goldenen Streifen auf den Rasen, in das Wäldchen hinein. Als sie unter war, überzog der Himmel sich mit verschiedenen blassen, unbestimmten und doch blendenden Farben, blendend, weil noch etwas Sonnengold in sie gemischt war. Die klarste Bläue leuchtete seltsam dazwischen und gerade um die dunkelgrünsten Bäume. In der wachsenden Dämmerung verloren die Farben sich, und nur dichte Rosenwolken brannten über uns, als wir vor der Thür saßen. Endlich ward Alles dunkel, als Vorbereitung zum Vollmondaufgang. Wir sprachen in der Stube von Immermanns Tulifäntchen; ich muß das kleine Ding wieder einmal lesen, es ist gar zu eigen — besonders hat der Riese darinnen mich ergötzt:

Ungeschlacht hieß sein Herr Vater,
Trampelgunde die Frau Mutter,
Doch er selbst hieß Schlagedodro.

Und dann sitzt er auf der Schloßmauer und läßt die Beine baumeln. Bei der Prinzessin Balsamine sitzt er auf der Erde und trinkt Thee mit Rum, und die Prinzessin sieht auf ihn herunter —

Sie trank ihren Thee mit Sahne.

Herder beschaut den Orient — Goethe ruht inmitten seiner Füllen. Wir lernen ihn von Herder — wir genießen ihn mit Goethe.

Byron hat den Orient in seiner äußern Farbe und Herrlichkeit wundervoll geschildert, aber den innern Sinn nicht so auffassen können. Das Herz schlug Byron zu laut; seine mächtige Bewegung tönte, wie das Brausen des rohen Meeres in alles Geräusch des Landes, in alles Bewegen der Welt, und war immer vor allem am hörbarsten, auch wie das Meeresbrausen. Aber den Himmel, das Wasser, alles Blühen, die Schönheit der Menschen, und selbst was die Menschen gemacht, Gebäude — Gärten — Kleidung — so auch das Leben im Schlaf, am Mittage, am Abend, im Kampf und in der Liebe — das Alles hat Byron vom Orient unnachahmlich geschildert. Besonders wird die orientalische Himmelsbläue nicht mehr so wiedergegeben werden, wie in den beiden Versen aus dem Traum:

So wolkenlos, so klar und wunderschön,
Daß Gott allein zu sehen war im Himmel.

Die alten Nordländer nannten das Schiff: das Roß der Wellen; die Araber nennen das Kameel: das Schiff der Wüste.

Zu einem Ghasel gehören Gedanken, zahlreich, wie die leichten Reiter eines Heeres, und auch eben so streifend fern und nah'. Dann aber kann auch kein anderes Versmaß sie so schön in einer anmuthig geschlossenen Schaar versammeln.

Man kann nicht weniger orientalisch sein, als Victor Hugo es einst in seinen Orientales war; aber sehr wahr sagte er in dem Vorwort dazu: l'Espagne c'est encore l'Orient; l'Espagne est à demi africaine, l'Afrique est à demi asiatique — der Orient ist, wo nur ein Araber ist; dieser stellt ihn vor, wie ein Gesandter den Fürsten seines Landes.

Den spanisch-orientalischen Klang habe ich nie herrlicher gehört, als in der Romanze „Alkanzor und Zaida", deutsch in Herders Stimmen der Völker. Schon die ersten Verse:

Säuselnd wehn die Abendwinde,
Säuselnd fället kühler Thau,
Und schon kommt der Mohr Alkanzor
Lichtscheu her auf dunkler Au.

schon diese ersten Verse sind — was nur sie sind.

Die Beduinen zu civilisiren, wäre der volle Triumph des Spießbürgerthums.

Den 2ten August.

Der Occident hat zwar immer etwas von dem Orient zu fragen, oder zu fordern; aber manchmal schickt er besonders feierlich durch die vornehmsten Gesandten zu ihm. So durch Karl den Großen nach Spanien, in den Kreuzzügen durch Richard Löwenherz und Friedrich

Barbaroſſa, nach Algier durch Karl V., endlich durch Bonaparte. Auch Lady Eſther Stanhope und Fürſt Pückler-Muskau waren außerordentliche Geſandte.

Den 4ten Auguſt.

Die erſten Eindrücke des Orients empfing ich, als ich, ein neunjähriges Kind, die Reiſe eines Schweizers nach Jeruſalem und dem Libanon las. Da ich nicht Geographie lernte, wie überhaupt nichts: ſo blieb das Oertliche mir meiſtens unverſtändlich, und erſt ſpäter fand ich mich allmälich zurecht. Aber die Begebenheiten feſſelten mich gleich, obwohl ſie nur ganz einfach waren, und manche Bilder ſah ich deutlich, wie Kairo, die Pyramiden, blühende Bohnen- und Roſenfelder bei Fajum, eine Fellahhütte im Schatten einer Palme bei Vollmondſchein, Balbek, ein Nachtlager auf dem Libanon, den Cedernwald, ein Kloſter, in welchem der Schweizer bei einem Pater gewohnt und von Bohnen, Kohl und Salat, Reis und Hühnern gelebt hatte, endlich ein Haus zu Dararun, deſſen Wände ganz mit Geſtellen für die Seidenwürmer beſetzt geweſen waren, und wo der Schweizer bei Sonnenuntergang vor der Thür geſeſſen, auf das Meer geblickt und Himbeerwaſſer getrunken hatte. Dieſes Alles blieb treu in mein Gedächtniß geprägt, und ich war zur Liebe zum Orient vorbereitet.

Den 6ten Auguſt.

Bewölkte Tage, an denen der Wind geht, ſind geheimnißvoll. Das Grüne hat dann keinen Glanz, nur ſeine Farbe, und regt ſich in der Tagdunkelheit hin und her, als fragte und erzählte es hier und dort. So waren jetzt viele Tage, oft von kalten Stunden durchſchauert. Erſt heute iſt es wieder heiß und mir wieder wohl. Die Luft muß mir warm in die Bruſt ſtrömen.

Geſtern fuhren wir aus, beſuchten einen Bräutigam und ſahen das Bild ſeiner Braut und noch andere ſchöne Blumen. Als wir zurückkamen, trat der volle Mond über der flachen einſamen Gegend heraus, und unter ſeiner dunkelgoldnen Stille ſahen wir die Wäldchen, in denen unſer Haus liegt.

Auf den Beeten blühen jetzt farbige Wicken bei rubinrothen Malven und gelben, duftenden Lupinen. Cacalien werfen ſcharlachrothen Schein auf Reſeda, Stiefmütterchen, die immer blühenden Roſen. Auch die Scabioſen blühen. Gehörten dieſe früher nicht zu den Trauerblumen? Ich liebe ſie, beſonders die braunen, von Purpur durchleuchtet, wie braune Augen von Leidenſchaft.

Der Tag hat ein blaues Kleid und goldenen Schmuck und beſchaut ſeine Schönheit in den Gewäſſern.

Träume ſind Bruchſtücke aus der geheimnißvollen Geſchichte des Schlafes.

Jeder Menſch iſt ein geborner Anwalt — ſein eigener, und ein Richter — der Anderen.

Die Sprache ist edler Marmor — wir wollen Göttergestalten daraus meißeln.

Der Mond spricht nur mit Liebenden.

Alle Sprache spricht nicht aus, deutet nur an. Wessen Zeichen am nächsten zu dem Innern führen, von dem sagen wir: er ist ein Dichter.

Die Gedanken wachsen, wie die Blätter des Cactus, immer einer aus dem andern.

Die Sternlampen hängen am Himmel, und die Schönheit der Nacht liegt auf weichem Lager darunter.

Den 7ten August.

Lieber Tag, warum hast du denn einen grauen Mantel umgethan? Es ist ja noch Sommer. Aber ich habe schon längst gemerkt, unser Sommer thut blos so, als ob er Sommer wäre; im Grunde ist er aber nur ein jüngerer Bruder des rauhen Großfürsten Herbst.

Das tägliche Leben giebt nicht viel zu fühlen, aber Manches zu betrachten.

Manchmal, wenn ich viele Gedanken und Bilder gehabt habe, ist mir wie einem ausgeschöpften Brunnen zu Muthe. So auch jetzt. Ich habe zwar immer die Hoffnung, die Quelle werde mich wieder füllen; ich habe sie auch noch nicht umsonst gehabt. Wie aber, wenn die Quelle doch nun einmal versiegte und ich wirklich ein erschöpfter Brunnen wäre? Es wäre eine verzweifelte Lage, und ich hätte da nichts anderes zu thun, als die beste Hauswirthin im ganzen wirthlichen Deutschland zu werden. Ich bereite mich auch schon dazu vor.

Man sollte auf jedes Grab eine Sphinx legen, mit dem Gesicht nach Aufgang gewendet.

Tiefsinnig sein heißt: sich im Schatten des Daseins auf den Boden werfen und auf diesen niederstarren; leichtsinnig sein: durch den Lebensgarten streifen und sich die Früchte von den Bäumen holen. Man muß beides können und auch thun, aber keines von beiden immer.

Viele Menschen genießen die Natur, wie sie Kirschen essen; Manche genießen in einer Frucht den ganzen Frühling, seinen Duft, den Thau, die Wärme und die Stille des reifenden Mittags.

Den 8ten August.

Der Abend liegt auf dem schwellenden Rasen und spielt mit den Goldfäden, welche die Sonne ihm zuwirft. Seine ernste Schwester, Nacht, wandelt schon in fernen Thälern; aber ihn stört das nicht, er wird noch einige Stunden liegen und tändeln. Die Scabiosen sehen ihn mit runden Augen an und die Wicken küssen ihn gern, aber sie können ihn nicht erreichen.

Ach, ich will auch meine einzige Unruhe in den weiten, läßig sich kräuselnden See der Sorglosigkeit werfen und im ruhigen Schatten

der Sehnsuchtlosigkeit mit heitern Gedanken tändeln, wie der Abend mit den goldenen Fäden.

Bei uns waren alte Freunde, die mich als ganz kleines Wesen gesehen haben und nun als großes Fräulein sehr feierlich behandeln, d. h. der eine, denn der andere ist im Wachsen der Jahre mein Vetter geworden und hat Verwandtschaftsrechte, ist übrigens ein sehr hübscher Vetter.

Jetzt ist die Sonne unter und lila Wolken halten Rath, wohin sie morgen früh ziehen werden.

Zehn Uhr.

Ich habe noch allerlei gethan. Vor der Thür gespeiset, in Goethe's Divan gelesen, den Dachs an den Ohren gezogen, wozu unten auf der Scheune der Storch klapperte, endlich draußen auf der Bank Liedchen gesungen und drinnen am Flügel meiner armen Kehle Polonaisen zugemuthet, was eine rechte Mühe war, denn meine Stimme ist noch immer ein Vogel, der noch nicht recht fliegen kann. Aber wenn sie erst fliegen können wird!

Gute Nacht meinen lieben Kindern und den Blumen an den Gräbern meiner Dichter!

Den 9ten August.

Morgens bei blauem Himmel und Ostwind.

Wie ein Mann eine Frau mit schwerem Gange und scharfer oder feiner Stimme lieben kann, begreif' ich nicht; indessen man begreift Vieles in der Welt nicht. Es fiel mir nur eben ein, als ich unser neues Mädchen, Auguste, über meinem Kopfe stapfen hörte.

Wieder in Goethe's Divan gelesen. Wie das darinnen sich bewegt, wie goldene Staubfäden oder edelsteinfarbige Schmetterlingsflügel; schillert wie glänzender Taffent oder wallendes Haar — regenbogenlich, wasserfallstaubig, thauperlig, flimmert, stäubt, funkelt, ineinander fließt; klingt wie Springbrunnen; singt wie Nachtigallen; duftet wie Orangenblüthen oder wie junge Birkenblätter; endlich steigt wie Vögel, oder ruht wie Weinranken am warmen Mittag!

Ein Deutscher ist am wirklichsten deutsch, wenn er ein Araber, oder Jude, oder Italiener, oder Nordamerikaner, oder Brahmane, oder ein Utopier, oder im mahomedanischen Paradiese ist.

Den 12ten August.

Das Grün vor meinem Fenster war trübe und eine Bewegung voll Schwermuth darin, als sagte es: sieh mich an, ich bin bald nicht mehr da. Ich fühlte, daß die Schwermuth mich ansteckte, und da ich das nicht will, ging ich hinaus, fand meinen Dachs und ließ ihn Schildwache stehen; dann gingen wir einen Augenblick hinein, er holte sich Zucker und ich mir den Ball, und dann saß er und sah mich spielen. Nachher ging ich in etwas Regen spazieren, warf und fing den Ball mit Läßigkeit und erdachte mir dabei eine Geschichte. Ein jun-

ger heiterer Mann benutzt einen Abend, den er auf der Reise in einem kleinen, alten Städtchen zubringt, um irgend eine graue Baulichkeit zwischen Bäumen und Wasser vor dem Ufer zu zeichnen. Wie er so sitzt und die Heerdenglocken läuten und die Abendluft weht, fällt über eine nahe Mauer herüber ein Ball, mit brauner und lila Seide überstrickt, zu seinen Füßen in das Gras. Er hebt den Ball auf und sieht nach der Mauer hin: da wird auf einem Altan, der über diese wegzublicken erlaubt, ein junges Mädchenköpfchen sichtbar, das zwischen Ranken und Zweigen hervorlauscht und sich schnell wieder zurückzieht. Dem jungen Manne hat das Köpfchen gefallen — er schreibt mit Bleifeder: „Liebliche! Ich habe gesehen und wünsche wieder zu sehen. Ich komme auch wieder, und bis dahin behalt' ich den Ball. Dann bringe ich ihn und er soll mein Beglaubigungszeichen sein." Nun zeichnet er fertig — macht aus der Zeichnung eine Rolle, bindet diese mit einer Epheuranke zusammen — das Zettelchen hat er hineingesteckt — und als es nun dunkel oder sternhell ist, klettert er auf den Altan, findet eine Bank und einen Tisch und in diesem eine Schieblade, thut Alles hinein und noch Ranunkeln und Veilchen hinzu, die er am Wasser gefunden, sieht im Hause, welches im Garten stehet, ein Licht, denkt: da wird wol jetzt das hübsche Köpfchen sein, kehrt auf dem Kletterwege zurück und fährt mit dem Hahnruf lustig weiter in die bunte Welt hinaus, wo er zu thun hat und nebenbei sich auch vergnügen kann, denn er ist kein Armer und auch kein Bedachtsamer. Aber den Ball verliert er nicht, und nachdem er ein Paar Monate heiter mit dem Zufalle verlebt hat, kommt er mit Willen wieder den Weg durch das alte Städtchen zurück, sucht sich die Thür jenes Hauses und klopft an. Als sie offen ist, frägt er nach dem jungen Fräulein — aber man weiß im Hause nichts von der lieben Erscheinung; die frühere Eigenthümerin, eine alte Dame, ist im Frühsommer gestorben, und die jetzige hat das Haus erst vor Wochen gekauft. Nachbarn sind hier nicht, aber im Städtchen frägt der junge Mann hier und da. Doch auch hier hört er nur, daß die ganz junge Enkeltochter der alten Dame oft und auch noch im Frühlinge bei ihr gewesen; das kindliche Mädchen habe Käthchen geheißen; aber weiter weiß man nichts — die alte Dame lebte nicht mit den Städtern. Da ist nun der junge Mann unmuthig, aber bald kommen ernste Sorgen; sein Vermögen wird bedroht, geht größtentheils verloren; er muß sich eine Stellung erwerben; Neigungen verwunden ihn — er muß zu vergessen suchen; doch den Ball hat er noch, als Erinnerung aus seiner glücklichen Zeit. Da führt ihn, den ernsten, schon gereiften Mann, der Zufall in einen Kreis, dessen Schmuck ein schönes, noch junges Mädchen bildet. Es scheint dem Ernsten wunderbar in die Seele; es ist Käthchen — daran denkt er nicht, aber an sein düsteres Loos denkt er, das er ihr nicht bieten kann, und so bleibt er ihr fern, und sie ist so umringt — ihr

Blick kann nicht auf einen Schweigenden, Zurücktretenden fallen. Da wird er von einem Freunde einst mit Zorn genöthigt, doch endlich Käthchens Familie kennen zu lernen. „Du gehörst ganz in dieses Haus" sagt der Freund; „ich begreife dich nicht." So treten sie in den Garten, es ist Frühling und Abend wie damals in dem alten Städtchen; die Familie sitzt unter den Bäumen, Käthchen unter Kindern, denen sie einen neuen Ball bestrickt mit brauner und lila Seide. Da erkennt er sie, das kindliche Köpfchen in dem schönen Mädchenkopfe, und nach einigen Stunden, als die Kinder mit ihrem Balle spielen und Käthchen den ernsten, schönen Mann sinnend anblickt, frägt er: „hatten Sie nicht, vor manchen Jahren, schon einen Ball, wie diesen?" Da erröthet sie freudig erschrocken und sieht ihn erwartend an. Er sagt: „ich hab' ihn!" und erzählt ihr Alles, und seit diesem Tage kommt er oft wieder. Als es aber Herbst ist, da ist dieses Haus auch das seine geworden.

Den 13ten August.

Einen schwachen guten Menschen kann man lieb haben, aber nur einen starken kann man lieben. Für einen Schwächling kann man nichts fühlen, sondern eher einen Verbrecher lieben, nämlich, wenn er es nicht aus gemeinen Lastern, als Geiz, Neid, Habsucht, Bosheit, sondern aus Leidenschaften geworden ist. Deshalb ist es völlig der weiblichen Natur gemäß, daß Amalia den Karl umfängt und ruft: Mörder! Teufel! Ich kann dich, Engel, nicht lassen! Aber ganz unbegreiflich ist mir's wenigstens, wie Corinna den jämmerlichen Lord Nevil lieben kann. Auch Wilhelm Meister ist eine dergleichen Composition von Wollen und Nichtkönnen, und könnte für mich auch tausend Jahre vor mir stehen, ohne daß ich ihn liebte. Dagegen Fiesco, Posa, Egmont, Götz, Coriolan, Othello, Malcolm, das sind Männer.

Den 22sten August.

Ich habe heute einen Dichter kennen gelernt — Freiligrath. So viel ich sehe, nimmt er seine Stoffe mehr aus der Welt, als aus sich. Manchmal hat er Aehnlichkeit mit Victor Hugo.

Stunden später.

Nun weiß ich doch noch etwas. Der bewölkte schwüle Nachmittag war von fortwährenden dumpfen Donnern durchrollt; dazu läuteten die Glocken der Schaafheerden eintönig und nah', und ich las eine Reise auf den Sinai. Dann ging ich, gelbe Buchenblätter rieselten an den Seiten des Weges. Der Wind ging lauter. Ueber einer Stelle von blaßblauen Blumen flatterte ein kleiner weißer Schmetterling. Ich sah den Hopfen grünlich blühen und die Früchte der wilden Rosensträucher schon roth. Die Akazien an der Nordseite des Wassers trugen schon röthlichgrüne Schoten unter ihren Blättern, die sie viel länger haben, als die Akazien, welche südwärts stehen.

Die Mutter kam, und wir gingen durch das Eichwäldchen; die Wälder gegenüber lagen in dunstigen Tinten; auch die Wiesen davor waren überschleiert von der heißen Luft. Nach dem Hause zurückkehrend, schwirrte uns unter den Kiefern eine Libelle entgegen. Jetzt ist regendurchströmter tiefgrüner Gewitterabend.

Den 26sten August.

Draußen schreibt es sich schön. Ich versuchte es heute und blieb ungestört. Es greift weniger an, es ist mehr ein Vergnügen. Doch mochte das heute wol auch in dem Gegenstande liegen, an dem ich eben war. So oft ich arabische Namen schreibe, fallen Sonnenstrahlen in meine Seele.

Später brachte Heinrich Erde gefahren; sie soll zu Erdbeerbeeten. Wann werde ich von diesen Beeren pflücken? Im Schatten am linken Bassin liegen Breter; aus denen werden vielleicht Bänke gemacht, und auf denen sitze ich vielleicht einst recht traurig, vielleicht auch recht froh. Wer kann es wissen, was mit den Tagen kommt.

Den 27sten August, Freitag und Sonnentag.

Welch' eine Verklärung ein leuchtender Sonnenuntergang über das Ende eines Tages verbreiten kann, das hab' ich gestern gesehen. In alle grüne Schaalen goß die Sonne Purpur, den unsere Blicke tranken. Ich sehe nie die Sonne tief, ohne an Byrons Dichtung von dieser Stunde zu denken, und so sprach ich auch gestern, die Hände faltend und mit feuchten Augen:

Ave Maria! 'tis the hour of love!
Ave Maria, 'tis the hour of prayer!

Nach fünf Uhr.

Es war um und nach Mittag glühend heiß; die Fliegen schwärmten, der Rauch fiel herunter und das Athmen wurde schwer. Vor der Thür, wo die Luft zwischen den Baumgruppen eingeschlossen war, drückte sie die Brust noch mehr. Aber ich hielt aus, denkend: wie will ich denn einst die Wüste sehen, wenn ich keine Sonnenkraft ertragen kann? Erst als ich fertig genäht hatte, holte ich mir Hut, Handschuhe und Glas und ging in das Eichwäldchen an den einjährigen Brunnen, um sein schweflichtes Wasser zu trinken. Ich bekam den Eimer ganz voll herauf und mußte ihn, als ich getrunken hatte, wieder ausschütten, da er sonst nicht oben geblieben wäre. Dann ging ich am Pilgerplätzchen vorbei, das kleine Stückchen über das Feld, auf den Steigewinkeldamm. Ich sehnte mich, meine jungen Eichen zu sehen. Sie standen auch wunderschön da. Gleich an der zweiten trug ein Weißdornstrauch seine Korallenbeeren und das gelbe Löwenmaul blühte zwischen den Zweigen hervor. In den Gräben lagen die Strauchschatten, mein grüner Weg aber war nur unter den Eichen dunkel, über die Erlenbüsche konnte die Sonne wegscheinen. Glocken-

blumen blickten lieblich blau zu mir auf, die Schaafgarbe blühte in Behaglichkeit, eine Ansiedelung von Hopfenranken trug schon die weißlichgrünen Saamenzapfen. Einen Vogel und einige Frösche störte ich in der Ruh' im Grase; es that mir sehr leid. Der Wald rechts stand heute in deutlicher Gestalt da und das Rohr wie ein stiller grüner See davor. Einzelne Rohrpflanzen zwischen den Eichen ließen ihre purpurbraunen Federblüthen im Winde säuseln. Einmal schlossen die funkelnden Zweige mir den Weg; ich sah lachelnd hinein in ihr Bewegen; sie meinten es nicht ernstlich und ließen mich fast ohne Berührung hindurch. Mein Gott, wenn ich nicht mehr zwischen Zweigen gehen könnte! Wenn ich wählen müßte zwischen der Gesellschaft von Menschen und der von Bäumen — ich glaube, ich wählte die Bäume. Immer zwischen Steinmauern lebend, verging' ich. Ich ging nicht bis zum Ende des Dammes, mir wurde doch zu heiß. Auf einer freien Stelle blieb ich stehen und sah, wie die Höhen im Abendblau verschleiert waren; dann kehrte ich um und machte meinem Schatten, der nun vor mir herzog, Bewegungen mit dem Glase vor, das ich mitgenommen hatte. Als ich wieder zum Pilgerplätzchen kam, sah ich, daß der letzte Sturm viele Eicheln abgeschlagen hatte, die jetzt auf dem vom Regen mit brauner Erde überspielten Wege lagen, und daß der Ahorn an der Abendseite auch reichlichen Saamen trägt.

Den 28sten August.

Tage, welche mit einem Morgen wie der heutige anfangen, sollten dankbar mit einem blauen Kreuz bezeichnet werden, als ein Zeichen, daß Leben in der Luft war.

Als wir in dem goldenen Eichwäldchen gingen, Alles voll Thau stand, der Boden noch feucht und die Ferne noch verschleiert war, entwarf Mutter den Plan einer Frühlingsreise in alle schlesischen Berge.

Auch ist heute Goethe's Geburtstag; ich werde mir nachher eine rosa semperflorens abbrechen. Jetzt aber muß ich gehen und der Mutter helfen Preiselbeeren lesen.

In der Abenddämmerung.

Es giebt Stunden der stillen Versöhnung mit der ganzen Welt, und in denen ist der Geist in uns und wir sind mit dem Sohne des Vaters.

Wir sollen allein sein und mit den Menschen leben können.

Abends verliert die Sonne ihre Strahlen, und wir können hineinblicken. So soll der Greis ohne Leidenschaften und sein Auge ruhig sein.

Sobald man sich auszeichnen will, ist man eitel oder ehrgeizig.

Ehrgeiz und Eitelkeit sind Mann und Frau; jener kann ein Fehler werden, diese eine Schwäche. Gemäßigt macht er groß und sie

liebenswürdig. Ehrgeizig sollten nur die Männer sein und eitel nur die Frauen.

Den 29sten, Sonntag.

Es giebt Stellen im Leben, wo man in anmuthige Müdigkeit wie in weichen kühlen Sand versinken kann. Ich bin jetzt an einer solchen.

Die Abendröthe kann eine Circe sein und verwandeln, oder eine Urgande und verzaubern. Man muß sich hüten, ihr mit Träumen Macht über sich zu geben.

Den 30sten.

Wir kommen aus der Mondnacht herein — jetzt ist es um acht Uhr schon Nacht. Der Abend deckte heute dunstblaue Nebel auf die Wälder, die Sonne verschwand darin wie ein purpurner Mond. Ich sah ihr am Pilgerplätzchen zu und nahm dann plötzlich den weißen Nebel auf der Wiese am Damme wahr. Es war Alles sehr still und jeder Weg, den wir später gingen, voll Dämmer; darinnen erhob sich der Mond; erst war er blaß, nun ist er dunkel und wunderschön. Wir Frauen waren noch allein auf; Auguste hielt den Dachs auf dem Arme, wie ihr Kind; Eulen schreien:

When the answer'd owls are hooting.

Fallende Sterne waren nicht. Jetzt hab' ich, als Pförtnerin, den Schlüssel an der Hausthür herumgedreht und den Riegel vorgeschoben, und Ruhe sei mit uns.

Ein Brief.

Den 1sten September.

Warum waren Sie gestern nicht bei uns, lieber Moralist? Sie wissen, vor zwei Jahren konnten wir trotz alles Vornehmens nicht zu dem großen kleinen Vergnügen einer Wasserfahrt kommen. Gestern hatten wir so viel Entschluß, dem August unsern Willen anzukündigen, und saßen um fünf Uhr im Kahn.

Ich liebe unsern Strom, so klein und unberühmt er ist. An schönen Tagen fließt er so friedlich vorbei, als habe er nie einen Gewitterhimmel zurückgespiegelt, und auch bei Sturm wird er nicht sehr wild, wenigstens weiß man noch kein Beispiel, daß er einen Kahn oder ein Floß umgeworfen hätte, und doch wäre das bei unsern Kähnen so leicht. Sie sind den ausgehöhlten Baumstämmen der ersten Schiffer noch so ähnlich wie möglich, und man kann von allen Seiten bequem ins Wasser fallen. Ich that es aber nicht; ich will damit warten, bis Sie einmal dabei sind, um mich herausholen und romantisch an das grüne Ufer tragen zu können; ich hoffe nämlich, daß Sie schwimmen können. Sollten Sie es nicht können, so bitte ich Sie, es bis dahin zu lernen.

Als wir kaum abgestoßen waren, kam unser Dachs nachgerannt und sprang ängstlich am Ufer hinab. Wir mußten anhalten, um ihn einzunehmen; eine Strecke weiter wieder, um Ritze, durch welche das Wasser eindrang, mit Gras zu verstopfen. Endlich hatten wir keinen Aufenthalt mehr und fuhren nun langsam stromaufwärts. Die Ufer sind hoch, der Strom lag vor uns wie eine Wasserstraße zwischen grünen Gärten. Das rechte Ufer ist meistens kahl; hier sahen wir Pferde, Kühe, Gänse; weiter drüben Häuser und hinter diesen den Wald, der unserer Landschaft als Hintergrund dient. Auf dem linken Ufer wachsen Weiden, Erlen, Rohr, Eichen. Der junge Fischer aus unserm Dorfe mähte das hohe Gras und wir hatten den köstlichen Geruch davon. Die Baumschatten lagen im Wasser, und es war, als stände unten ein Wald unter klarem Himmel und wir führen in diesem über den Wipfeln hin.

Unser Dachs schnupperte behaglich die warme frische Luft ein; mit einem Male aber setzte er sich auf die Hinterfüße und starrte auf das rechte Ufer. Wir sahen auch hin und nicht ohne Belustigung fünf Schöpse am Strome hinauf wandeln. Der Schöps ist einmal ein humoristisches Thier, allerdings ohne Bewußtsein, doch eben darum um so wirksamer. Der Dachs aber ärgerte sich über die friedlichen Wandler, sprang in das Vordertheil des Kahns, schrie ungebärdig, und als die Schöpse, davon erschreckt, in Trab kamen, setzte er in das Wasser und dann am Ufer ihnen nach. Ich aber fühlte etwas am Arm und entdeckte einen schlanken, langen Frosch, der mit großer Geschicklichkeit auf meine Schulter zu klettern im Begriff war. Wie er so weit gekommen war, weiß ich nicht; genug er kletterte, als wäre da sein Weg. Ich schrie, aber er ließ sich das nicht anfechten. Da schlug ich ihn mit der Lorgnette auf die Nase und er fiel in den Strom zurück. Ein Frosch und eine Lorgnette sind gewiß noch nie in solche Berührung gekommen — es ist also bei unserer Fahrt etwas Neues geschehen. Unterdessen waren die Schöpse landeinwärts getrabt, und der Dachs lief kläglich am Ufer hin und weinte, weil er nicht wieder ins Wasser wollte. Wir mußten ihn endlich wieder einnehmen und er trocknete sich nun an unsern Kleidern ab. Wir waren so heiter, daß wir über diese kleinen Abenteuer aus dem Thierreich so herzlich lachten, als wir nur immer über das Geistreichste hätten lachen können.

Es wurde kühler und wir kehrten um. Jetzt schienen uns zwei Sonnen, am Himmel und im Wasser. Ich meine, solcher Schein müßte auch in das düsterste Gemüth eindringen.

An einer Stelle des linken Ufers, wo voriges Jahr viele junge Eichen geschlagen worden waren, stiegen wir aus und gingen in dem tiefen Grase, das den unebenen Boden bedeckte, bis zu unserer Gränze. Da waren keine junge Eichen geschlagen. Es ist auch ein wahrer

Schmerz, solche Bäume gefällt zu wissen. Einzelne standen noch auf jener Stelle; dazwischen Sträucher und große Distelbüsche, welche schon ihre Saamenseide trugen.

Wir begegneten keinem Menschen; die Gegend ist hier so einsam wie in Amerika. Nur Heu wird gemacht und Holz gefällt oder gestohlen. Auch durch Rehe, welche aus dem königlichen Walde durch den Strom kommen, wird die Stille hier manchmal unterbrochen, aber nur Nachts. Früher war an derselben Stelle, wo wir im Sommer ausstiegen, ein Storchnest auf einer hohen Eiche; aber auch diese ist gefällt worden.

In der Abendkühle, eben als die Sonne verschwand und ein unendlich mildes Licht von Regenbogenfarben über der grünen Gegend leuchtete, traten wir wieder an das Ufer. Warum konnten Sie nicht mit uns sein, lieber Moralist?

Den 2ten September.

Heute ist der Abend wieder blaß — kein Purpur glüht, kein tiefes Blau leuchtet — der Himmel dämmert und ein blauröthlicher Schein faßt ihn im Westen ein. Ich fand heute Blumen von dieser bläulichen Rosenfarbe, als ich in die Werder ging. Es ist ein trocknes Jahr — ich komme weiter, als ich bis jetzt noch war. Ich folgte den Wagenspuren bis tief in die Holzung hinein — es war ganz einsam, und die Einsamkeit war lautlos. Gern hätte ich mich ganz in das Dichte gewagt, wäre ich sicher gewesen, mich wieder herauszufinden, und hätte ich nicht an die Mutter gedacht, die sich immer ängstigt, wenn ich über eine Stunde wegbleibe. So kehrte ich denn wieder um. Jene Blumen standen in großen Büscheln zwischen den jungen Erlen, in den Brombeerdickichten, an den Eichen. Weiße Winden sah ich auch noch, und Ranunkeln blühten noch wie im Frühlinge. Es sind liebe, goldene Blumen.

In den Werdern könnte man als Einsiedler leben. Mutter meinte, man würde im Winter nur ein Bischen todtgeschlagen werden. Möglich wär' es — abgelegen genug ist es da, und einigen Männern aus dem Dorfe traue ich schon etwas Genialität in der Kunst des Aneignens zu.

In den Georginen vor dem Hause könnte sich ein Räuber auch ganz bequem verstecken. An der Seite blüht der Perückenbaum — der sieht drollig aus; ich fühle immer die größte Neigung, ihn Herr Magister anzureden.

Den 3ten September.

Im Osten war der Mond
Mit goldrothem Schein;
Im Süden der Abendstern
Mit blassem Goldlicht;

Oben am Himmel Gewölke,
Aber im Sinne keine Gedanken,
Keine sehnsüchtige, stille Gedanken,
In die Ferne nach Freunden —
Keine Sehnsucht.

Den 6ten September.

Ich habe mir Alles hinausgetragen auf den Altan: Tisch, Stuhl, Hefte, drei neue Federn und den ersten Theil der Günderode, in den ich mich gestern vorläufig nur zu Lust und Lachen vertiefte. Ich hätte vielleicht gewünscht, daß Bettina nichts weiter geschrieben hätte, als den Briefwechsel des Kindes; aber da es nun einmal anders ist, kann ich nicht anders, als entzückt sein.

Ich hoffe ein Stück weiter zu kommen an Marie, die ich gern vor dem 20sten fertig hätte; denn nachher können wir den alten Freund täglich erwarten und dann bin ich zerstreut und ungeschickt. Uebrigens hab' ich am Freitag — heut' ist's Montag — als ich Abends im Buchengang am Garten ging, schon wieder den Plan gefaßt, ein Buch unter dem Titel Edmund zu schreiben. Es ist ordentlich komisch, wie schnell so etwas im Kopfe fertig wird. In meiner Phantasie war Edmund vorgestern schon gedruckt.

Von Liegnitz her hört man unaufhörlich die Kanonen des Manövers. Ich bin sehr froh, nicht die Königin zu sein, die alle die Neuigkeiten von grünen Kränzen und weißen Fräulein wieder durchmachen muß.

Jetzt kann man übrigens Morgens und Abends schon Sonnenbäder nehmen. Das Laub ist gestern von einem Frühgewitter mit Regen gebadet worden und sieht wieder frischer aus, als in den letzten heißen blauen Tagen.

Gestern war der Abendhimmel schön. Rauchgraue und feuerrothe Schichten und mehr seitwärts, wo die Sonne gesunken war, eine Versammlung von zarten Farben, alle schwesterlich an einander ruhend.

Sechs Uhr.

Um mich von der Leidenschaft meines Diplomaten, bei der ich eben bin, zu erholen, ging ich. Am Pilgerplätzchen raschelte es im Walde; ich dachte, es sei ein Hase oder sonst etwas, und warf zum Aufschrecken Eicheln hinein. Sie fielen in dem sonnenüberschienenen Grase nieder, sonst regte sich nichts. Ich suchte mir vom Steigewinkeldamm links ab den Weg auf einen Grabenrand und ging auf diesem hin, zwischen lauter Fröschen. Im Graben stand Rohr, auf dem Rande drüben wachsen auch Eichen. Dann kam ich auf die Wiese; da trieben seid'ne junge Weidensprossen, und ich pflückte Schachtelhalm und gelbe Wicken und brachte den Strauß mit.

Den 7ten früh.

Ich bin bald nicht so müde gewesen, wie gestern Abend. Zu essen kostete mir die größte Anstrengung. Die Mutter fragte: ob sie es für mich solle? Wäre ich davon satt geworden, ich hätte weder Finger noch Lippe gerührt. Das macht Hunger und Durst bisweilen so widrig, daß wir zu ihrer Befriedigung immer selbst arbeiten müssen. Wollen wir ein Buch, ein Lied hören: ein Anderer kann es uns vorlesen, vorsingen; ein Anderer kann uns eine Landschaft zeichnen, eine Rechnung machen, ein Räthsel lösen. Bei Hunger und Durst aber müssen wir selber essen und trinken. Auch erscheinen die meisten Menschen durchaus unedel bei diesen Arbeiten. Selten erwartet der Mund den Bissen, den die Hand ihm zuführt; er schnappt danach, indem er mit seiner Begierde den Kopf nach vorwärts zieht. Dazu werden Töne hervorgebracht, wie es keine schrecklicher giebt. Ein edler Mann schrieb: es ist Wollust, einen Hungrigen sich sättigen zu sehen. Ich glaube es, denn da ist das Bedürfniß zur Qual geworden, und die wird gestillt. Auch wenn Kinder oder Thiere genießen, seh' ich gern zu, weil da auch Hilflosigkeit ist und Hilfe findet. Aber der Mensch, der Genosse der Geister! Wie edel wird die Speise, wenn wir sie mit ruhigen Lippen kosten und dann als Nothwendigkeit dankbar genießen. Wie geistig kann das Getränk werden, wenn wir seinen Duft einathmen und dann seine Kraft unser Blut durchdringen lassen. Die meisten Menschen aber, selbst die sogenannten Gebildeten, haben hiervon keine Ahnung; sie kauen und schlucken und thun das so lange, bis sie nicht mehr denken können. Dann laß' ich sie gern allein.

Sechs Uhr.

Aus dem goldblauen Taghimmel ist ein perlfarbner Abendhimmel geworden, und eine köstliche Luft weht nicht, aber steht. Ich sagte zur Mutter: „solche Luft könnte man doch nicht kaufen." Nein, gewiß nicht; darum ist es gut, daß Gott sie uns schenkt.

Die Bettina schenkt ihre Günderode den Studenten. Nun, ich bin eine Studentin und nehme mir's mit an.

Niemand flattert mit den Flügeln der Seele so leicht und lieblich um die Flamme auf Eros Altar her, als Bettina; deswegen hat auch der Tyroler sie als einen Schmetterling geküßt.

Wenn aus allen Eicheln Eichen würden, so würde die Welt ein Eichwald, und wenn alle Gedanken unter den Stirnen der Dichter Lieder würden, so wüßten die vernünftigen Leute nicht mehr aus noch ein.

Wir müssen nie mit Menschen, die uns nicht verstehen, von Menschen sprechen, die wir verstehen; denn sonst giebt es zwei Mißverständnisse, — eines unserer Rede und das andere des Gegenstandes unserer Rede.

Den 8ten nach Tische.

Ein purpurn und brauner Schmetterling hing heute an einer blühenden Staude. Ich dachte: wie der Blick eines dunkeln glühenden Auges an der schlanken Gestalt eines Mädchens.

Es giebt Tage im Leben, die man bezwingen muß, wie Helden Ungeheuer bezwangen, die sich ihnen in den Weg wälzten.

Eine Frau sollte nie, selbst wenn sie allein ist, sich eine unedle Bewegung oder Stellung erlauben; sie sollte sich die Grazie immer als eine allgegenwärtige Gottheit und sich als die Priesterin derselben denken.

Den 13ten September.

Es regnet — es ist ein entschieden grauer Tag, und in Breslau zieht der König ein. Die armen Kränze und Jungfrauen! Ohne Scherz, mir thut das arme Fest, das naß wird, von ganzem Herzen leid, und ich bin jetzt doppelt zufrieden, daß ich hier sein darf.

Freiligrath ist ein geographischer Dichter.

Ein Vagabond kann ein Poet in Handlung sein.

Die Staare sind fort; an dem Tage, wo Pauline hier war, flogen sie zum letzten Male ehern rauschend von den Pappeln auf. Sie fort — kommt der Herbst. Nun werd' ich bald der Sonne guten Morgen sagen können; aber hoffentlich wird mir die Zeit nicht länger werden, weil die Tage kürzer werden.

Neulich war Ernst naiv. Ich fuhr allein von Besuchen hierher zurück, war es müde, in die Dämmerung zu schauen, und schwatzte mit ihm. Er war sehr bereit dazu; endlich sagte er: „ja, da hab' ich mich doch schon erkundigt, da sind viele Herrschaften, Damen und Herren; wenn die auch den ganzen Tag allein fahren, die sprechen mit dem Kutscher kein Wort nicht; ich dächte, wie denen die Zeit lang werden muß." Ich gab ihm ganz Recht und erkundigte mich noch, was für Lieder von den Soldaten gesungen würden; das hatte er aber schon vergessen.

Gegen Abend.

Die Stille nach einem linden, warmen Regen ist unter den Zuständen der Natur der erquicklichste. Ich ging jetzt durch das Grabwäldchen, um die Tropfen von den Blättern fallen zu hören. Bis auf den Laubgeruch war es wie im Mai.

Die grünen, glatten Eicheln lieb' ich, wenn sie an tiefen Zweigen dicht auf den Weg herunterhängen.

Gestern ging ich in der Dämmerung hinein, um noch zu schreiben, und kam erst wieder heraus, als die Nacht schon da war. Wie erschien sie mir schwarz — ich war in der Finsterniß bewildert. Und in dieser Nacht ist der hiesige Milchpächter mit einem kleinen Wagen und einem magern Pferde, mit Krebsen und Fischen, und mit zweien seiner kleinen Mädchen nach Breslau gefahren. Die Fische und

Krebse will er verkaufen und die Mädchen sollen den König sehen. Der Mann ist nicht umsonst Soldat gewesen und trägt nicht umsonst noch jetzt seinen grimmigen, blonden Schnurrbart.

Den 14ten September.

Heute ist schön Wetter — das freut mich.
Ob wol Geräthschaften verdrießlich werden können? Man sollt' es glauben, wenn man jetzt eben den Pflug knarren hört. Es ist gerade, als sagte er: laßt mich doch zufrieden — was soll ich denn euer Feld aufreißen? — habe ja nichts von dem Saamen, der hineingestreut wird. Auch eine Windmühle sah ich neulich mit einem solchen Ausdruck von Müdigkeit sich drehen — es war am späten Abend — daß sie mir ordentlich leid that.

Abend.

Die Schaafe zieh'n mit Läuten übers Feld —
Nicht wahr, nun soll es dunkel in der Welt
Und still in unsern Herzen werden?
Ja wohl — der Ton der Arbeit klingt nicht mehr,
Der Pflüger kommt den Fuhrweg langsam her
Mit seinen mattgeword'nen Pferden.

Dort ruht ein Weib auf Augenblicke aus,
Sie schiebt den Karren vor sich her nach Haus
Mit Gras für ihre kleine Heerde;
Bald steiget aus den Essen nun der Rauch —
Denn wenn es Abend wird, da zünden auch
Die Aermsten Holz an auf dem Heerde.

Den 16ten gegen Mittag.

Vorgestern Abend kam der Milchpächter nach Hause und gestern Morgen am Rosenbeete zu uns. Mir gefiel, wie er erzählte; ihm war das Gesehene ganz wundervoll erschienen, und so beschrieb er es auch. Besonders von den acht schönen Rappen vor den beiden königlichen Wagen wußte er zu erzählen; wie der weiße Schaum die edlen Thiere bedeckt habe. Der König, sagte er, sei sehr complaisant gewesen, Prügel habe es in Masse gesetzt; das Glas Wasser habe erst sechs und dann acht Pfennige gekostet, nämlich draußen bei der Thierschau. Gestern Abend bekamen wir den Einzug in der Zeitung, ganz in Wolken von Bombast eingehüllt. Der Milchpächter erzählte zehnmal besser. Der Einzug ist übrigens trocken gewesen.

Nachmittag.

Nichts ist schwerer und größer, als in jedem Augenblick das Nothwendige zu thun.

In Liebesworten ist Bettina unerschöpflich; es ist, als wäre solche zu sprechen, ihr Amt auf Erden. Ich schrieb heute einige Sätze aus der Gründerode ab; nur gleich von den ersten Blättern weg, da fand ich in wenigen Augenblicken drei Gedanken, so wundervoll, wie es nur ächte Perlen aus dem unergründlichen Meere der Liebe sein können.

Abends spät.

Armuth kann poetisch sein — das ganze Leben ist Armuth und Poesie.

Die Geschichte von dem gläsernen Esel in der Günderode ist absonderlich kostbar, und die dreifache Moral am Ende kommt ganz unübertrefflich in dummer Rathsherrnweisheit an.

Den 20sten September.

Ich trage Dich in meinem Herzen,
Ein schönes Bild in gold'ner Kapsel,
Es hat mein Traum Dich mir gemalt;
Der Pinsel war aus Sonnenstrahlen,
Die Farben waren Dichtungsfarben
Und ein Beschwörer war der Traum.

Ich trage heimlich Dich im Herzen —
Wer trägt zur Schau die gold'ne Kapsel,
Worin ein theures Bild gemalt?
Nur mir ins Auge sollst Du strahlen
Mit Deinen warmen Zauberfarben,
Vom Traum gemalt — und selbst ein Traum.

Den 22sten September.

In des Dichtungslandes duft'ger Nacht
Geben Zauberkerzen farb'gen Schein —
Geist und Sprache halt' ich, Stahl und Stein,
In der Hand, den Willen und die Macht.

An die Sprache schlag' ich mit dem Geist,
Und des Wortes Funken sprüh'n hervor,
Und es schlägt der Liebe Gluth empor,
Welche Herzen faßt und mit sich reißt.

Aber mir versengt sie kaum das Kleid,
Und ich seh' in träumerischer Ruh'
Ihrem Flammen durch die Herzen zu,
Ohne Glück, allein auch ohne Leid.

Den 24sten September.

Im stillen Sinnen zieht mein Geist hinüber
Zur Stätte, wo Du ruhst. Du theurer Todter,
Hier sind Gedanken meiner tiefsten Liebe
Zum Kranz auf Deinem Grabe.

Und mögen sie auch zischend Wasser gießen,
Daß sie verwelken, auf die niedern Blumen
An Deiner Gruft — mein Lieben ist ein Palmbaum,
Der trinkt den Thau des Himmels.

Und die ich hier Dir sende, die Gedanken,
Sind Blätter von der Palme meiner Liebe —
Mit Palmenkränzen lohnt man Ueberwindern,
Und überwunden hast Du.

Den 25sten September.

Der Herbst ist da. Der Ahorn hat rothe Zweige — die Georginen sind erfroren, Abends und Morgens kommen Nebel. Der Herbst ist da. Ich wurde kurz vor seinem Einzuge, am 18ten, mit Marie fertig und fing gestern Edmund an.

Auch Vetter Karl war nach langer Zeit wieder hier und erzählte manche Geschichten. So diese: es kommt ein sächsischer Offizier zu dem General B. und sagt: „ich weiß nicht, Herr General, ob ich noch die Ehre habe von Ihnen gekannt zu sein; ich bin der Unglückliche, der damals die Kriegskasse an Sie verlor.“ — „Theurer Freund,“ ruft der General, „haben Sie noch eine, so geben Sie sie her!“

Den 29sten September.

In unserm Leben ist eine wichtige Zeit gewesen — unter elf Tagen hatten wir nur zwei ohne Besuche. Das ist für uns wie ein Stückchen Carneval.

Den 30sten September.

Ein Mensch, der stark bleiben will, darf nicht wünschen und hoffen, nur erwarten und vertrauen.

Aller Saame ist gut, aus dem Vertrauen keimt.

Beim Nüsseessen kamen mir Gedanken über Alles, was der Mensch zerstört. Mit jeder Nuß, die er verzehrt, ist die Möglichkeit eines schönen grünen Baumes dahin; jedes Ei, das er braucht, hätte ein Huhn werden können; mit einem kalten Worte tödtet er, wie oft, im Keim ein herrliches Lieben. O die kalten Worte und die Blicke, an denen man sich, wie an Eis, schneidet.

Den 1sten October Abends.

Wie gut, daß wir nicht erfroren sind, wie die Georginen. Nun sind wir für unsere Ausdauer durch goldene warme Tage belohnt worden.

Wenn jetzt die Sonne untergeht, so geht der Mond auf, und beide grüßen sich. Und am Himmel schweben Lichtgeister jeden Abend in andern, wunderfarbigen Gewändern und sehen diesem Gruße zu.

Und ich spiele die Fantasie und danke Herrn v. H. für die Bekanntschaft mit ihr, sehe den Mond an, singe Akkorde, was sich anhört, als jammerte ich musikalisch, und habe wirklich ein halbes spanisches Zeitwort gelernt. **Yo he — tu has — el ha — Gerundio de presente: habiendo; Gerundio de preterito: habiendo habido** — es ist erschrecklich langweilig; ich wäre darüber gestern Nachmittag an Tiedge's Plätzchen, während die Eicheln um mich her niederfielen, beinahe sanft und selig eingeschlafen.

Den 2ten October.

Ich sehe die Blüthen,
Den Frühlingsschnee
So gerne;
Ich möchte behüten
Mein Herz vor Weh'
So gerne.

Ich möchte begrüßen
Das blaue Meer
So gerne;
Ich wüßte der süßen
Gesänge mehr
So gerne.

Ich träume bei Tagen
Voll Sonnenlicht
So gerne;
Was möcht' ich nicht sagen
Und schauen nicht
So gerne!

„Alte Geschichten,
Die liebst Du so."
Ja, alte Geschichten,
So recht uralte lange Geschichten,
Die hör' ich gerne, die machen mich froh.

„In grauen Schlössern
Bist Du so gern."
Ja, in grauen Schlössern,
Mit Eulen, Luken, Kellern und Schlössern,
Da ist mein Reich, da funkelt mein Stern.

Den 3ten October.

Gegrüßt, blauer, herrlicher Tag, Sonntag der Menschen, Sonnentag der Natur.

Die Mutter hat ein Blumentischchen angeordnet, da steht auch ein indianisches Rohr und blüht roth und goldfarben. Ich liebe diese Blüthe; es ist so schön, daß sie noch in voller Frische sich ablöst und niederfällt, um ungesehen auf dem Boden zu verwelken Es ist, wie wenn eine Jungfrau stirbt.

Den 15ten October.

An die Stelle des Lebens im Freien ist das Leben im Hause getreten. Der Wind weht das Laub von den Bäumen und zieht dann fort über die jungen Saaten, die schon auf das neue Jahr warten.

In den Oefen sieht man die Flamme, diese Vertraute manches einsamen Abends. Ich fürchte mich nicht vor dem Winter.

Gestern hab' ich die Bekanntschaft von zwei schönen braunen Augen gemacht, die einer jungen Frau gehören.

Den 17ten October.

Es regnet. Ich habe einen Roman in das Blaue hinein angefangen, ohne zu wissen, wie er heißt, noch ob ich ihn schreiben werde. Ich hätte auch Lust, meine letzte kleine Reise zu beschreiben; aber es ist doch gar zu wenig vorgefallen; daß ich in Breslau den Dom besuchte und die Madonna von Lucas Kranach, welche über dem Altar Johannes des Evangelisten hängt, mit Andacht und Liebe betrachtete, — nun, das ist nicht viel. Ueber die Sänger aus den Pyrenäen giebt's Berichte genug. Daß ich einen von den kleinen Knaben zu mir kommen ließ und ihm gern Bonbons geben wollte, und daß er nichts nahm, als eine Semmel — nun —

Den 18ten.

Der neue Roman entwickelt sich. Die Begebenheiten rollen sich vor mir auf. Zwei neue Gestalten, Ermance und der Vicomte Horaz, sind mir erschienen. Ich glaube, der Anfang wird auch bleiben können. Von Isabella hoffe ich viel; Horaz ist schon fest umrissen; wie Ermance erscheinen soll, weiß ich auch. Aber Robert — Gluth und Kälte, Sehnsucht und Starrheit, Wahnsinn und Ruhe — das Alles in der Tiefe dieses Männerherzens deutlich machen — das ist nicht leicht.

Nachmittag.

Es sollen in diesem neuen Buche weder Briefe noch Tageblätter sein. Eben weil diese Formen mir gelingen, muß ich es einmal ohne sie machen. Auch den Humor lass' ich liegen. Das Buch soll durch und durch ernst werden. Ah, nun haben die Tage doch wieder ein Ziel.

Den 20sten October.

Die Prüfung.

Es lieget auch in Qualen eine Lust,
Es kann im Grauen auch Genießen geben,
Dann braus't mit Wildheit ein auf uns das Leben
Und wir, wir steh'n und bieten ihm die Brust.
Was wir mit diesem Schild auffangen können,
Wie viele Kraft wir unser eigen nennen,
Wenn Nacht es wird und Welten grausig brennen,
Dann, früher nicht, wird es uns ganz bewußt.

Dann sprechen wir zum Sturm: was kannst du wollen?
Hier ist der Muth zu deinem wilden Kuß.
Es zuckt der Blitz uns an, allein er muß
Erbleichen vor dem Blick, dem geistesvollen.

Der Tod kommt seine Schauernacht uns zeigen,
Er heischt von uns das Leben, das sein eigen,
Wir sind ihm ebenbürtig und wir schweigen,
In ahnendem, in unsrer selbst Genuß.

So kommet denn, ihr Geister aus der Ferne,
Die grauenhaft das Unermess'ne heißt —
Reißt mich dahin, wo nichts mir Pfade weis't,
Wälzt auf mich her die ungezählten Sterne;
Es ist in mir ein Etwas, welches bebet
Vor euch, allein im Beben sich erhebet,
Es wagt, und Gott mit Sehnsucht näher schwebet —
Mein Geist, mein ahnungsvoller Menschengeist.

Den 21sten October.

Die Gedanken haben mich zu mächtig erfaßt — ich bin müde. Wenn man so recht tief denkt, da ist es, als stände man auf einer schroffen Klippe, die hoch über brausende Meereswellen hinaushinge, und müßte sich hier gegen einen mächtig herankommenden Sturm erhalten. Dann kommt eine Empfindung von Gott über uns, und es wird auf Augenblicke still.

Zünden wir Liebe an in den Herzen. Durch die finsterste Nacht des Bangens und der Trostlosigkeit, wenn alle Kerzen auf den Hochaltären des Lebens erlöschen, glimmt ein Funken von Liebe zu Gott und Menschen unauslöschbar fort.

Liebe rettet aus Allem. Wenn wir Gott lieben, verstehen wir ihn und werden still in ihm. Und die Seligkeit ist Stille.

Nachmittag.

Ich war heute nach sechs Tagen wieder draußen und trank Gottes Luft. Es ist der irdische Lebenstrank. Wer sie nie mehr aus dem Strome trinken dürfte! Ich dichtete auch eines Gefangenen

Sehnsucht nach Luft.

Luft! Luft! In meines Kerkers schwarzer Zelle,
Im feuchten unterirdischen Gewölbe,
Wo mein Genoss' das furchtbare Dasselbe,
O, aus dem Luftmeer, das in blauer Helle
Die Welt durchwogt, mir eine kleine Welle!

Ich will nicht mehr das süße Wort der Liebe —
Ich habe laut danach geweint in Jahren,
Die gleich Jahrhunderten an Jammer waren,
Ich thu's nicht mehr; erstorben sind die Triebe
Der Sehnsucht nach der Freiheit und der Liebe.

Nur eines noch, ein einziges Verlangen
Blieb noch zurück von dem erlöschten Sehnen;
Ihm rinnen langsam diese letzten Thränen
Von meinen in der Jugend greisen Wangen —
Nur einmal noch von freier Luft umfangen!

Das Wild im Walde trinkt die Luft, die Armen
Sind reich, sie haben Luft; o, wenn euch jemals
Ein Bild erschien aus einem schönern Eh'mals,
Wenn je vom Blick des Weibes zu erwarmen
Vermochte euer Herz, dann habt Erbarmen!

Den 22sten October, Morgens.

Gestern Abend, als wir saßen und arbeiteten, brach der Sturm mit plötzlicher Wildheit in die Mondstille. Ich weiß nicht, wie mir eben in diesem Augenblicke das Bild einer betenden Mutter vor die Seele trat, aber ich dichtete:

Der Sohn und die Mutter.

Der Jüngling schlief; er hatte sechzehn Jahr;
Nur selten fällt des Mondes goldner Schein
Auf eine Stirne, wie die seine rein;
Auf dieser Stirne schlief das blonde Haar;
Um seine Lippen spielt' ein tiefer Frieden,
Das Köstlichste vom Köstlichen hienieden.

Still war's im Zimmer, still war auch die Nacht.
Der Baum am Hause sprach im Traume nur,
Am Bette ging eintönig fort die Uhr,
Als hielte bei dem Schlummernden sie Wacht;
Doch jetzt vermischten sich mit ihren Schlägen
Die eines Herzens, mit lebend'gem Regen.

Die Mutter kniet' am Bette ihres Sohns, —
Das Licht, sie hatte fern es hingestellt, —
Ihn sah sie an, ihr Glück auf dieser Welt,
In ihrem Blick war die Gewalt des Tons;
Für lange Zeit war es das letzte Schauen,
Das Scheiden sollte mit dem Morgen grauen.

Als jede Locke stummm sie angesehn,
Erhob sie sich und sah zu Gott empor
Mit Angst des Flehens, wie noch nie zuvor,
Und sprach: „Herr, laß ihn Deine Wege gehn!"
Dann schlich sie schwebend fort, wie sie gekommen —
Der Jüngling schlief — er hatte nichts vernommen.

Den 24sten October.

Ich wollte heute ausfahren und dann die Mutter allein fahren lassen und an Byron übersetzen, und nun wollen wir wieder beide fahren. Ob es nun dabei bleiben wird?

An Byron aber will ich übersetzen und habe auch gestern schon angefangen, nämlich an seinen italienischen Briefen. So einfach seine Briefe auch sind und so eifrig er sich in ihnen mit dem Gewöhnlichen beschäftigt, so giebt es doch Stellen darin, welche, wie tiefe Schaalen, Poesie oder Schmerz enthalten. Der erste Brief aus Italien an Moore ist einer mit solchen Stellen; mit ihm will ich auch anfangen und dann weiter auswählen. Einige von meiner weiblichen Bekanntschaft, denen Byrons Poesie „zu hoch" ist, werden doch diese Briefe verstehen und ihn so wenigstens etwas kennen lernen.

Den 31sten October.

Aus dem Fenster blickt man wie auf eine große Toilette, so viele Farben liegen da, aber freilich ohne Glanz, unter schwerem, trübem Himmel. Doch warm ist es. Gestern nahm ich noch ganz reifen Saamen von der Winde ab, und die blauen Kelche standen offen daneben. Auch andere Blumen sind noch da, indeß nur einzeln. Der Ahorn hat nur noch wenige Blätter; die Silberpappeln und die Erdbeeren haben die ihren noch unverändert erhalten. Jetzt kommt die Zeit der Nadelhölzer und des Epheu's; für uns Landbewohner die des Fleißes. Ich wünsche zweierlei: gute Gedanken und gute Stimme, dann möge der Schnee fallen und der Sturm brausen.

Liebende können einander räthselhaft bleiben; Freunde müssen einander verstehen.

Wir fordern es immer als ein Recht, daß unsere Wünsche erfüllt werden; wir sollten es als ein Wunder ansehen, wenn es geschieht. Wie viele Neigungen außer der unsrigen — wie viele Begebenheiten, durch deren Wellenbewegung der Wunsch fahren muß, um die Erfüllung zu erreichen!

Ein Mensch darf nur dann die Welt gering achten, wenn er aus ihr heraustritt. Wer in ihr lebt, muß leben, wie sie will. Der Einsiedler braucht äußerlich keinen guten Ton, wohl aber der Diplomat. Auch gering schätzen darf die Welt nur derjenige, welcher sie verschmäht. Wer von ihr empfängt, muß sie anerkennen.

Die Liebe ist stark wie ein Riese und hilflos wie ein Kind, reich wie ein Geisterfürst und bedürftig wie der Aermste, übermüthig wie die Seeligen und verzagt wie der Verlassenste, blind für das Nächste und fernsichtig in Ewigkeiten, mit einem Worte Alles, was der Mensch ist.

Den 1sten November.

Der Nebelmonat fängt an, wie er soll; die Luft ist schwer und trübe. Aber die Wiesen und Saaten sind grün, verschieden grün, doch gleich erquickend für das Auge und die Seele.

Eine der traurigsten Erfahrungen ist es, wenn ein Mensch uns gleichgiltig wird. Er ist nicht Schuld, wir sind nicht Schuld; wir wollen das Gefühl für ihn festhalten, und es vergeht in uns, und wir haben die innerliche Gewißheit, daß es nie wieder entstehen wird. Eine Quelle ist versiegt, eine Leere ist da, und wir haben nichts thun können. Wer dies erfahren hat, der fürchtet sich zu einem Menschen zu sagen: auf immer.

Ich könnte jetzt viel thun, aber ich kann nicht, denn ich warte. Auf nichts Großes, auf kein Glück, auf keine Entscheidung über etwas Innerliches; aber ich warte, und so ist es mir rein unmöglich, etwas anderes zu thun, als in Büchern zu blättern und Musik zu machen. Ich dachte gestern, wie dem sein müßte, der nun wirklich wartet, das heißt auf eine Entscheidung über Leben und Tod, oder auf einen Menschen, der nicht kommt und nie mehr kommen wird, weil er todt ist, oder den Wartenden verläßt. O, ich mag nie so warten! Wie alle Gedanken aber, die mich ängstigen, mußte auch dieser in Verse.

Erwartung.

Erwarten, die Sekunden zählen, warten
Auf Tageslicht, auf Frühlingsluft im Garten,
Auf Seligkeit, auf Wiedersehn! —
Erwarten — o, der Wahnsinn kann uns fassen,
Ihm ist dazu die ganze Zeit gelassen,
In welcher wir erwartend stehn.

Erbarme Dich und komm'. Und komm'! Ich warte
Auf Dich, und Stunden sind es, daß ich harrte,
Und immer düst'rer wird es hier.
Nicht länger kann es bald mein Herz ertragen,
So zuckendwild, so voller Qual zu schlagen,
Erbarme Dich und komm' zu mir!

Den 3ten November.

Himmel und Erde begegnen sich — in Nebel. Der November macht seinem Namen Ehre.

Den 10ten November.

Es rauschet der Sturm in den Bäumen,
Die Lampe verbreitet ihr Licht,
Ich lese — doch was ich lese,
Einem Worte glaubt' ich es nicht.

Die Priester im stolzen England,
Auf der Insel mächtig und frei,
Die schließen vor Byron die Thore
Der hohen Westminsterabtei.

Sie stehen dem bleichen Schatten
Gegenüber in fester Schaar;
Sein Bildniß, es darf nicht stehen,
Wo Orgel ist und Altar.

Und aus Sternen ist die Krone,
Die er seinem Lande erwarb,
Und es ist derselbe Byron,
Der dort in Griechenland starb.

Ich schweige; die zürnende Seele
Wird still vor fernem Licht:
Auf Erden richten die Priester,
Im Himmel richten sie nicht.

Den 18ten November, Abends.

Heute vor einem Jahre sah ich Tiedgen nach Jahren der Trennung wieder; weinte, als ich ihm die Stirne küßte. Jetzt fällt der erste Schnee in diesem Jahre.

Den 20sten November, Vormittag.

Der Schnee fällt „thick and fast.“ Ich liebe das Licht, welches er in der Landschaft verbreitet. Wenn mir nur H's in Breslau nicht einschneien. Und wenn ich nur fleißiger wäre! Die Zeit läuft mir unter den Händen weg. Jetzt will ich singen, Duette; Hr. v. H. soll mit dem Violoncello Tenor singen.

Den 23sten.

Es ist ein hoffnungsloser Regentag, und der Abend kommt jetzt, halb vier, schon heran. Ich habe die Idee zu einer Novelle gefaßt, in die ich Colomba einweben will, und meine kritischen Blätter über Grabbe zusammen gesucht und gelesen.

Den 30sten.

Heute so klar; blasser Himmel, blasse Sonne. Wie albern, daß alle Schriftstellerinnen von Byron schreiben können, wie Kaufmannsdiener über den Sonnenaufgang in den Gebirgsbüchern. Es sollte von Polizeiwegen verboten werden. Ob heute meine Vögel nicht vor die Fenster picken kommen werden?

Man muß Alles wissen und Alles vergessen bis zum Augenblicke, wo man es braucht. Daß sie das nicht können, macht die meisten geschciden Frauen zu solchen **bores**.

Ich kann mich in jedes Dasein denken, wie ein Schwan in jedes Wasser. Wenn Raden Saleh mir das Leben der Javanerinnen beschrieb, in den einzelnstehenden Häusern, in den Gärten, bei den Goldstickereien und süßen Früchten, unberührbar, träumerisch, vom Fächer gekühlt — da konnt' ich mich auf Stunden hineinversetzen. Eben so gut weht es mir aus Klostergärten einladend im Hauch der Luft entgegen. Aber freilich vor dem wirklichen Entschlusse zu solchem Leben müßte man erst Vergessen oder Genügen getrunken haben.

Den 2ten December.

Unten ringsumher blaßbläulicher Nebel, wie eine Mauer, die uns einschließt. Oben Rosenwolken von dunstigem Gewebe über den ganzen Himmel wie eine Versammlung verbreitet.

Nachmittag.

Welch Wetter! Bis jetzt, halb vier, saß ich draußen, Anastasius, eine Art orientalischen Gil Blas, lesend. Jetzt geht die Sonne unter und die Nebel steigen, und ich will Beethoven spielen.

Den 3ten December.

Wie lieb' ich es, wenn ein schöner Tag noch ganz verhüllt vom weißen Nebel ist, aber schon durchdämmert!

Wenn man zu Geliebten nicht sprechen kann, schreibt man an sie; wenn ich nicht singen kann, spiel' ich.

On every stone I met in my way I could have laid me down to die, sagt in dem gestern gelesenen Anastasius dieser, als er sein Kind verloren hat. Was ist besser, den Tod sich so ersehnen, oder glücklich sein und ihn fürchten?

Den 4ten Abends.

Es giebt unzählbare Quellen auf Erden — ich fürchte nicht, daß ich je dursten könne. Bis jetzt — aus wie wenigen hab' ich geschöpft und getrunken! Vielleicht trinke ich nicht aus vielen mehr, dann aber um so schneller aus der ewigen Lebens.

Ich hoffe, meine Seele werde bald in der Unendlichkeit freudig die Flügel schlagen, wie ein Adler in der Luft, und dann wie dieser auf dem Berge, an einem Gedanken an Gottes Liebe zuversichtlich ruhen.

Dichten aber kann ich jetzt nicht; das heißt, ich habe Gedichte in der Seele, doch wenn ich ihnen gebiete, sich mit Worten umkleiden zu lassen, so treten sie zurück. Nur gestern, in der lautlosen Stunde des Sonnenverschwindens, versuchte ich einige Worte.

Die Sonne gehet unter,
Der Nebel steigt empor,
Kein Wind und keine Stimme
Berührt mein horchend Ohr.
Ich denke schnell hinüber
In die entfernte Stadt —
Du legst nun weg den Pinsel,
Der Dir gedienet hat.

Sonst kamst um diese Stunde
Du wol zu unserm Haus,
Dein Auge war ermüdet,
Der kurze Tag ging aus.
Du kamst; das kleine Zimmer
War hell vom Lampenlicht,
Wir scherzten und vernahmen
Den Schlag der Uhren nicht.

Wir sehn uns nicht mehr wieder —
Der Faden jener Zeit,
Er war nur kurz gesponnen,
Auf ewig ist sie weit.
Die Woge Deines Lebens,
Sie trägt Dich hoch und fern —
In welches Meer sie walle,
Da leuchte hell Dein Stern.

Den 7ten December, Vormittags.

Wenn ich nicht schreiben müßte, vom Bedürfniß herrisch dazu getrieben: ich setzte keine Feder an, um die Unsumme der Bücher zu vermehren. Dieses allgemeine Schreiben ist aber natürlich. Die Menschen haben gelernt, daß jeder von ihnen denken kann; nun denkt ein jeder, und wie sonst die Völker, wandern jetzt die Gedanken in verschiedenen Schaaren dem oder jenem Führer nach. Wenn wenigstens Jeder sich befleißigte, epigrammatisch zu denken, damit man ihn in einer Viertelstunde angehört hätte. Ob man ihn dann verstanden hat oder nicht, darauf muß er es ankommen lassen. Zu Erklärungen ist jetzt nicht Zeit.

Das Kritisiren eines ächten heutigen Kritikers ist wie Verbrennen von Diamanten, womit man beweiset, daß sie aus Kohlenstoff bestehen.

Styl — im besonderen, nicht im allgemeinen Sinne — ist das Unumgängliche. Originell fehlerhaft, oder künstlerisch vollendet — eins oder das andere muß man wählen.

Ein Dichter sollte eigentlich eben so wenig kritisiren, wie eine liebenswürdige Frau moralisiren. Beide müssen Recht haben, weil sie es haben, so wie die Rose schön ist, weil sie die Rose ist.

Gegen Abend.

Um zu beweisen, wie unverbesserlich ich bin, habe ich diesen Nachmittag die Pläne zu nicht weniger als drei Novellen entworfen: Der Tieckianer, der junge Mann, der Ruhe sucht, und das Zigeunermädchen. Aber ich bin müde und fühle eine unbestimmte Traurigkeit. Ich werde mir Musik machen; vielleicht kommt auch ein Brief, mich zu ermuntern. Es ist doch ein stilles Leben, in welchem ein Brief eine Begebenheit ist. Doch haben wir jetzt wieder öfter Besuch; auch neue Menschen kommen, und ich sehe sie gern.

Den 8ten December, Abends.

Es ist sternhell und die Fenster sind beschlagen. Vielleicht fängt nun der Winter an. Es ist Zeit und doch für die Armen noch zu früh. Die Armen! Was thun wir für sie, und was die Reichen? Gott verzeihe alle ungetrockneten Thränen, alles Elend, welches ungehört schreit.

Entworfen heute Nachmittag „Eugen und Cäcilie," mein Liebespaar von Verona. Wer nur nicht schreiben dürfte, um es geschrieben zu haben!

Den 9ten December, früh.

Es ist matter, trüber Himmel, und die Bäume stehen regungslos darunter. Im Osten sind einige weißgraue Wolkenstreifen. Die Vögel zwitschern vor den Fenstern.

Gestern Abend zog ich einige Hauptpunkte aus Falkensteins Kosciusko aus und bekam dabei Lust, nach Krakau zu reisen und einen

Kranz von dunkelrothen Nelken auf Koscziusko's Grab zu legen. Wenn ich auch eine Preußin bin, ich könnte es doch wol thun. Ich wollte aber, Preußen hätte nichts von Polen.

Der Kaiser von Brasilien ist gekrönt, und auf dem Libanon morden die Druſen die Christen und sengen und brennen. Syrien wird nun bald auch aus der Gegenwart Ruinen zu zeigen haben. Ich erfand gestern Abend noch eine Novelle, worin ein junger Mann einem jungen Mädchen zugleich den Orient und die Liebe lehrt.

Es erhellt sich so sanft wie ein trübes Schicksal vor der Geduld. Ich will aus Falkensteins Bibliotheksgeschichte Bücher ausziehen, die man einmal lesen kann.

Sonnenuntergang.

Wie schön! Die Sonne erleuchtet die ganzen Wiesen hinter dem Walde und vor diesem die Enden und Wipfel. Die Stämme aber stehen in blassen braunen Tönen da.

Abends.

Las Byrons **Lament of Tasso**, gründlicher als bisher; ich muß mich überwinden und einiges Englisch mit dem Wörterbuch in der Hand lesen, damit ich endlich ganz Herrin der Sprache werde. Das Gedicht verstand ich; aber im Innern übersetzen konnte ich es nur annähernd, nicht erreichend. Man sollte eigentlich auch fremde Sprachen verstehen, ohne sie erst in die eigene übersetzen zu müssen.

Den 12ten December, Abends.

Heute Briefe aus Dresden. Raden Saleh und der Erbprinz von Koburg-Gotha führen ein gemeinschaftliches künstlerisches Leben, gewiß recht voll frischer Heiterkeit. Es freut mich für meinen ehemaligen orientalischen Freund.

Schlesien erzeugt viel Genie, aber es kann dieses Erzeugniß nicht verarbeiten und sendet es daher als rohes Produkt außer Landes.

Den 15ten December.

So unglaublich es klingen mag — ich habe gestern zum ersten Male eine Oper von Gluck gesehen, nämlich in Noten, vor mir auf dem Flügel. Ich hatte mir Gluck's Musik immer so schwer zu singen gedacht; jetzt hatte ich endlich Muth zu Armide gefaßt, und ich habe, außer in Mozart, noch keine Töne gefunden, die so gleichsam von selber auf den Ruf des Meisters aus der Brust drängen. Mit Orchester, im größten Hause, da möchte ich Armide singen. Hier werd' ich wenig Ohren dafür finden.

Aber ich singe sie doch. Alle Arien Armidens und die Solopartieen in der Furienscene werd' ich mir einüben. Wie groß ist diese Scene, von Anfang, von Armidens Beschwörung an! Armide beschwört nicht in Wuth, nicht mit musikalischem Toben. Das Weh' der Liebe ist ihr zu schneidend; darum ruft sie die Fu-

rie, mit Grauen, mit Schmerz. Wie groß das erste: venez, venez! Man hört, daß eine Gottheit gerufen wird, eine Gottheit der Hölle, aber immer eine Gottheit. Und dann das schmerzliche Rufen: sauvez moi de l'amour; rien n'est si redoutable. Fast will es dem Herzen scheinen, daß die Furie wirklich als Retterin komme, in dem Moderato aus A-moll: Amour, sors pour jamais d'un coeur qui te chasse. Wir fühlen, was die Furie sagt: tu fais trop souffrir sous ta loi, und es ist, als käme sie aus Mitleid, um dem heißgequälten Herzen Kühle zu bringen; tödtliche Kühle, aber doch Kühle nach den brennenden Leiden. Ich dachte augenblicklich an Byrons Verse:

Oh, Love, vhat is it in this world of ours
Which makes it fatal to be lov'd?

Den 27sten December, Morgens.

Jetzt geht die Sonne ganz nah' an Mittag auf und scheint über das Grabwäldchen her auf eine Viertelstunde in eine Fensterecke bei mir. Aber meine Meisen und Spechte — wo sind die? Ja so, die Fenstermauern sind leer. Ich muß nachher gleich Hafer holen.

Gestern Abend war im Südwesten erst ein goldröthlicher Rand, dann ein zarter grüner Schein, endlich blasser blauer Himmel. In diesem stand der Neumond, gerade gegenüber dem Fenster, vor welchem unsere Akazien die Zweige, welche dicht voll von braunen Saamenschoten hängen, leise bewegten. So wie die Dämmerung aus der Ferne her ringsum anwuchs, wurden die Farben auch entschiedener, und die Gestalt des Mondes erschien deutlicher. Die Bäume bildeten Gitter, durch welche ich den farbigen Hintergrund sah. Allmälich aber überschwoll ihn die Dämmerung, wie ein dunkles Meer einer Küste, und nur der Mond leuchtete noch, wenn auch schon tiefer schwebend, als Mutter die Laden schloß.

Der Dichter kann die Natur mit seiner, in schwarze Dinte getauchten Feder nicht beschreiben; er deutet sie nur mit Strichen an, wie ein Zeichner eine Gestalt. Der Kundige füllt sich diese Umrisse aus, und dem Unkundigen Anschauungen beizubringen, ist die Sache des Lehrers, nicht des Dichters!

Da ich von Umrissen spreche — Othello von Retzsch ist nun erschienen. Retzsch zeigte mir und Elfriden im Frühlinge die ersten Zeichnungen dazu. Schön ist Desdemona vor dem Rath, den Mohren als ihren Herrn anerkennend. Offen und frei steht und spricht sie, ganz Liebe, die ihrer selber sicher ist. Othello steht ganz einfach und schlicht, ganz vertrauend, auch ganz gewiß ihrer Liebe, seitwärts von ihr. Er sieht sie nicht an, sondern ruhig vor sich hin; er weiß, ihr Wort ist für ihn. Jago, Cassio, Rodrigo erkannte ich auf den ersten Blick. Auch schön ist das Wiedersehen auf Cypern; Desde-

mona hängt, ganz hingegeben, an dem Gemahle; er umfaßt sie so zärtlich. Die andern Zeichnungen waren noch nicht fertig.

Abends.

Heute war ein nebelblauer Rand, und über ihm in der Höhe, erschienen und verschwanden sanfte, regenbogenfarbige Scheine. Der Abend war ernster, als der gestrige.

Den 22sten December, Abends.

Ein brauner Tag, denn der Himmel war so matt, daß die verschiedenen braunen Töne der Bäume, des Rasens und der Strohdächer entschieden hervorherrschten. Nur gegen Morgen kam durch Waldbläue, Wiesen- und Saatgrün Abwechselung in diese Eintönigkeit. Gestern sah ich das Weben des Nebels; in der Ferne blau, in der Nähe weiß, zog und schwellte er um alle Formen her und nahm alle Luft ein. Es war drei Uhr; ich ging. Die schattigen Stellen unter den Bäumen hatten einen violettpurpurnen Ton, der zu dem bläulichen Grün der Saat schön stimmte. Die Sonne schien einmal, gleichsam nur auf Besuch, zwischen das Nebelweben hinein. Später erschienen zwischen den dunkeln hellgrauen Wolken gemsenfarbene Schattirungen, eine grüne Stelle und eine vom fast schneidenden Blau. Wenn ich mit Farben umzugehen wüßte, führte ich ein Tagebuch von den Abendwolken.

Heute drückte die Nebelluft. Wie sie in England leben?

Meine Novelle ist bald fertig, aber zu ernst geworden. Kann ich, so schreib' ich bald eine heitere — Hedwig.

Den 27sten December, Abends.

Regen. Doch hatten wir köstliche Tage. Ich bin stundenlang umhergestreift.

Am Tage des Weihnachtabends war der Himmel wechselnd. Manchmal zogen sich Streifen von blauer Luft wie Fußpfade für Seelen durch die perlfarb'nen, leichten, schwebenden Wölkchen. Ich ließ das Morgenroth, die Wolken, den Tannenbaum, den Rauch, alle sprechen und sich freuen, habe aber die Verse vergessen.

Den 28sten December, Nachmittag.

Ich las Godolphin, einen von Bulwers früheren Romanen. Man hatte mir mehrmals dringend gerathen, ihn zu lesen: er sei so interessant. Hatte man Recht? Ja; die Charaktere des Helden und der Heldin sind vortrefflich angelegt. Bulwern gelingen solche halbdunkle Charaktere aus der Welt immer besser, als poetische aus einem einfachen Leben, weil Bulwer aus Erfahrung, nicht aus Eingebung schildert. Deswegen kann er auch nie einen Dichter darstellen. In Maltravers versuchte er es zwar, aber es wurde nur ein Schriftsteller daraus. In Godolphin hat er den Dichter durch das Temperament, aber ohne das Genie schildern wollen, doch auch das ist ihm nicht

gelungen. Er läßt Godolphin sagen: philosophy, poetry — all, all hypocrisy! „Damn the moon!“ said B— (yron) to me, as we stood gazing on it at Venice; „it always gives me the ague, but I have described it well in my poetry, Godolphin, — eh?“ Ein Mensch, bei dem wir auch nur an das geringste poetische Gefühl glauben sollen, darf das nicht sagen; denn er muß wissen, daß der Dichter fast nie Poesie spricht, ja, daß er sie oft selbst verläugnet, wie der Liebende die Geliebte, damit ihr Name nicht von ungeweihten Lippen entheiligt werde. Die Poesie ist dem ächten Dichter, was die Mysterien in Aegypten und Eleusis waren — geheime Feier in verschlossenen Tempeln.

Den 31sten December.

Tief still ist die Nacht;
Das Jahr verklingt in der Zeit —
Wie manches schwebet schon weit!
Kalt ist's in der Nacht.
Bald ziehet der Mond herauf —
Neues Jahr, thue dich auf!
Der Todten sei gedacht.
Der Todten — der Lebenden auch!
Zu ihnen zieh' Liebeshauch
Durch die kalte Nacht.
Scheidendes Jahr, gute Nacht!
Die letzte Blüthe gabst du mir,
Den letzten Gruß geb' ich dir —
Auf ewig gute Nacht!

1842.

Den 1sten Januar.

Jahr, dein erster Tag ist hell; möge dein letzter es auch sein. Wenn Schatten zwischen beiden lägen — hindurch!

Den 2ten Januar.

Den hellen Winter, den hellen Winter,
Ich grüß' ihn freudig, ich grüß' ihn singend.
Die Bäume blitzen, die Felder funkeln,
Die Luft sie leuchtet, das Eis es flimmert;
Die Glocken klingen, die klaren Glocken,
Die Schlitten fliegen, die Pferde wiehern;
Die Fenster strahlen, die Kerzen flammen,
Die Gläser schimmern, die Blicke brennen,
Die Weisen rauschen, die süßen Weisen,
Die Tritte tönen, die leichten Tritte, —
Den hellen Winter, den hellen Winter,
Ich grüß' ihn freudig, ich grüß' ihn singend.

Der Himmel ist heute so, wie in diesem Liedchen, aber der blitzende Schnee fehlt.

Den 3ten Januar.

Schneidend kalt, stürmisch aus Osten und noch ohne Schnee. Die Vögel frieren; Mutter sagt, es hätten ihrer sechs heute früh ganz kläglich mit gesträubten Federn auf der Fenstermauer gesessen, wo aber kein Hafer mehr war. Mutter hat ihnen gleich gestreut.

Den 7ten Januar.

Etwas Schnee liegt; der eigentliche aber ist noch in den Wolken, zwischen denen heute die Sonne schien.

Den 8ten Januar, Vormittag.

O, die Luft dringt kalt bis in das Haus — man schauert selbst in der Wärme der Zimmer. Und in dieser Kälte waren zwei reisende Schauspieler hier, hübsche junge Männer, einen armen Hund hinter sich her, auf den Sir sehr ungnädig war. Ob sie Tagebücher führen mögen? Alle solche leichten Wanderer sollten das thun — es würden da gewiß recht traurig-lustige „Wanderjahre" herauskommen.

Diese Tage über war's im Holzschuppen still, und so schrieb ich Hedwig beinahe fertig. Den zwölften und letzten Abend hoffe ich morgen schreiben zu können. Die Novelle hat das Glück, der Mutter sehr zu gefallen — ich finde, sie ist mir originell gerathen. „Poesie" aber hab' ich gegen das Ende hin so übereilt, daß ich dieses noch einmal machen muß.

Den 12ten Januar.

Der Schnee liegt, das heißt theilweise; theilweise ist er noch oben, denn der Himmel ist noch über und über blaßgrau.

Wie lächerlich mir die Deutschmusiker vorkommen, deren Ohren keine italienische ertragen können wollen. Ich kann jetzt urtheilen — ich habe Armide noch ganz in der Seele, und doch hab' ich gestern mit allem Vergnügen Melodieen von Donizetti gesungen. Freilich, Donizetti könnte nie die erste Arie des Rinald schreiben, dieses musikalische Wunderwerk, einzig in seiner Art wie Adelaide, dieses Bett von Harmonie, in welchem die Melodie in leiser Wellenbewegung aufwallt und niedersinkt; aber aus einem Rosenschößling wächst auch kein Palmbaum, und doch stehen Rosenbäumchen und Palmbaum beide schön und erquicklich im östlichen Frühlinge.

Den 13ten Januar, Morgens.

Glocken in der stillen Schneeluft, von drüben überm Flusse her — wol ein Begräbniß. So betäubend langes Läuten in der Nähe mir ist, so gern hör' ich es von weitem, durch die Luft gedämpft.

Bei der augenblicklich völligen Einsamkeit der Schneegegend, bei dem Läuten, welches jetzt erst verhallte, dachte ich an Norwegen mit

seinen Kirchen und einsamen Thälern. Ich weiß nicht, wohin es mich zuerst ziehen würde, wenn ich wählen und reisen könnte: nach Italien oder nach Norwegen. Dieses ist neuer und muß wunderbar sein.

Den 14ten Januar, Nachmittag.

Der Wind sauset und schüttelt den Schnee von den Aesten. Hinaus können nur die, welche gut mit dem Winter stehen; ich gehöre nicht zu ihnen; mein Leben im Winter ist immer nur ein künstliches, in dem aber doch ein gewisser Reiz liegt, wenn ich mich nur leidlich gesund erhalte. Graf von Hoffmannsegg, der größte Winterhasser, den ich kenne, meinte: alle Nordländer sollten mit den letzten warmen Tagen nach Süden ziehen — Andere versichern wieder: sie hätten nie mehr gefroren, als in Italien. Wir sollten nur im Winter zu leben verstehen, ganz geheizte Häuser, ordentliche Pelze und Schlitten haben, dann wäre eben der Wechsel unseres mittleren Klima's sein Vorzug.

Den 15ten Januar, Abends.

Schon die Hälfte des ersten Monates verstrichen. Und die Zeit soll für die Ewigkeit Saamen tragen?

Heute früh waren doch Farben, wir sahen wieder die Sonne zum ersten Male nach langen Tagen, und am Abend schwebten Goldwölkchen über den Baumwipfeln. Mir fiel ein schönes Gedicht ein; aber ich konnte es nicht in Zeilen und Reime bringen. Es geht mir oft so — ich habe schon die schönsten Gedanken wieder vergessen, weil ich sie nicht gleich in Worte fassen konnte. Dieses Gedicht sollte die Bitte eines Liebenden zur Dämmerungszeit sein. Es ist die Zeit des Obdachsuchens, sowie es Nacht wird. Der Pilger klopft an die Thür des Klosters, der Bettler kommt zum Armen, der Reisende steigt vor dem Zelte des Beduinen ab, der Fischer fährt in die kleine Bucht am Felsen, die Thautropfen bitten die Blumen, sie einzunehmen, die Lüfte sprechen die Bäume um ein Laubwinkelchen an, der Traum sucht sich ein Kissen, auf dem er mitschlafen könne, das Gebet geht vom Menschen zu Gott — wo eine Pforte ist, da ist auch eine Bitte; die Worte des Liebenden bitten an dem Ohr der Geliebten, es solle sich ihnen nicht länger verschließen.

Wenn das schön ausgesprochen würde, es könnte ein herrlich Gedicht werden. Der Ursprung des Gedankens war in folgender Strophe eines Liedes von Clemens Brentano:

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Kommt ein Bienchen mit Gesumm'

Sich zur Nachtherberg' zu melden
In den zarten blauen Zelten;
Schlüpft hinein und wird ganz stumm;
Gute Nacht, Eya Hoppeya
Singen Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Gockel, Hinkel und Gackeleia — das sind Namen, wie sie nur unsere Sprache hergiebt. Das Lied ist aus dem Märchen, über welchem diese drei Namen prangen. Das Lied ist auch deutsch — die Strophe von der Glockenblume die anmuthigste. Man sieht darin mit Augen, wie die schlanke Glockenblume sich wunderte, wie das Bienchen — denn es ist eine junge Ausfliegerin — eine große Biene würde sich nicht verspätet haben — also wie das Bienchen seine Geschichte erzählt und bittet, bis morgen früh in eine Glocke zu dürfen. Der Glockenblume ist es nicht ganz recht; indessen das Bienchen ist müde. So läßt sie's denn sich einen Platz wählen; es schläft gleich ein, die Blume bleibt noch eine Zeitlang gestört — der erste Schlaf ist immer der beste — aber endlich geht der Neumond unter, und es wird ganz dunkel auf dem Felsen — da schläft auch die Glockenblume wieder ein. Ich muß mehr von Clemens Brentano lesen.

Von der Poesie zu ihrem Gegensatze — der Langeweile. Ich habe schon oft daran gedacht, ein Buch über sie zu schreiben — des Stoffes wäre genug, aber er müßte systematisch behandelt werden, und wie sollte ich es anfangen, ein System aufzustellen? Das geht also nicht, aber für mich, zu meiner bessern Uebersicht von nun an, habe ich mir heute die Langweiligen in zwei Klassen eingetheilt.

Den 17ten Januar.

Axel und Anna von der Brehmer gab mir gestern schon den Gedanken zu einer ähnlichen Novelle. Heute fing ich sie an.

Den 18ten Januar.

Nach zwei schönen Tagen war heute feuchte Nebelluft über dem Schnee. Hedwig wurde gestern Abend endlich fertig. Die neue Novelle wird ein Capriccio. Und warum denn nicht?

Den 19ten Januar, Abends.

Was wird die Novelle wunderlich! Auch Begebenheiten sollen darin erscheinen, aber nur als Geister.

Den 20sten Januar, Abends.

Ich möchte all day long schreiben. Die Briefe kriechen mir im Kopfe herum, wie Ameisen, ich kann sie gar nicht schnell genug zu Papier bringen.

Den 21sten Januar.

Der Sturm fing schon gestern an sich von Zeit zu Zeit zu erheben; heute hat er die Herrschaft ergriffen und weht Schneeweben zusammen.

Den 24sten Januar.

Mir fährt es eben durch den Kopf, wenn am Ende Eugenie nichts taugte. Ich bin mit dem ersten Tage fertig — ich will ihn Mutter vorlesen und sie fragen.

Den 25sten Januar, Abends.

Hatte noch das Fenster auf. Der Mond stand blaßgolden in blauer Luftklarheit über dem Kranze der Kiefern. Diese warfen ihre breitästigen Schatten auf den Schnee bis vor mein Fenster. Sonst Alles hell.

Mutter ist zufrieden.

Ich esse zu Abend, wie Lamartine frühstückt — Roggenbrot und Obst. Ein bischen Torte liegt daneben.

Den 27sten Januar.

Ich bin heute schon mitten im dritten Tage der Novelle. Sie wird sehr sonderbar, Mutter sagt aber: interessant.

Den 28sten Januar.

Es genirt mich ein Bischen, mir die Briefe des düstern Franzosen französisch zu denken und dann während des Schreibens gewissermaßen zu übersetzen. Aber sonst werden sie nicht angemessen.

Den 29sten Januar.

O, der Himmel ist eine ununterbrochene blaue Klarheit; nur im Osten verschwindet diese in einen weiten schimmernden Schein, von der Farbe einer gelblichen sonnendurchleuchteten Hyazinthe. Die Sonne erhebt sich blaß und langsam über dem Graswäldchen, und dieses steht dunkelblau in silbernem Duft, während alle übrigen Bäume bis auf den kleinsten Zweig mit goldenem Krystall überzogen zu sein scheinen.

Den 30sten Januar, Abends.

Heute konnte ich nur den Brief Lucians an Harald schreiben. Ich wünsche übrigens, daß nicht alle Leser meiner Novelle sie so unbarmherzig mitnehmen mögen, wie es Mama jetzt zu thun gefällt.

Den 31sten Januar.

L'Elisire d'Amore und Anna Bolena sah ich gestern Abend und heute früh etwas durch. Was für reizende Melodieen! Ich will auch einige Duette abschreiben lassen — es kann ja doch sein, daß der Himmel mir endlich einmal einen Tenoristen schickt, der auch italienisch kann.

Den 2ten Februar.

Es ist ein stiller, grauer Abend — nur im Osten ist ein weißgelber Schein. Im Dorfe bellen von Zeit zu Zeit die Hunde, und im mittleren Gange liegen gefällte Pappeln schwarz auf dem Schnee.

In Haralds Burg, so will Mama die Novelle genannt haben, wurde ich gestern mit der Lösung fertig und konnte mich daher heute etwas ausruhen und über Balzac mit mir selber französisch sprechen.

Den 4ten Februar.

Ich bin nicht wohl; aber da ich nun des Endes der Novelle sicher bin, so füge ich mich philosophisch in einige fieberhafte Tage, während welcher der Geist nichts kann.

Den 6ten Februar.

Heute ist wieder ein Tag voll silbernen Duftes.

Ich lese eine Geschichte Polens von 1831 — sie ist gut gemeint, aber von Polen sollten nur Männer von Genie schreiben.

Den 7ten Februar.

Ach, drei Briefe zu schreiben — kurze, es ist wahr, aber doch zu schreiben!

Gestern Abend — nun? — ja, da ging die Sonne unter, wie jetzt immer an den himmlischen blauen Tagen; ein flüssiges weißes Licht zitterte am westlichen Horizont, und man hörte auch nicht einen Laut, weder um das Schloß herum, noch im Dorfe, noch im Hofe — es war ganz still und ich war allein.

Den 10ten Februar.

Mama meint: der Name Donizetti klinge schon wie italienische Musik. Wahr; eben so Rossini, Bellini, Pergolese, selbst Mercadante und Marcello. Mozart klingt halb italienisch, halb deutsch, ganz wie in seiner Musik italienische Melodieen und deutsche Harmonie sich vereinen.

Den 11ten Februar, Nachmittag 3 Uhr.

Draußen gewesen. Himmlische Luft. Der Sonnenschein schon dringend. Aber die Erde widersteht noch.

Wer sagt doch, daß Englisch unmusikalisch sei? Der hat gewiß nie folgende vier Verse aus Parisina gehört.

Each flower the dew's have lighthy wet,
And in the skies stars are met,
And on the wave is deeper blue;
And on the leaf a browner huer.

Ich sollte meinen, selbst wer nicht Englisch verstünde, müßte die Musik in ihnen hören.

Den 12ten Februar.

Ein blasser, blauer Nebelrand war am westlichen Himmel; in ihn sank die Sonne, wie eine purpurne Kugel. Dann fingen auch im Vordergrunde die Dünste an aufzusteigen — noch eine Stunde, und die Regenbogenfarben des Abends waren ganz verschwunden.

Den 13ten Februar.

Trauer im Frühlinge.

Es liegt für mich im Frühling eine Trauer;
Wenn er erscheint, erwacht auch sie in mir —
Es zittert meine Seele leis' vor ihr,
Wie vor der Luft die Ranken an der Mauer,
Wie vor dem Zug die Flammen an den Kerzen,
Wie von den Wellen angespühlt, das Rohr —
Aus seinen Knospen bricht das Laub hervor,
Die Trauer bricht hervor in meinem Herzen.

Ich fühle sie, wenn lind die Halme schwanken,
Ich fühle sie in tiefster Stille auch,
Und wie das Licht um jeden zarten Strauch,
So wallet sie um jeglichen Gedanken;
Und wie um die Gestalten aller Bäume
Das feuchte Gold des Abends flüssig rinnt,
Der Nebel dicht die blassen Fäden spinnt,
So webt und dämmert sie um meine Träume.

Und wie das Dunkelwerden mit der Helle
Sich mischet bei dem Nah'n der Dämmerung,
So mischt sie sich mit der Erinnerung,
Mit jedem Trunk aus jeder andern Quelle.
Noch ruhet in dem tiefen Schlaf die Erde,
Doch aufzuwachen fängt schon an die Luft —
Ich weiß, daß ich ein Weh'n und einen Duft
Und meine Trauer bald empfinden werde.

Den 15ten Februar.

Haralds Burg wird doch nur ein schwaches Bändchen — wie, wenn ich noch eine Novelle dazu schriebe? Mir ist heute eine hübsche Idee gekommen — Charakter und Plan sind schon fertig — es soll eine Novelle werden wie Love's Labour's lost ein Drama ist, leicht, ohne Intrigue, ohne Begebenheit, nur aus Scherz bestehend, aber graziös gesagt, von Poesie durchhaucht, von Schimmer umflossen — eine Pflanze, von der man medicinisch nichts gebrauchen kann, die aber den Botaniker durch seltsame Blätter und Blüthen an schlankem Stengel fesselt. Aber wie die Heldin und das Buch heißen sollen, das weiß ich noch nicht.

Nachmittag.

Angefangen. Die Heldin soll Lea heißen. Jetzt aber muß ich nähen.

Den 17ten Februar.

Der Schnee ist fort, so weit ich sehen kann, das Erdbeerbeet vor meinem Fenster schon ganz grün — frisches Gras sahen wir gestern schon an einigen Stellen hervorgekommen. Aber auch Wasser war schon in der Straße, und es wird bald die Inselzeit kommen.

Den 20sten Februar.

Heute war wunderschönes Wetter, der Mond stand schon um drei Uhr am tief blauen Himmel.

Den 27sten, Sonntag.

Heute Nacht hatte ich einen häßlichen Traum. Eine geisterhafte Amazone ritt auf einem Schimmel im Hause herum und um dasselbe her, hatte es auf mich abgesehen und nahm endlich ihren Abzug nur mit der Drohung, wiederzukommen. Dazu blies sie auf einer kleinen blechernen Panpfeife einen gespenstischen Galopp, den ich zu meinem Leidwesen vergessen hatte, sobald ich ganz heiß und angstvoll aufgewacht war.

Draußen hatte es die Nacht geschneit — dann schmolz der Schnee vor dem gelegentlichen Hervordämmern der Sonne, und jetzt ist Alles feucht, Wege, Rasen und Bäume. Von meinem Beete ist das Laub abgerecht worden und liegt nun als brauner Kranz darum her; nur einzelne Blätter sind noch auf dem schwarzen Boden zurückgeblieben.

Den 3ten März.

Aus einer gründlichen Ungeduld kann man sich nur durch Entschlüsse retten, — auch ich habe heute verschiedene gefaßt.

Wenn man bei solcher Ungeduld nur immer etwas zerbrechen oder zerstören dürfte! Dieses Gefühl ist das natürlichste; aber wer vernünftig sein will, darf ihm nicht folgen. Die Vernunft genirt unendlich.

Den 6ten, Sonntag.

Das Wetter ist schon aprilhaft. Meistens Wind, oft Sturm, Regenschauer, dunkle Schneewolken. Ich bemerke die gelben grellen Streifscheine und das mondweiße Scheinen der Sonne.

Gestern erzählte ich der Mutter Caleb Williams von Godwin und erschütterte sie selbst mit dem flüchtigen Abrisse.

Den 7ten März.

Nach langen Tagen heute gegen Abend draußen. Frische, milde Luft. Die Wiesen schimmerten schon grün, die Weiden schon goldröthlich. Ich sah vom Kirschdamme aus in die Gegend — die Sonne schimmerte in einem Wasserflecke links, wie Gold in krystall'ner Schale.

Agnes schreibt mir: „meinst Du nicht, daß wir Aprilwetter haben? Dann kommen vielleicht im nächsten Monate schon die Blüthen, und mit denen komm' ich zu Dir." Wie ich mich zu der Lieben freue!

Den 8ten März.

Tiedge's Todestag. Schlaf' wohl!

Den 9ten März, Morgens.

Sehr kalt, und doch kommt wahrscheinlich bald Regen, denn der Wind arbeitet aus Südwest.

Der Khalif Jezid gefiel Mutter gestern sehr. Ich dachte dabei an Freiligrath, der da sagt: der Dichtung Zeichen ist ein Kainsstempel. Welche thörichte, grenzenlos thörichte Uebertreibung! Wenn seine Mutter ihn versteht, das allein kann den Dichter schon glücklich machen. Wenn die Menschen des täglichen Brotes, der Banknoten und des Salons ihn nicht verstehen — nun: ich glaube, er würde sich in seinen eigenen Augen sehr erbärmlich erscheinen, wenn jene Menschen ihn verständen.

Nachmittag.

Idee zu Selima und Abdelaziz gefaßt und eine Romanze daraus, wo Abdelaziz dem ersten Erscheinen der Prinzessin harrt, gedichtet.

Den 10ten März.

Sonnenschein und Vögelgezwitscher. Die Wiesen — ich betrachte sie so eben durch mein Glas, wie Dandies Schönheiten in der Oper — die Wiesen also sind zwar auf dieser Seite noch gelb, aber wenn es noch einige Male regnete, wie gestern Abend, so werden sie gewiß grün werden. Gewiß; Jury sagte auch, als ihm in Warmbrunn die gläserne Spritze zwei Stock hoch auf das Steinpflaster herunter fiel: „liebe Tante, die Spritze ist eben aus dem Fenster gefallen, aber sie wird gewiß noch ganz sein."

Gestern Nachmittag ließ ich noch Selima an Abdelaziz und Abdelaziz an Selima schreiben, und gestern Abend machte ich, anstatt einzuschlafen, das erste Gedicht — die Nachtrast der Pilgerkarawane.

Von dem einen Schornstein von Pächters Hause steigt Rauch, neigt sich vor dem Südlüftchen und zieht vor meinem Fenster und an den Weihmuthskiefern vorüber, nach dem Eichwäldchen hin. Der ganze Raum vor dem Wäldchen ist schon leicht dämmerig.

Den 13ten März, Sonntag Morgens.

Italienische Gedichte gelesen und die Vögel zwitschern gehört. Weiß nicht, was lieblicher klingt, frühlingverkündendes Vögelzwitschern oder Italienisch.

Dann einen Plan gefaßt — wunderbar, wie man sich im Erfinden übt — die Pläne bilden sich wie Wolken in der Luft meiner Gedanken. Dieser würde eine Skizze aus der vornehmen Welt abgeben. Der Name „Leonie;" hier der Umriß. Leonie, 22 Jahr alt, nicht schön, aber interessant, genial in Musik und Malerei, seit

4 Jahren mit ihrem Jugendgespielen Julius verlobt. Dieser, Jurist, abwesend seit der Verlobung, erhält jetzt die gewünschte Anstellung in seiner Geburtsstadt und kommt zurück, um zu heirathen. Aber Leonie hat sich wunderbar entwickelt — sie ist ihm überlegen an Geist und bald auch an Liebe. Nicht, daß er ihr dem Wort nach untreu würde, aber er fühlt, daß er mit ihrer Cousine Bertha, hübsch, frisch, gutherzig, unbedeutend, glücklicher sein würde. Leonie erkennt ihn und giebt ihn edel auf.

Fünf Jahre später.

Julius und Bertha verheirathet. Glückliche, aber uninteressante Ehe. Julius sieht Leonie wieder, in der Universitätstadt, wo sie lebt. Beide, mehr entwickelt, werden Freunde; Julius erkennt Leonie an. Leonie hat den Schmerz um ihn überwunden, ein anderer macht sie schön — daß sie nicht reich genug ist, die Kunst in Italien zu sehn. Da bietet ihr ein Mann über sechzig, edel und würdig, die Hand. Mit ihm geht sie nach England. Dort, in der Saison, lernt sie den Neffen ihres Mannes kennen, 22 Jahr alt, in der Welt erzogen, mit ihr fühlend, Leonie im Anfange nicht anerkennend, allmälich aber zur Ehrfurcht für sie gezwungen. Möglichkeit einer Neigung zwischen Beiden. Der junge Mann entfernt sich entschlossen, und Leonie wird glücklich in der herrlichsten vollständigen Entwicklung ihres lichthellen Wesens.

Noch fünf Jahre später.

Leonie und ihr Mann sind in Italien. Dieser wird leidend und siehet das Ende dieser Leiden. Aber auch der junge Mann, Arthur, leidet. Ein Sturz vom Pferde hat ihn des Gehörs beraubt. — Arthur lebt in der tiefsten Einsamkeit — sein Charakter entwickelt sich. Er ist resignirt. Onkel und Tante beschwören ihn, zu ihnen zu kommen — er lehnt es ab — Leonie nicht mehr singen zu hören, wär' ihm das Schmerzlichste in seinem Unglück. Da ruft Leonie ihn an das Sterbebett des Onkels. Jetzt kommt er. Der Onkel stirbt. Stumme Liebe Arthurs. Leonie ist Engel gegen ihn. Da kommt Julius. Seine glückliche Ehe hat ihn zur Verzweiflung gebracht; er hat an Leonie gedacht, erst mit Bedauern, dann mit Sehnsucht, dann mit Leidenschaft. So kommt er — will Bertha von sich stoßen und hofft die alte Liebe bei Leonie zu finden. Julius ist ein schöner Mann, interessant geworden, in glänzender Stellung — Arthur ist unglücklich, kann Leonie nicht hören, ist nicht schön, nicht glänzend — Leonie bietet ihm ihre Hand.

Den 14ten März früh.

Gestern Abend dachte ich noch an Spiel und Tanz mit lauter achtzehn- und zwanzigjährigen Helden vor fünf Jahren. Wir Alle, die wir damals spielten und tanzten, liebten (die jungen Leute) und geliebt wurden (die jungen Mädchen), wir Alle sind seitdem wie Federn

zerstreut und gewiß ernsthaft wie vernünftige Leute von einigen zwanzig Jahren geworden.

Ich hoffe etwas von Leonie. Noch nicht bald ist mir ein Plan so entschieden und klar vor die Augen getreten. Doch ja — die letzten Novellen thaten es auch. Ich muß mir auch zu ihnen die Pläne aufschreiben.

Eine Erzählung von Emile Souvestre „die Bürgerin" ist mir kürzlich wie eine Blume gewesen, die ich gefunden hätte. Ich hatte sie nur übersetzt; aber ich konnte das Französische unter dem Deutschen errathen — ich hätte die ganze Erzählung zurückübersetzen können. Ihr Inhalt ist Poesie, aber eine traurige Poesie, wie wir sie in einem verschleierten Frühlingsabend finden. Ein junger Mann, Edmond Bian, soll Kaufmann werden und ist Dichter. In dem Hause, wo er abwechselnd Stunden als Maschine und heimliche Stunden voll stolzer Träume verlebt, sitzt an einem Pult, bei Rechnungsbüchern, ein kleines, unbehilfliches blasses Mädchen mit blondem Haar und großen blauen Augen, seine Cousine, Rose Poireau. Edmond würde sie lieben, wenn er glaubte, daß sie ihn verstände — jetzt, wo er in ihr nur „die Buchhalterin" sieht, die schreibt und strickt, nichts kennt, nichts weiß und, wie er meint, auch nichts fühlt, jetzt verwundet er sie, zürnt ihr, bringt sie zu Thränen. Dennoch reizt sie ihn, denn Edmond ist in dem Alter, wo der junge Mann „die Frauen" liebt, und eines Frühlingstages, als er Rose auf dem Lande, im weißen Kleide, sieht, wo sie, sich unbemerkt glaubend, Blumen pflückt, einen alten Hund liebkos't, die Vögel ruft, mit einem Worte das junge Mädchen ist, da ist Edmond ganz nahe daran, sie zu lieben. Aber im nächsten Augenblick ist sie ihm gegenüber, wieder schüchtern und unbeholfen, und Alles bleibt, wie es ist. — Dennoch fühlt Edmond zorniges Erstaunen, als er erfährt, daß Rose den Compagnon ihres Vaters heirathen soll. Rose wird krank, wieder gesund und verheirathet. Edmond beschließt nach Paris zu gehen; Rose kann ihn nicht fesseln, obgleich sie als Frau bisweilen eine Seele zeigt. Da kommt der letzte Morgen, Edmond steht wartend in dem alten Salon, in der grauen, trüben Frühe. Da tritt Rose ein. Er ist erstaunt — sie spricht zu ihm. Sie will nicht, daß er an sie blos wie an „irgend ein Geräth" denken solle; sie hat den Muth ihm zu sagen, daß sie ihn verstanden, daß auch sie Träume gehabt habe, daß ihre Gleichgiltigkeit nur ihre Hülle vor ihrem eiskalten Leben gewesen sei, daß sie fühle, seine Worte wisse, daß er ihrer nicht vergessen solle. Da bricht in ihm erst Begeisterung, dann Liebe hervor. Die Scene ist wahr und erschütternd, weil ihr Motto die furchtbaren Worte: zu spät! sind. Edmond bittet Rosa um einen Ring — schickt er ihr den einst zurück, dann erwartet er sie „drüben." Er fährt nach Paris, er kämpft ein Jahr lang um einen Namen,

dann endet er. Mit seinem Ende kommt sein Name, ein schönes Exemplar seiner Werke wird seinem Onkel geschickt, aber Rose hat seinen Ring empfangen, und „im Hause von Poireau und Compagnie giebt es Niemand mehr, der Verse lies't."

Gegen Abend.

An beau milieu von Abdelaziz und Selima bei der Beschreibung der Prinzessin sitzen geblieben. Vormittag draußen. Die Vögel so nahe gezwitschert! Die letzten gelben Buchen- und Eichenblätter knistern auch, an den Zweigen, wo nun bald jung Laub rauschen wird. Das Rosenbeet ist aufgedeckt, die Hyazinthen am Rande sind schon draußen. O lieber Frühling!

Den 19ten März, Abends 6 Uhr.

Ich bitte für die Armen,
Ich bitte, Herr, für mich;
Sind wir doch alle Arme,
Wenn wir nicht haben dich.

Wir haben wol die Sehnsucht,
Doch führt uns die zu dir?
Ach, daß du nehm'st und gebest,
Herr, darum bitten wir.

Nimm an von uns das Sehnen,
Und von uns nimm die Schuld,
Und gieb uns die Verheißung,
Und gieb uns die Geduld!

In diesem Liede ruht der Keim zu einem Buche, welches die Rettung eines Mannes durch ein junges Mädchen enthalten soll. Liebe soll nicht darin sein, nur Schuld und Sehnsucht von ihm, Reinheit und Mitleid von ihr. Es kann edel werden.

Ich habe heute nach schönen Gedanken im Ulrich gesucht. Ich mag so gern mit Ida Hahn empfinden; aber sie empfindet in diesem Buche heftiger, als je, und ich werde immer stiller. Da stimmen die schönen Gedanken, die ich wirklich fand, nicht in die Melodie meiner Seele.

Den 20sten März.

Am Morgen lag heute Schnee — jetzt ist Sonnenschein, bisweilen durch schöne dunkelgraue Wolken unterbrochen, und die Saat schimmert, und das Wasser auf den Wiesen glänzt und die Vögel zwitschern. O, es wird Frühling und ich freue mich. Wenn ich einst in Alhambra stehen werde, dann werde ich auch sagen: ich freue mich. Freude ist heiliger, als Entzücken, Jubel, Seligkeit, Wonne, als jedes andere Gefühl — über einen bereuenden Sünder ist Freude im Himmel.

Ida Hahn schreibt in ihren Reisebriefen recht schön über Alhambra, wie überhaupt die Briefe alle recht interessant sind, einen die

Schreiberin auch recht liebgewinnen lassen. Aber ich werde von Reisebeschreibungen sehr schwer befriedigt.

Das Lied der Margarita in Ulrich aber ist wirklich herrlich. Solche Lieder dicht' ich Ida Hahn nicht nach, weil ich in meiner Seele keine Flammen habe, nur Glanz und Schein, um geliebte Bilder mit Verklärung zu umweben. Verklärung nun lodert nicht, sie leuchtet blos, die Lieder von Ida Hahn aber lodern, ach, und wunderschön.

Den 21sten März.

Himmlisch draußen. Seit gestern ist meine Stubengefangenschaft aus; da fuhr ich, heute ging ich. Gestern hatte ich einen funfzehnjährigen Cavalier, heute sah ich Steine aus einem Stück Land graben, das in einen Obstgarten verwandelt werden soll.

Die Leidenschaft des Tanzes macht eine Frau gewissermaßen von jedem Manne in der Gesellschaft abhängig.

Zu unsern gesellschaftlichen Pflichten gehört es auch, daß wir uns manchmal mit Menschen streiten, die uns nicht verstehen.

Wer immerfort das Bedürfniß der Zerstreuung fühlt, gesteht mit rührender Bescheidenheit ein, daß er nichts Langweiligeres kenne, als sich selber.

„Haben Sie denn Melanie und das Leben einer Frau geschrieben?" Nein — aber wenn ich sie schriebe?

Mit wenigen Worten mein Verhältniß zu jedem Menschen, den ich kenne oder gekannt, skizziren, dürfte auch ganz interessant werden.

Wenn man zugleich mit Goethe und Tieck nicht gefällt, muß es einen eitel machen, nicht zu gefallen.

Den 22sten März.

O, wie fühlen wir, ob wir mit liebenden, oder mit gleichgiltigen, oder gar mit feindlichen Blicken betrachtet werden.

Gestern Abend versuchte ich, ob ich schon genug Spanisch wissen würde, um einer andalusischen Gastwirthin begreiflich zu machen: wir wollten den Puchero ohne Zwiebeln und Pfeffer haben.

Den 23sten März.

Es ist draußen ein kalter Wind und ein kalter Mondschein. Zwischen beiden fror ich, als ich jetzt nach Hause kam, wie im December.

Den 24sten März.

Ich lehnte mich sonst gegen das wirkliche Leben nur auf, weil ich es nicht kannte. In der Erkenntniß habe ich mich mit ihm versöhnt.

Sonst wunderte ich mich auch immer, daß ich trotz alles Suchens keine Gedanken finden konnte. Man wundert sich oft recht unnöthig.

In dem Ringen nach Gedanken aber lag schon die Ahnung, daß ich einst welche haben würde. So verlangte ich auch von meiner Phantasie herrisch, daß sie erfinden sollte; so hatte ich die heftigste Sehnsucht, singen zu können und Menschen poetisch zu berühren. Aus diesen Erfahrungen von Erfüllung nun ist das tiefe Vertrauen zu meinem innern Schicksal entstanden, daß dieses nur in voller seliger Klarheit enden werde.

Den 26sten März.

Es stürmt und ist kalt; doch sah ich gestern, daß die Knospen am Ahorn schon die erste purpurbraune Hülle durchbrochen hatten und nun goldbraun waren.

Den 30sten März.

Bis zum Sonnenuntergange draußen. Der Abend himmlisch mild, die Krähen in Bewegung, in der Luft schon Rindengeruch. Die Knospen an den Kastanien und den Linden schon im Schwellen. Selim, den türkischen Entrich, gefüttert.

Vorgestern war Schnee — gestern Regen. Ja, da kann's gruneln.

Den 31sten März, Abends.

Auf dem Spaziergange.

1. Im jungen Grase ruhen weiße Bretter,
Im Wege liegen dicht die Sägespäne,
Die Eichen hängen noch voll brauner Blätter.

2. Die Vögel zwitschern, singen, pfeifen, locken,
All' in verschied'nen Tönen; wo du streifest,
Ob da noch blühen schneeig weiße Glocken?

3. Ich möchte wol die Vögel alle kennen,
Die im bewegten Wald den Wind durchsingen,
Und wissen möcht' ich jedes Kraut zu nennen.

4. Rephühner nisten hier an einer Stelle
Und fliegen auf im Schwirren, wenn ich komme —
Die Wiesen sind vom blauen Wasser helle.

In der Stube.

Ich habe schlechte Verse jetzt gelesen,
Ein Geist verführte mich; nun bin ich traurig,
Wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen.

Ach, möchte doch die Sonne mich mit Blicken
Von Golde morgen wieder heiter machen,
Und möchtest Du ein schönes Lied mir schicken!

Den 1sten April.

Die Sonne erfüllte meine Bitte nicht, der Regen floß heute den Vormittag in Strömen, aber es wurde grün darunter, und so ließ ich es gerne regnen.

Den 2ten April.

Ich glaube kaum, daß je an ein junges Mädchen schon so viele Forderungen gethan worden sind, wie an mich. Ich sollte Componistin werden und Cantaten schreiben; ich sollte Mathematik, dann Botanik, dann Naturphilosophie, endlich speculative Philosophie lernen; ich sollte Klaviervirtuosin und eine Musterwirthin werden; ich sollte einen prosaischen Mann wählen; endlich jetzt soll ich ein Engel sein. Lieber Himmel, nichts weiter; das ist ja so leicht!

Den 6ten April.

Wenn dem Frühlinge plötzlich kalte Tage sich in den Weg legen, dann werden wir so ungeduldig, als würden wir selber am Fortschreiten gehindert.

Ich liebe die Moose und auch die Buchenknospen, so spitz und grün, sowie die langen Blüthenkätzchen an den Espen.

Den 8ten April.

Der Mensch sollte sich wie ein anvertrautes Geheimniß betrachten, d. h. nicht von sich sprechen.

Vorhin, als ich draußen war, hielt mich am Schüttboden ein wilder Rosenstrauch am Mantel fest. Ach, dachte ich, ich soll dich ansehen. Ich that es und sah mit Freude die violetten und grünen Zweige, die schon saftigen Stacheln und die rothen und röthlichen Knospen. O das Kleinste ist so schön!

Gegen Abend.

In Goethe's ersten Gedichten ist noch Allgemeinheit — erst später erscheint das „goethische Gefühl" — wie mir dünkt, zuerst in dem Liede:

Bild der Zärtlichkeit in Trauer,
Schwester von dem ersten Licht.

Wenn jetzt noch Gelübde auf einen Pfau oder einen Fasan gethan würden, so möchte ich eines thun — erst dichten, dann sprechen. Die Damen in der Provence flochten den Troubadours Kränze aus Pfauenfedern; gewiß ein Lohn, der anmuthiger und poetischer war, als die Orden, welche jetzt ein König dem Schriftsteller giebt.

Ein Dichter kann nebenbei Alles sein — was er kann, es schadet ihm nichts, wenn er nur ein rechter Dichter ist. Zeuge Shakspeare.

Den 9ten April.

Ich werde wol vor Zaida erst Hugo schreiben, der sich aber gar nicht poetisch anläßt. An Zaida dicht' ich zugleich. Den Anfang dachte ich mir heute Abend draußen aus.

Den 10ten April.

Man darf sich von dem Gefühle, daß man selber noch wenig leisten kann, nicht abhalten lassen, die höchsten moralischen Forderungen auszusprechen. Ich that es heute; ob mit Frucht?

Den 11ten April.

Heute ist fortwährend Schneegestöber — gestern war Briefgestöber.

Den 13ten April.

Die Erdbeerblätter — die neuen — und die an den Faulbäumen flimmerten — das Gras wuchs im Feuchten — die Moose leuchteten wie dunkelgrüner Sammet und wie rohes Silber — Alles heute Morgen, und gestern — macht' ich Lieder.

Den 17ten April.

Was doch für erbärmliche Dinge geschrieben und Lustspiele genannt werden!

Den 18ten April, Abends.

Wie es draußen steht. Die Veilchen blühen seit heute ordentlich. Die Schwertlilien zeigen ihre hellen Blätter; die Päonien stehen braun auf den Beeten. Lonicera und Spirea haben kleine krause Blättchen. Die Vergißmeinnicht sind heraus. Die Erde ist warm. Der Himmel war über und über voll weißer Krauswölkchen, die am blassen, blassen Monde luftig vorüberzogen.

Den 22sten April.

Heute vor einem Jahre pflückte ich Himmelschlüssel im Plauenschen Grunde und fand an einem Berge Nester von wilden Veilchen. Hier blühen die duftigen — ich pflücke mir zu jedem Spaziergange eines. Uebrigens ist ihr Sichverbergen unter den Blättern auch blos eine von den vielen Redensarten in der Welt, sie sagen: sehet uns an! so deutlich, wie Blumen es sagen können. Aber ich muß zum dritten Male heute spazieren gehen.

Den 23sten April, Nachmittag.

Draußen steht es so: die Hyazinthen blühen — natürlich; Akeley ist heraus, Maiblumen sind es noch nicht. Birken und Buchen sind gleich weit, d. h. sie haben kleine spitze Knospen. Ein Kastanienbaum hat die Blätter schon aus den zurückgeschlagenen Knospenschaalen herausgestreckt, aber sie hängen noch nicht, stehen noch zusammengefaltet. Der Ahorn rührt sich auch; seine Knospen sind angeschwellt und schimmern ganz in demselben Glanze, wie die brasilianischen Käfer, von denen Fanny Ohrringe hat, nur sind die Flügeldecken der Käfer goldgrün und die Knospenschaalen des Ahorns goldbraun.

Den 1sten Mai.

Magdalene angefangen.

Den 3ten Mai.

Die Natur ist durchaus rücksichtslos, und das Genie, das denn doch überall unmittelbar aus ihr kommt, gleicht ihr darin so, daß es etwas unbequem mit ihm leben sein soll.

Wird es dem Genie irgendwo zu enge, so macht es dem Dampf nach, wie der es macht, und fährt heraus. Was dabei zerspringt, ist nicht seine Sache.

Der Wind reißt an den Wirbeln. Ließ ich ihn herein, würf' er mir meine Papiere durcheinander.

Den 4ten Mai.

Mama fragt: was denn eigentlich in der Wüste zu sehen sei. Ich erzählte es ihr. Sie meinte: darum Hunger und Durstleiden!

Den 5ten Mai.

Mein lieber Geist, habe Geduld mit Magdalenen.

Den 10ten Mai.

Der Schlehdorn blüht, und es ist kühl, wie immer um die Zeit seiner Blüthe. Wenn es warm und frisch würde, und —

Den 11ten Mai.

Ich sah gestern Abend noch rosa Wolken durch die Buchenzweige, schöne Farben um den Sonnenuntergang, hörte Kuckuck und Nachtigallen und dichtete an Selima und Abdelaziz.

Den 13ten Mai.

Wir waren eben am Friederikenplatze; die Ohlkirschen dufteten köstlich; am Himmel waren schmale rosa Wolken — leider Wind! Eine Thauwand im Abend — wo die Sonne unterging, sah man an röthlichem Feuer. Der Mond stand auch im Abend.

N. S. Mein Freund, Sie sehen, wie zuletzt nur noch einzelne Tage durch wenige Worte bezeichnet sind. So in Ungeduld enden alle meine Tagebücher. Meine Lebensgeschichte wird immer lückenhaft bleiben. Bleiben Sie gesund.

An Agnes Franz.

Den 11ten.

Bald war es nicht, Agnes.

Ich habe mich aber wirklich so weit überwunden, auch nicht einmal über Dich zu murren. Das ist sehr viel — ich wunderte mich über mich selber — sah daraus recht, wie lieb ich Dich haben muß, mehr, als ich selber noch eigentlich weiß. Geseufzt aber hab' ich zum Erbarmen und dem Abendwinde erzählt, was Du an mir thätest. Dem war das nun freilich herzlich einerlei — er sang zwischen den Blättern, spielte mit den Blumen, badete sich im Strome und ließ mich klagen,

soviel ich wollte. Der Abendstern, der jetzt schon eine Woche lang allabendlich in voller Pracht über dem Ahorn schwebt, sah schon etwas theilnehmender aus — im Grunde ist aber auch ein Stern doch nur ein nutzloser Vertrauter. Hast Du die Sternschnuppen gesehen, von denen versprochen wurde, sie würden vom neunten bis zum elften von allen Seiten erscheinen? Nun, ich habe diese Abende hindurch die Augen aufgemacht, aber nichts gesehen. Die Nächte deswegen aufzubleiben, das war mir zu viel; wer wußte am Ende auch, ob welche hier erscheinen würden. So ging ich denn zu Bette und träumte Unsinn. Für heute nur diesen Gruß und die Lieder einiger Tage.

Den 25sten Juli.

Trennung.

Zwei Menschen sind geschieden
Auf lange, lange Zeit;
Sie stehen beide einsam
In tiefer Dunkelheit.

Und wird es auch bald Morgen,
Was hilft sein blaues Licht?
Es sieht dabei doch keiner
Das liebste Angesicht.

Wann?

Aus dem Dunkel wird die Helle,
Wie die Lilie aus der Knospe;
Aus den Tagen wird die Woche,
Wie die Perlenschnur aus Perlen.

Doch es kann der Sommerblumen
Keine den Geschied'nen sagen,
Wann aus Hoffnung wird Erfüllung
Und aus Trennung Wiedersehen.

Der Vermittler.

Zwischen Zweien, zwischen denen
Trauer, Sehnsucht, Schweigen, Raum,
Ziehet durch die Abendwolken
Himmlisch hin und her der Traum.

Jeden grüßet er vom Andern,
Beide spricht er sanft zur Ruh',
Und die müden Augen fallen
Ueber ihren Thränen zu.

Den 29sten Juli.

Einziges Wollen.

Du frägst mich, was ich will? Was kann ich wollen,
Als schlafen, traumlos, reglos, todesstill;
Kann sein, daß jetzt im Meere Wogen rollen,
Daß mächt'ge Donner im Gebirge grollen,
Daß Pflanzen kräftig brechen durch die Schollen,
Daß zu den Sternen seh'n die Sehnsuchtsvollen,
Kann sein, daß einst auch meine Thränen quollen;
Heut' sag' ich Dir, daß sie nicht fließen sollen,
Daß ich nur schlafen, ruhn, vergessen will.

Ein Flehen.

„Gedenke mein, gedenke mein!
Gott, wenn Du mich vergessen könntest!
Wenn Du in Deinem Innern Dich
Von meinem Angedenken trenntest!“

Er sprach's, ich sah ihn seine Hand
Mit Angst an seine Schläfe pressen —
Sie sah die Sterne träumend an
Und dachte: könnt' ich ihn vergessen?

Ein Edler.

Und ist die Hoffnung Dir gestorben,
Was machst Du da noch auf der Welt?
„Ich preise Gott, wenn seine Rechte
Er segnend über Andre hält.“

„Ich sehe zu, wie Andre weinen,
Das thut mir tief im Herzen weh';
Doch herrlich dünket mir die Erde,
Wenn Kinder froh ich jauchzen seh'.

Den 31sten Juli.

Dein Schmerz.

Was ist Dein Schmerz?
Ein vergeblich Sehnen?
Ein unmöglich Heil,
Welches nicht um Thränen,
Nicht um Ringen feil?

Das ist Dein Schmerz:
Daß von ihr Du ferne,
Daß vertagt Dein Glück —
Aber auf zum Sterne
Deiner Nacht den Blick!

Ist das Dein Schmerz?
Ein verrathnes Lieben?
Ein gebrochnes Wort,
Das Dich wild getrieben
Aus der Heimath fort?

Und gefaßt den Schmerz,
Ihn gepreßt in Lieder
Voller Kraft und Gluth,
Und dann vorwärts wieder
Mit des Mannes Muth!

Allein.

Ich blieb allein, allein!
Sie kamen nicht, mich anzusehn,
Zu fragen mich, zu preisen mich,
Und doch mein Wort nicht zu verstehn
Und fremd bei mir zu fühlen sich —
Ich blieb allein, allein!

Ich bin allein, allein!
Ich kann durchforschen meine Brust,
Mein Kleid nur in den Halmen rauscht —
Ich kann mir träumen Leid und Lust —
Kein Blick, der späht, kein Ohr, das lauscht —
Ich bin allein, allein!

Den 6ten August.

Ein Pilger.

Du bist ein wunderschönes Bild,
Ich bin ein Pilger auf der Erde,
Ist es vergönnt mir, Dich zu grüßen?
Und daß mir hier zu Deinen Füßen
Ein Augenblick des Ruhens werde,
Willst Du's gewähren himmlisch mild?

Ich spreche nicht von Liebe Dir,
Ich bringe keine Flammenworte
Als lodernd Opfer Deiner Schöne,
Ich hauche keiner Lockung Töne:
Für mich ist Heim an keinem Orte,
Selbst nicht zu Deinen Füßen hier.

Selbst Deinen Blick erfleh' ich nicht,
Laß ihn nur schweifen in die Ferne
Hin durch die nahen schönen Auen;
Nur eine Stunde will ich schauen
Empor, wie wol zu einem Sterne,
Zu Deinem holden Angesicht.

Und dann? Dann werd' ich weiter gehn,
Und ob ich Dein gedenken werde?
Wirst Du's, wenn ich geschieden, fragen?
Und thätest Du's, wozu Dir's sagen?
Ich bin ein Pilger auf der Erde
Und werde nie Dich wiedersehn.

Am Abend.

Ich sehe die Wolken,
Sie schweben und glühn;
Ich sehe die Wälder,
Sie ruhen im Grün,
Doch ich bin traurig.

Gedanken der Unruh'
Sind meine Begleiter,
Sie zögen mit mir,
Und ging' ich auch weiter —
Ja, ich bin traurig.

Da zwitschern die Vögel
Und flattern vorbei —
Ach, ich wollt', ich wäre
So harmlos und frei,
Und nicht mehr traurig!

Den 8ten August.

Vielleicht.

Was da schimmert,
Ist es ein Glück?
Was da leuchtet,
Ist es ein Blick?
Vielleicht.

Wird die Ferne
Farbig erglühn?
Werden Rosen
Feurig erblühn?
Vielleicht.

Den 9ten August

Dringen durch die Ferne.

So hoch die Sterne,
So tief die Wellen,
Und doch kommen Strahlen
Herab von den Sternen
Und berühren die Wellen.

Auch von Deinem Sterne
Kommen bebende Strahlen
Durch die Nacht der Ferne
Zu Deiner sehnsüchtigen Liebe.

Den 13ten.

Die Geschichte des gestrigen Abends.

Der Wind kam mit frischem Fluge aus Westen über die weite Fläche der Wiesen, von denen einige gemäht waren, andere frisch smaragden grünten. Ich ging ihm gerade entgegen — wenn ich im Hauskleide bin und die Locken hängen mögen, wie sie wollen, lass' ich mich gern vom Winde umwehen oder selbst umsausen. Dann saß ich auf der Treppe — da ging die Sonne rothgolden unter, in einem Rosalicht, welches aus einem Paradiese hervorzudämmern schien. Als ich später aufblickte, stand der Mond blaßzitronengolden da — schon im ersten Viertel — ich hatte ihn die Tage vorher gar nicht bemerkt, immer nur nach dem Abendsterne gesehen. Der blieb auch zuletzt in der Herrschaft über das Dunkel, aber es gehorchte ihm nicht ganz — hatte sein Wesen, wo nur ein Baum stand, der es mit Schatten schützte. Da wäre die Geschichte des gestrigen Abends aus.

Seien sie nicht mehr traurig; traurig sein ist ein schweres Tagewerk — hoffen ist ein besseres.

Ich soll nicht so viel denken, sagt der Vater. Ja, etwas muß man doch im Sinne haben. So hab' ich denn seit gestern angefangen auswendig zu lernen, was ich beinahe verlernt habe. Was ich lernen will? Parisina. Ich wollte, Sie könnten erst von Byrons Melodie trinken und seine edlen Gedanken mit mir theilen.

Später.

Ich lerne dieses Jahr immer mehr von meinem Heim kennen — wage mich immer weiter. Jetzt war ich zum ersten Male auf einem schönen Weidendamme, der anfängt, wo der Glockenblumendamm aufhört. Als auch der Weidendamm aufhörte: ging ich auf den Wiesen zurück. Mädchentritte stören das Gras nicht — es scheint sich freiwillig vor ihnen zu neigen — sich hinzulegen, damit die leichten Füße weich treten. Die goldenen Funken, welche bei den Sonnenuntergängen auf die Wiesen stäuben, haben sich in Blumen verwandelt, die häufig, mannigfach und lieblich blühen. Auch Vergißmeinnicht sind noch hier und da, aber nicht mehr schön — nur gestern fand ich noch ein frisches. Das Leben ist still, nicht wahr, in welchem ein Tag durch eine kleine Blume bezeichnet werden kann? Lassen Sie

das aber gut sein; „das Glück ist still, Geliebte," sagt Victor Hugo, der so melodie- und gluthreich, so macht- und seelenvoll ist, wenn er von Liebe dichtet. Mit ihm sagen es alle Dichter — auch Sie werden es einst sagen; in der Stille ist das Leben.

Den 16ten.

Ich sah eben die Sonne verschwinden. Sie war strahlenlos und golden und warf einen rosengoldigen Schein um sich her. Sie wissen — der kleine Weg ist mit Pappeln besetzt. An einigen Stellen, wo er sich windet, verdichten die luftigen Reihen der schlanken Bäume sich zu Gruppen, das heißt scheinbar, vom Garten aus gesehen. Wenn eine dieser Gruppen zwischen mich und die Sonne trat, war das Licht noch schöner. Die dunstblauen Waldsäume schlossen die Gegend ein. Ein Schein von Regenbogenfarben, blaß, geistig möcht' ich sagen, ruhte auf ihnen und schwebte in den ganz blauen Himmel auf, dessen Klarheit nur durch einige opalfarbne Wolken im Süden und durch den Mond unterbrochen wurde. Die Glocken der Schaafheerde läuteten — der Duft der Aepfel füllte den Garten. Während ich schreibe, wird es dunkler. Der Abend ist da — die Zeit des stillen Sinnens und der lampendurchflammten Feste, des einsamen Wandelns und der häuslichen Vereinigung, die Zeit der ungestillten Sehnsucht und der lieblichen Erfüllung, die Zeit des Friedens und der Thorheit, die Zeit der Gegensätze endlich. Am Abend nehmen auch Freundschaft und Neigung Gedankenpost und reisen schnell über Wald und See, über Thal und Höh'. Guten Abend.

Den 17ten.

Werden Sie lachen, wenn ich Ihnen sage, was mich gestern noch ganz spät im Mondschein bis an den Hof hinunter gezogen hat? Lachen Sie — ich sag' es Ihnen doch: der Gesang des Ochsenjungen. Ernstlich, die Stimme klang so gut, daß ich sie näher hören wollte. Es war zum ersten Male, daß ich von einem „aus dem Volke" einen gesangartigen Gesang hörte. Bis jetzt hab' ich mir meistens die Ohren verstopfen müssen, wenn irgendwo Stimmen laut wurden, und doch ist das Ohr in freier Luft sehr genügsam. Aber hier hatte ich immer gar zu wenig gehört, bis gestern der Ochsenjunge sang.

Diese Abende jetzt! Der blendende Mond zwischen und hinter den Bäumen in der durchsichtigen Luft; die Kühle, die sich leise verbreitet; die Stille, die durch Stimmen aus der Ferne nur unterbrochen, nicht gestört wird! Ich möchte bis tief in die Nacht hinein sitzen, hätt' ich Gedanken, mit denen ich die Stunden ausfüllen könnte. Aber für solche Stunden müssen ganz eigene Gedanken sein, die sich ausdehnen lassen wie Gold, und solche hab' ich nicht, oder mag sie nicht haben.

Aber theilen möcht' ich diese Abende — sie durchschwatzen über nichts und alles, wie man mit Freunden schwatzt, wenn man sitzt, wie es einem gefällt, schweigt, wenn man nachzudenken hat, sagt,

was man gedacht hat, was einem einfällt, für jedes Wort ein offenes Ohr, für jedes Lachen ein heiteres Echo, für jede halbtraurige Erinnerung einen theilnehmenden Blick findet. Warum liegen zwischen Freunden immer so viele Meilen, Orte, Rücksichten, Pflichten, Verhältnisse — Alles, das in der Welt hindert und trennt? Freunde — ich meine echte und rechte, sollten zusammen leben, das sollte die Hauptsache für sie sein — alles andere Nebensache. Was ersetzt denn Blick und Wort, Treue und Verständniß der Freunde? Doch nicht eine Menge und Bewunderung und Schmeichelei und Unterhaltung, oder was so heißt? Da seufze ich so für mich, und draußen seufzt das Laub in der Hitze.

Die Redensarten sind meistens recht thöricht. Da heißt es immer: Frauen sollen nicht berechnen. Nun, ich habe ohne Berechnung an meiner Tapisserie genäht, und jetzt geht mir eine Farbe aus. Ich kann zwar weiter, aber ich muß Lücken lassen. Werde ich finden, womit ich sie ausfüllen kann? Nach zweien unserer nahen — — Städte? hab' ich schon umsonst gesandt. Breslau ist nun noch meine letzte Hoffnung. Das klingt ganz schauerlich, als würde ein Anker entzwei gebrochen. Es ist eine unangenehme Angelegenheit — ich werde jetzt bis zu Goethe's Geburtstag, denn an dem hoffe ich in Breslau zu sein — nur mit Resignation Tapisserie nähen.

Den 19ten.

Wenn Sie gestern an eine der grünen Werderstellen gekommen wären, wo frische Gräser und saamentragende Halme auf einem Platze stehen, der von Gesträuchen umgeben ist, aus welchen hier und da schlanke Eichen sich erheben; wenn Sie gestern Abend, als die Sonne schon tief stand und auf dem Boden schon Schatten lagen, an eine dieser Stellen gekommen wären: wen hätten Sie da troubadour- oder — vagabondenhaft im Grase liegen gefunden? Ihre Freundin. Ernsthaft, mich in höchst schlanker Person. Ich fühle, wie seltsam, wie unerklärlich ich Ihnen erscheinen muß — ich weiß, daß ich Ihnen das Recht gebe; aber — aber — aber! zu sagen — indessen es ist darum nicht weniger wahr und wirklich geschehen und vor sich gegangen — ich lag im Grase wie ein Schüler in den Ferien, wie ein Zigeunerbube, der sich vom Kaninchenfangen und Hühnerstehlen ausruht, wie ein Schäfer, dem die Schaafe gestorben sind — dieser Fall ist auf einem kleinen Gute wirklich einmal vorgekommen — die Heerde war todt, und nur der Schäfer und sein Hund waren noch da — gut also, ganz so lag ich im Schatten einer schönen Weide, sah in die Grashalme und in die perlgrauen Wolken am blauen Himmel und wäre seelengern eingeschlafen, hätte Mutter mich gelassen. Aber sie störte mich nach kurzer Ruhe, und ich mußte ihr folgen durch hohes Gras und hüpfende Frösche, über Dämme und Stoppeln nach Hause, wo es noch im Mondschein glühend heiß war.

Heute flimmert die Luft ordentlich um die Bäume — so heiß ist es. Und kein Regen! Und keine Briefe! Es soll hier noch grüner sein, als irgendwo anders, aber es ist doch Alles wie ausgesaugt von brennenden Lippen. Und ob denn die Dintenfässer zugleich mit den Brunnen vertrocknen?

Unsere Blumen haben heute einen Zuwachs erhalten — einen kleinen Oleander, welcher in lieblicher Melancholie Büschel blasser Blüthen trägt. Ich liebe die Oleanderblüthe — sie leuchtet so frisch durch die Tagesgluth. Auch unser schöner Myrtenbaum bedeckt sich mit Blüthen. Auf dem Rasenplatze hinter dem Schlosse blühen die purpurseidnen Nelken, und darauf sitzen die weißen Schmetterlinge. Sie fliegen durch die brennende Luft, die wir nicht aushalten — ihre leichten Flügel tragen sie vom Morgen bis zum Abend — wo sie die Nacht hindurch schlafen, weiß ich nicht. Sie haben aber Stätten — Alles in der Natur hat seine Stätte, nur der Mensch oft nicht. Heimathlos sein muß sehr traurig sein.

Toute vie est triste, toute âme est blessée. Das ist der einzige schöne Gedanke, den ich in Cosima von George Sand gefunden habe. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß nicht, wer will, Dramatiker sein kann, so würde George Sand jetzt den Beweis geliefert haben. So herrlich im Roman, so ungeschickt im Drama! Sie sagen mir immer, ich solle etwas dramatisches versuchen; der Kritiker sagt mir dasselbe, Tiedge ermahnte mich auch dazu — aber ich lese die Dramen von George Sand und werde sehr bedenklich. Was sie nicht konnte — sie, das größte Genie, welches wir Frauen unter uns noch gehabt haben — sollte ich das können? Mein Verleger scheint es nicht zu meinen; er bat mich um der Literatur willen kein Drama zu schreiben. Ich fragte ihn: ob er denn bedenke, wie grundlos unartig er sei. Er gestand ein — ich lachte — wer ohne böse Absicht unartig ist, dem verzeihe ich gern, und weiß ich denn, ob er nicht Recht hat? Bis jetzt hat es mir noch nie gelingen wollen, einen dramatischen Plan weiter, als bis zu einigen Scenen auszuarbeiten — doch, daß ich mir nicht Unrecht thue — mit neun Jahren schrieb ich ein Schauspiel und bracht' es Mutter und Großtantchen. Da mir aber Mutter ganz trocken sagte: sie möchte gern wissen, was eigentlich der Inhalt sei, so vergrub ich es unter die Garderobe meiner Puppen. Sie sehen, der erste Versuch fiel unglücklich aus.

Später.

Am ganzen Himmel doch auch nicht eine Wolke — nicht ein Wolkenhauch, kann ich sagen, nur eine graue weiche Dämmerung rund um den Rand. Goldener Staub füllte die Straße, und die Staare schwirrten auf den Pappeln. Die Sonne war so still, man konnte ihr Auge in Auge sehen, und jetzt war sie noch da und jetzt nicht mehr — nur ein leiser Rosenschimmer schwebte noch über dem

Walde, und wie ein Gruß der Sonne an den Mond, der langsam heraufgekommen war. Da haben Sie aus meinem Divan

Das Buch des Abends.

Der Abend trauert oft —
Manchmal lächelt er —
Er ist der Vertraute der Sehnsucht,
Die zu ihm kommt und weint —
Er hat wunderschöne Farben,
Und rosige oder veilchenblaue Wolken,
Die er mit Golde beladet
Und in die Ferne schickt —
Er zündet den Mond an
Und sagt zu den Müden:
Höret auf, es ist Zeit!
Dann grüßt er seinen Stern und geht —
Wohin er gehet, weiß ich nicht.

Er löset die gefaßte Seele
Auf in der Luft voll Melodie,
Er giebt den Blättern Geisterstimmen,
Die lockend flüstern: suche sie.

Der Liebe purpurduft'ge Rose,
Sie blüht nur an der Jugend Quell —
Im Thaue stehn umher die Blumen,
In Thränen meine Augen hell.

„Was hat der Tag gethan, sag' mir's, o Abend!"
Er hat den Schiffen auf dem Meer geleuchtet
Und stolzen Kriegern, ziehend durch Gebirge;
Im Süden hat Orangen er gereifet
Und in Palästen ausgeruht, im Norden
Hat er geredet mit den alten Felsen
Und in die Wasserfälle Gold geworfen,
Daß sie's den Thälern brächten.
„Aber Du?"
Ich werde volle Regenwolken rufen,
Daß sie die Erde tränken, matt von Gluth.

Alles singet, Luft und Welle,
Pappel, Rose, Nachtigall,
Und im Herzen ist der süßen
Sehnsuchtslieder Wiederhall.

Vorm Walde steht Nebel,
Die Schatten dämmern blau hindurch;
Die Luft hat ihren Athem angehalten,
Sie rührt kein weißbefiedert Saamenkorn,
Der Nelkenpflanze blasse Blätter nicht,
Und nicht die letzte weiße Rose.

Verborgen liegt die Gegend
Vom gold'nen Sonnenstaub,
In Lindigkeit sich regend,
Umsäuselt mich das Laub.

Das ist der Flug der Staare,
Die zieh'n nach Süden bald;
Sie scheiden von dem Jahre,
Noch eh' entlaubt der Wald.

Nun ist der Staub geworden
Zu rosigblauem Duft,
Und drüben her aus Norden
Tönt Rauschen aus der Luft.

Die Sonn' ist nah' zu sinken,
Es wird noch tiefer still —
Ihr letztes mildes Blinken
Mein Auge trinken will.

Auf den Wiesen wallt es weiß,
Aus dem Boden quillt es heiß;
Vor dem Fenster auf dem Beet
Steh'n die Blumen dunkelroth;
Tragend seines Tages Noth,
Heimwärts jeder Müde geht.

Dunkle Wolken, die sind fern,
Wachend steht der Abendstern;
An dem Baume glänzt der Schein,
Welcher aus dem Fenster kommt;
Stiller Ruhe, die uns frommt,
Dürfen wir gewärtig sein.

Den 20sten.

Als ich gestern Abend genug in den weißen Mondglanz geblickt hatte und mir mit müden Händen das Haar wickelte — man kann so müde sein, daß es einem schwer wird, sich schlafen zu legen — nun, ich überhörte mich noch einmal die ersten Abtheilungen von Parisina. Und dann versuchte ich die beiden ersten zu übersetzen, ohne Feder, halb im Traume schon. Nun will ich sehen, ob ich über Nacht diese wunderliche Uebersetzung nicht vergessen habe.

1. Es ist die Stunde, wenn hervor
Die Nachtigall aus Blättern singt;
Es ist die Stunde, wenn dem Ohr
Der Liebe Wort entzückend klingt,
Und die Gewässer und der Wind
Dem Einsamen voll Gesanges sind.
Zu jeder Blume kam der Thau,

Und die Sterne versammeln sich im Blau,
Und dunkler wird es auf der Flut,
Und brauner das Laub im Schatten ruht,
Und in der Luft ist der Dämmerschein,
So lieblich-dunkel, so dunkelrein,
Der auf den Tag folgt allemal,
Wenn das Zwielicht schmilzt vor dem Mondenstrahl.

2. Doch es ist nicht zu horchen dem Wasserfalle,
Daß Parisina verläßt ihre Halle,
Und es ist nicht zu schauen die himmlische Pracht,
Daß hinaus sie wandelt im Schatten der Nacht,
Und wenn sie sitzt im Garten, im stillen,
Ist es nicht um seiner Blüthen willen;
Sie horcht, aber nicht dem Nachtigallsang,
Erwartet sie auch gleich süßen Klang;
Es gleitet ein Schritt durch das dichte Gesträuch,
Und ihr Herz schlägt schnell und ihr Antlitz wird bleich,
Eine Stimme durchflüstert das Laub, das bebet,
Und sie glüht aufs neu' und ihr Busen sich hebet —
Noch ein Augenblick, und sie werden sich grüßen —
Er ist hin — der Geliebte kniet ihr zu Füßen,

Errathen Sie etwas von dem melodischen Zauber des Originals unter diesen vielen Sylben „zu viel?" Ich wünschte es. Beschreiben läßt er sich nicht. Mit der dritten Abtheilung beginnt das Gedicht ernster, ich möchte sagen, schwerer vor Ernst zu tönen. Parisina, Gemahlin des Marquis von Este, und Hugo, sein Sohn von einer verlassenen Geliebten, sie vergessen Alles in ihrer Liebe — sie athmen nur für einander, als wenn Alles sonst verschwunden wäre. Aber sie müssen sich trennen, wie schon oft. Im Schlaf murmelt Parisina Hugo's Namen. Dieses Murmeln verräth sie dem Gemahle. Am andern Morgen hält der Fürst Gericht über beide. Den Sohn verurtheilt er zum Tode, Parisina soll den Geliebten überleben. Hugo rufet dem Vater das Unrecht zurück, welches er seiner Mutter gethan. „Wie der Vater sündigte, so sündigte der Sohn, und beide bestrafest du in einem. Meine Schuld scheint menschlichen Augen die schwärzeste, aber Gott muß zwischen uns beiden richten." Parisina steht ganz bleich und still, aus den weitgeöffneten Augen starrend, manchmal gleitet eine Thräne, die langsam zusammengeronnen, auf ihre Wange herab; sie will sprechen und kann nicht, und dann stößt sie einen langen Schrei der Todesangst aus und stürzt leblos zu Boden. Und am Abend klingen die Klosterglocken und Hugo wird enthauptet. Er stirbt, wie der sündige Mensch sterben soll — er hat nicht des Prie-

sters Beistand verschmäht, er hat demüthig gekniet und gebetet, er hat nicht an aller Hoffnung in der Höhe verzweifelt. Aber als sein Haupt fällt, zerreißt von einem vergitterten Fenster aus ein Schrei die Luft. Die ihn hören, wünschen erbarmend, es möge der letzte gewesen sein. Parisina's Name wird von dieser Stunde an von keiner Lippe mehr ausgesprochen. Keiner weiß, welch Schicksal sie gehabt. Aber was auch immer ihres Lebens Ende hier unten gewesen: es begann und schloß in Weh'. Der Marquis vermählt sich wieder, und schöne Söhne wachsen an seiner Seite auf, aber er sieht sie mit kaltem Auge an — für ihn giebt es nur noch schlaflose Nächte und schwere Tage — er ist über Leid und Freude hinaus — Lob und Hohn ist ihm gleich — nur vergessen kann er nicht. Das — Schuld und Vergeltung — ist der Inhalt dieses Gedichtes von Byron — langsam kommt in der einfachen Erzählung Schauer auf Schauer über uns, und wenn wir ausgelesen, athmen wir auf und die Brust bleibt uns doch noch beklommen.

Nachmittag.

Nun von einem andern Dichter, von Byron so verschieden wie das funfzehnte Jahrhundert von dem unsrigen — Ronsard. Ich habe erst kürzlich seine Bekanntschaft gemacht — in einer neuen, säuberlichen Ausgabe. Eine Masse Sonette, Oden, Elegieen luden mich ein, sie zu lesen. Sagen, daß ich den Einladungen aller gefolgt, hieße lügen — hin und her nur las ich ein Sonett. Vor Oden hab' ich eine angeborene Ehrfurcht — was ich nie erfahren soll, das darf man nur in eine Ode thun. Und wie gesagt — alle Sonette konnte ich auch nicht lesen — sie sprechen zwar alle recht geistreich von Liebschaften, aber eben deswegen. Nun, werden Sie fragen, was haben Sie mir denn da eigentlich von Ronsard zu sagen? Sehen Sie, zwischen den Sonetten und Oden sind hin und her kleine Gedichte zu finden, die vom Frühling, von der Rose, von der Nachtigall singen. Die sind reizend, voll schlichter Naturempfindung, wie ich sie unsern modernen Dichtern gar sehr wünschte, wie sie uns kaum lieblicher in Goethe entzückt. Besonders ein Liedchen von einem Weißdorn ist so herzlich und einfältig, daß ich es Ihnen wörtlich übersetzt sende. Auch das Maaß hab' ich so ziemlich beibehalten, von Reimen aber konnte natürlich nicht die Rede sein. Also:

An einen Weißdorn.

Schöner blühender Weißdorn,
Grünend
An diesem schönen Ufer,
Du bist bis zur Wurzel bekleidet
Mit den langen Reben
Eines wilden Weinstocks.

Zwei Schaaren rother Ameisen
Haben ihr Lager
An deinem Stamme aufgeschlagen,
Und in seinen Rissen haben
Bis ganz hinauf
Die Bienen ihre Zellen.

Der neue Sänger,
Sprosser,
Singend seiner Geliebten,
Seiner Liebe zu leben
Alle Jahr
Kommt wohnen in deinem Gezweige
Nun grüne, schöner Weißdorn,
Grün' ohne Ende,
Grüne, ohne daß je das Wetter,
Oder das Beil, oder der Sturm,
Oder die Zeit
Dich stürzen können zur Erde!
Auf deinem Wipfel macht er sein Nest,
Ganz einfach,
Von Moos und feiner Seide,
Wo seine Jungen auskriechen werden,
Die meiner Hände
Lieblicher Raub sein sollen.

Geht aus diesem Liedchen nicht ein anmuthiges Verhältniß des Dichters zu dem Baume hervor? Man muß einen Baum oft mit Liebe betrachtet, oft in seinem Schatten gestanden, oft selbst fern von ihm an ihn gedacht haben, um seinen einfachen Zustand mit allen kleinen Nebendingen so treu und innerlich empfunden schildern zu können. Und das Original klingt auch reizend, wie Sie aus einer Strophe sehen mögen:

Le chantre Rossignolet
Nouvelet,
Courtisant sa bien-aimée,
Pour ses amours alléger,
Vient loger
Tous les ans en ta ramée.

Sieht man nicht „le chantre Rossignolet," wie er ohne Umstände liebessehnsüchtig, mit Gesängen pour sa bien-aimée in der Kehle, zum Weißdorn kommt und in dessen schönem Gezweige eiligst sein Nest macht,

Tout uny,
De mousse et de fine soye?

Ich habe dieses Liedchen wiederholt gelesen und immer mit gleichem Wohlgefallen.

Den Dichter desselben habe ich mir unwillkürlich, so oft ich an ihn dachte, noch in einem Lustspiel nach spanischer Art zierlich und geistreich begrüßend gedacht. Ronsard gehört zu den Hofdichtern, deren letzter Metastasio war. **1524** geboren, sollte er studiren, langweilte sich auf der Schule und verlangte, neun und ein halb Jahr alt, die Bücher mit den Waffen zu vertauschen. Er tanzte, focht und ritt schon allerliebst, hatte schon Verstand, das heißt esprit, wohlverstan-

den, und wurde Page bei dem Herzoge von Orleans, Sohn Franz I. Als eine Kostbarkeit wurde der kleine Page dem Könige von Schottland überlassen, bei dem er sechs Monate blieb. Noch sechs Monate an dem Hofe von England, und dann kehrte er in das Haus Orleans zurück und wurde, der kleine Mensch, in geheimen Sendungen verschickt. Sechzehn Jahr alt, begleitet er als Geheimschreiber den französischen Gesandten auf den Reichstag zu Speyer, später geht er in derselben Eigenschaft nach Piemont. So lernt er die verschiedenen Sprachen, aber — als er an den Hof zurückkehrt, wird er ernsthaft krank, und als er wieder gesund geworden ist, findet es sich, daß die Krankheit ihm eine Taubheit zurückgelassen hat, die es ihm unmöglich macht, Diplomat zu bleiben. Was nun? Er ist schnell entschlossen — die Gelehrsamkeit empfängt jetzt die Huldigung, welche der kleine Peter ihr ehemals so hartnäckig versagte. Fünf Jahre lang studirt er Tag und Nacht. **1548** veröffentlicht er bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung ein Hochzeitgedicht, welches der Grundstein einer neuen poetischen Schule wird. Rabelais nennt ihn **le Pindariseur**, aber die Könige Heinrich **II.** und Franz **II.**, sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen und natürlich alle Hofleute nennen ihn den Fürsten der Dichter. Karl **IX.** endlich kann gar nicht ohne seinen Poeten leben und giebt ihm zu den Lorbeeren Pfründen und Gehalte. Ronsard wird Priester, um den Titel Almosenier des Königs annehmen zu können. Als aber Heinrich **III.** zur Regierung kommt, da zieht Ronsard sich vor dem unpoetischen Geschmacke des neuen Königs in seine Abtei von Croix-Val zurück und lebt dort dem Studium, der Freundschaft und der Ruhe, bis er **1585** den **7ten** Dezember friedlich stirbt. Es ist ein Dichterleben, für welches jetzt keine Zeit mehr ist und welches mir darum eben zu einer poetischen Darstellung geeignet scheint. Die Liebe fehlt darinnen nicht, freilich nicht die Liebe, wie wir sie von einem Dichter verlangen. Sie liebt nacheinander Cassandra, Marie, Astrâa und Helene, die letztere mit etwas mehr Höflichkeit, die drei ersten mit recht vielem Verstande, aber ohne alle Schwärmerei. Doch genug von Ronsard und zu einem deutschen Dichter, den Sie wahrscheinlich auch noch nicht kennen, denn er wird nicht gar viel gelesen; aber er verdient es, und ich bitte Sie, lesen Sie mit Aufmerksamkeit folgende:

Blätter über Grabbe.

Hannibal.

Obgleich mit manchem Modernen absichtlich vermischt, doch durch und durch voll Römermarkes, mehr, als ich je in einer deutschen Dichtung zu finden gehofft hätte. Völlig antisentimentales Auffassen der

Geschichte, keckes Hinstellen der Helden in ihrer eigenen derben, riesigen Menschennatur.

Hannibal ante portas.

Carthago. Alitta und Brasidas. Gespräch, kurzes, in Andeutungen sich verstehendes der Liebenden. **Alitta.** Du sprichst von dem Schwarzgelben vor Rom — was aber thust Du? — Sie will, daß er kämpfen soll mit Hannibal, dessen verzweifelte Lage vor Rom in wenig Worten von ihr glücklich geschildert wird. Brasidas ist bereit — sie zittert nun mädchenhaft — erzählt Träume. **Brasidas.** Weg mit Wolfstraum und rothen Sonnen! Giebt's nicht auch schwarze? Dunkelt nicht Hannibal so um Italien? **Alitta.** Mitternächte sind lieblich, und die lieblichste — hast sie doch nicht vergessen? **Brasidas.** Ewig durchspiegeln ihre Gestirne mir die Brust. Da sagtest Du zum ersten Male: Dein! — Einen Kuß, und er geht.

Marktplatz. Mit tollster, bitterster Ironie geschildert. Mitten durch das Gewühl stürzt ein Bote: „bei Cannä Sieg! Unermeßlicher Sieg!" — „Gut," sagt die Menge; „schrei nur nicht so." Und sie sieht sich die Affen und Pferde der äthiopischen Caravane an.

Cabinet. Die Dreimänner von Carthago. Zu einem Zwecke, aus gleichen Beweggründen, aber mit verschiedenster Individualität verbündet. **Melkir**, vollendete Niederträchtigkeit. **Hanno**, dummschlechter Mensch. **Gisgon**, große, kräftige, wenn auch nicht rechtliche Natur, das Schlechte verachtend, indem er es als Mittel gebraucht, seine Verbündeten mit Ekel betrachtend, wie schmutzige Thiere, die ihn ziehen zur Gewalt durch die Engen des Weges, und mit seinem stolzen Auge die Netze ihrer kleinen Klugheit durchdringend und wider Willen bewundernd auf Hannibal verweilend, den zu vernichten alle Drei Pläne schmieden.

Rom. Sitzung auf dem Capitol. Der Senat in seiner vollen Herrlichkeit, ruhig, unerschütterlich, obgleich Hannibal an den Thoren stürmt. In dem Augenblicke, wo man ihn an den Mauern Roms hört, wird Carthago's Untergang beschlossen, und die Scipionen werden gewählt, um nach Spanien zu gehen und Numantia anzugreifen.

Vor Rom. Hannibal führt seine Schaaren ab. Die Schlechtigkeit der Drei aus Carthago wird durch Boten und Brief zu Tage gebracht. Hannibal läßt noch einmal den Elenden ihre eigene unbegreifliche Thorheit zurufen und nimmt dann von einem Negerhäuptling, Turnu, eine Flasche mit Gift, um sie für sich und jenen zu verwahren.

Numantia und Capua.

Wie schon vorhin gesagt, völlig dem gewöhnlichen sentimentalen Herkömmlichen der Geschichte entgegen gehalten. Die Scipionen aus Halbgöttern wieder zu stolzen, ehrgeizigen Römern gemacht.

In Capua empfängt Hannibal sogenannte Verstärkung von Carthago und läßt den Admiral, den langsamen Ueberbringer von ein Paar tausend Mann Buckliger und Krüppel, aufknüpfen.

Abschied von Italien.

Hannibal führt den Fabius Maximus an, wird inmitten eines Festes von dem blutigen Bruderhaupte getroffen, kehrt nach Capua zurück und schifft sich ein. Vorher stürzt er sich noch auf die Erde, reißt Gräser aus, um sie an seiner Brust zu verwahren, und nimmt Abschied von der herrlichen Italia. Auf dem Verdeck aber, wo er mit Brasidas steht, ist er kalt und spricht vom Pech und Theer, wonach die Schiffe riechen. Brasidas sieht nach den blauen Bergen — „man müsse tausend Augen haben, um sich satt zu sehen an ihnen, in diesen klaren Wellen, an jenen duftathmenden Thälern!" Weiter: „Jene Rebengehänge, über ihnen das Traubengehänge der ewigen Sterne nach und nach aufquellend — Es ist, als ob — **Hannibal** — Es Abend würde." — O mein Gott, die Hoffnungslosigkeit in diesen Worten!

Gisgon.

Hier kehrt Hannibal nach Carthago zurück, schläfert die Dreimänner ein, dringt in die Stadt, begrüßt den Urvater Barkas, bringt Alitten ihren tapfern Brasidas, hält Zwiesprach mit Scipio dem Jüngern, dann Schlacht mit beiden Brüdern, wird besiegt, verrathen und entflieht. Jetzt zeigt sich die Arglist der Römer, welche erst die Waffen und Schiffe der Carthager, dann die Verpflanzung Carthago's ins Innere des Landes fordern. Hanno greift zu großen Worten. **Gisgon.** Hanno, wirst Du poetisch? **Hanno.** Und Du wider Deine Art so tief prosaisch? **Gisgon.** Wer würde das nicht bei so guter lateinischer Prosa? — Die Stadt unserer Väter also soll — „geschleift werden," ist die Antwort, auf welche Gisgon sich plötzlich in aller Ursprünglichkeit seiner selbst erhebt und die Sklaven als Racheboten durch Carthago sendet. — Carthago's Weiber und Töchter — es sind die schönsten der Erde, zu schön, als daß je Gemeines ihnen zu nahen wagte — **Hanno.** Die Weiber? **Gisgon.** Ein Weib gründete Carthago, Weiber helfen es retten, edler sind sie bei uns, als die Männer (o, ich weiß es, obgleich ich nur eine kenne!). — Hier hat Grabbe an Alitta gedacht. — Diese Weiber, schön und herrlich also, sollen ihren Schmuck zu Waffen hergeben und nur den Brautschmuck behalten, auf den Fall, daß es doch einst gelte, sich dem untergegangenen Vaterlande zu vermählen. Und sie thun es, in der fünften Abtheilung,

König Prusias,

welcher als die Erbärmlichkeit im Purpur, als die Aufgeblasenheit und Dummheit den flüchtigen Hannibal aufnimmt und mit schulmeister-

licher Weisheit dem Helden beweiset, daß — er ihn nicht begreift. In der fünften Abtheilung, welche mit diesem Ausbund überschrieben ist, schleudert Alitta, deren Brasidas gefallen ist, die erste Fackel in den festlich geschmückten Saal, nachdem sie dem Gisgon noch mit wenigen Worten ein Denkmal gesetzt und den Negerhäuptling Turnu an Hannibal abgesendet hat. **Alitta, als Turnu fort ist.** Und nun, Freundinnen, Gespielinnen, besser: wir werden heiße Asche, als blühende Sklavinnen. Ich beginne! — Sie wirft ihre Fackel an die Tapete, Alle umarmen sich. **Alitta.** Urvater, wie ist Dir? **Barkas.** Wohler, als je.

Und so ist Carthago untergegangen, und Turnu, dessen wunderbare Treue gegen Hannibal und daraus entspringendes Verständniß dieses faltigen Heldenherzens uns durch das ganze Stück wehmüthig lachen gemacht, Turnu kommt eben in dem Augenblicke in Bithynien an, wo Prusias dem römischen Gesandten Freiheit giebt, Hannibal zu fahen. Noch kann der treue Neger dem Helden das Herz durchbohren mit der lustigen Erzählung von Karthago's Untergang, dann kommen die Römer, und Turnu „häutet" mit Hannibal, denn so nennt der Neger das Sterben. Ein neues Fell, meint er dabei, würden sie anderswo wol bekommen. „Ja" — antwortet Hannibal, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. Trink!" Und sie trinken. Prusias aber kommt herein und breitet seinen Purpurmantel über den todten Helden, wie einst Alexander bei Darius gethan.

Don Juan und Faust.

Die verschiedensten Naturen, eins in einem; beide den Hunger des Tantalus, beide den Geier des Prometheus in sich tragend; Don Juan in die Sinnlichkeit sich stürzend, Faust in die leere Luft hinaufgreifend — beide verdammt, wie denn der Ritter am Schlusse sagt:

Dich aber, Juan, reiß' ich mit mir und schmiede
Dich an den Faust — Ich weiß, ihr strebet nach
Demselben Ziel und karrt doch auf zwei Wagen.
Don Juan. Noch jetzt ruf' ich als letztes Wort auf Erden:
König und Ruhm und Vaterland und Liebe!

Faust hat dem Satan unterliegend ewigen Kampf gedroht, denn er kämpft noch, er leidet noch, er haßt noch und tödtet im Zorne seine Liebe. Don Juan hält das Alles nicht mehr der Mühe werth, das Leben ist ihm zu erbärmlich, um sich darum zu kümmern, er nimmt es, wie es ist, er läßt es gehen, wohin es will, er steht ja und beugt sich nicht, nicht dem Tode der Anna, nicht der Erscheinung

ihres Vaters. Als Faust ihm jenen zuruft, damit Don Juan auch verzweifele, antwortet dieser:

Verzweifeln! Da, wo Weh' und Jammer,
Des Unglücks und des Herzbluts hohe Wogen
Auf uns einstürmen — gilt's, die Flagge auf-
Zuziehn, die auf des Lebens Masten flattert,
Gilt es für ihre Ehr', für ihren Ruhm
Zu streiten bis zum Abgrund des Verderbens!
Ja, mich erschüttert Donna Anna's Tod!
Die tiefe Brust bewegt er! — Doch ich spann'
Die Segel wieder, fahr' mit neuem Winde!
Giebt's nicht der schönen Mädchen tausend and're?
Wie sollt' ich mich um eine grämen?

Und als die Bildsäule seine Hand verlangt:

Die Hand! die Hand! — Doch bin ich nicht in Rom?
Hier reckte
Der Scävola die Rechte in das Feuer —
Ich thue mehr; ich strecke, kühn auffordernd,
Sie in das Reich der Unterwelt und spreche:
Das Leben ist ein Nichts, wenn es nicht Allem,
Was ihm begegnet, Stirne bietet!
Da!

Er giebt der Bildsäule die Hand, welche sie einige Augenblicke festhält und dann losläßt.

Don Juan. O schnöder Schurke! Leichenkälte fließt
Aus deiner Hand in meine Adern! — Lohnst
Du so den Handschlag eines Spaniers?
O Niederträchtiger, Du wärest werth,
Du lebtest nochmals, daß ich nochmals Dich
Erschlüge!

Endlich auf die letzte Frage der Bildsäule:

Willst Du bereuen und Dich bessern?
Was
Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don Juan,
So bin ich nichts, werd' ich ein Anderer!
Weit eher Don Juan im Abgrundschwefel,
Als Heiliger im Paradieseslichte.
Mit Donnerstimme hast Du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geb' ich Dir die Antwort:
Nein!

Daß er das Göttliche in seine Gewalt reißen will, ist der Frevel Faust's; daß er das Göttliche nicht anerkennt, der Frevel Don Juans.

Als dieser die Donna Anna haben will (denn anders kann man es nicht nennen), da schwelgt er in der Nacht, die ihn umfängt:

Still sind die Plätze und die Straßen, nur
Springbrunnen plätschern tändelnd in dem Dunkel, —
Die ewige Roma schläft, ermüdet vom
Jahrtausend langen Schlachtenkampf, vielleicht
Noch weit mehr von der Bürde ihres Ruhms.
Die arme Herrscherin der Welt! Sie hat
Die Liebe nie gekannt!
(Weiter vortretend.)
O welche Luft umweht mich!
Wie duftig strömt es her von Alba's Bergen!
Es ist die Luft, die einst die Cäsars nährte,
Der Aether ist's, in welchem heute die
Geliebte athmet!

Aber in demselben Augenblicke, wo Anna am Fenster erscheint, bemerkt er die Dienerin, welche ihr leuchtet:

Ein schwarzes Auge,
Ein Grübchen in der Wange,
'Ne weiße Haut, ein zarter voller Arm,
Und eine nette Taille.

Da bannt er Anna im Garten fest mit Liebesworten, welche sich glühend in das Herz einbrennen müssen, und als Don Ottavio naht, brummt er bei Seite:

Verflucht, ich war
Im besten Zuge; meinem Mund entströmten
Die Bilder dutzendweise!

Faust dagegen, als der Ritter ihm Anna's Bildniß zeigt, verliert sich in ihrem Auge.

Dieses Auges Braun
Kommt über mich wie Abenddämmerung —
Der Tag erbleicht davor, doch Sterne zahllos,
Entsteigen, selbst die Finsterniß verklärend,
Dem Abgrund — Ach des Himmels Gründe,
Sandbänke sind sie gegen dieses Auges Tiefen!

Faust zittert auch, als er Satan ruft und seine letzte unter Menschen menschlich verlebte Stunde geschlagen hat. Satan oder der Ritter ist in voller Erhabenheit gehalten, wie er für die Ewig-

keit gegen Gott drohend gerüstet steht und die Menschen mit zähneknirschendem, unauslöschlichem Hasse haßt, mit dem Hasse, der, wie er selber sagt, aus Liebe gequollen ist.

— stehst Du endlich in der Region
Des Lebens-Südens, wo der Hoffnung, wo
Der Sehnsucht Riesenbäume, mit den Wurzeln
Zum Tartarus hindringend, schnell und furchtbar
Zu Aethers höchsten Höhen sich erheben,
So daß die Sterne nur als goldne Früchte
In den belaubten Aesten schimmern, — wo
Das Wort, das einst die Welt, im Wahne, daß sie
Dadurch geschaffen, an dem Schöpfungstag
Noch halb im Traum geflüstert, voller Wohllaut
Wie eine Silberglocke, schwebend in
Dem Himmelsdome, durch die Nähe tönt
Und Ferne: erste Liebe?
O auch ich
(Myriaden Jahre sind seitdem verflossen)
War dieses Wertes voll!

Faust. Was? Wird der Satan
Sentimental?

Der Ritter. Leicht möglich, daß er eh'mals
Es gewesen. Jetzt lachet er des Spaßes,
Wie könnt' er so unsäglich hassen, hätt'
Er früher nicht so ungeheu'r geliebt?
Weich glüht das Eisen, eh' es wird zum Schwert,
Die Glücklichen nur kann ein Unglück treffen —
Der Teufel liegt dem Gotte näher, als
Die Milbe.

Donna Anna liebt den Don Juan und geräth in die Gewalt des Faust, aber sie bleibt unentweiht und treu dem Don Ottavio, den sie nicht geliebt und in seiner beschränkten Vortrefflichkeit nicht lieben konnte; aber:

Die Tochter des Don Gusman darf den Tod
Nicht fürchten und noch weniger ihr Herz —
Die Treu' ist ewig, Liebe ist vergänglich —
Das Ewige siege.

Napoleon.

Grabbe hat in diesem Werke den Dichtern künftiger Jahrhunderte vorgegriffen. Was wird Napoleon nicht für sie sein? Grabbe ist hier, wie immer, urkräftig, urwaldsturmwild. In das Getümmel der Meinungen mischt er sich nicht; sein Platz ist oben, auf hohem, stillem Hügel, von wo er herabsieht in die blutig durcheinanderwirrenden Schlachten. Daß er sich Napoleon groß denkt, ist natürlich. Enghiens Tod jedoch verurtheilt er durch den Mund der königlich-ungeduldigen und unmuthig-muthigen Angulème. Eine Nachtscene der freiwilligen Jäger am Abend vor der Schlacht von Ligny flammt. Major. Angestoßen! Zweiter Jäger. Zuerst denn: die Todten sollen leben, und über alle hinaus die auf den Schlachtfeldern von **1813** und **1814** hingesunkenen vaterländischen Helden! Major. Die Todten sollen leben und mit ihnen der, der es schrieb: der erhabene, wetterleuchtende Schiller. Alle. Schiller hoch! Fünfter Jäger. Schillers Jünger nicht vergessen, der gerade durch seinen Tod bewies, daß er ihm nicht nachklimperte, sondern nachfühlte. Major. Theodor Körner hoch, trotz seiner ofenhockerischen Recensenten! — — „Horch, die Musik brauf't los, ein Aetna feuersprühender Töne. Treten wir in die Reihen!" Diese Worte ruft ein englischer Oberst auf dem Balle in Brüssel, in den die Adjutanten Blüchers, schwarz vom Pulverdampfe der Schlacht, hineinstürzen, seiner Geliebten zu. Sie allein machen einen Dichter. Und während das Mädchen unter der Eishand des Abschiedes, welche in den glühenden Tanz hineingreift, zusammensinkt, ziehen unten die hochländischen Regimenter vorbei und singen:

Clan Douglas, Clan Douglas,
Die Mutter sie weint —
Was „weint!"
Dort trotzet der Feind!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie jammert die Braut —
Was „Braut!"
Der Feind ist schon laut.

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie stürzt er bergab —
Was „ab!"
Wir kühn in das Grab!

Clan Douglas, Clan Douglas,
Wie steil unser Stieg —
Was „Stieg!"
Zur Rache, zum Sieg!

Wo Grabbe nur das Lied herbekommen hat? Den Schluß bildet, daß Blücher Wellington sucht. „Wo ist mein großer Waffenbruder von St. Jean?" Gneisenau. Da kommt er! Wellington. Guten Abend, Feldmarschall! Blücher. Herzog, der Abend

ist des Tages werth. Wellington. Die Hand her, Helfer in der Noth! — Nun hält Blücher eine schöne einfältige Anrede an die beiden Heere, ruft: „Vorwärts, Preußen!“ und Grabbe schließt.

Die Hohenstaufen.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Nacht und Tag, schwarzes Gewölk mit Blitzen und rothe Wolken auf blauem Grunde, Zorndonner und Liebesflüstern, Alles aufeinander folgend, sich drängend, vorüberstürmend und schwebend, uns schreckend und entzückend, und aus all' diesem Ringen und Verschmelzen treten der Herzog von Braunschweig, von dem es heißt:

„Wahrlich, er nennt sich der Löwe und er ist es. —
„Auf dem letzten Kreuzzuge, wo es uns so übel ging,
„im syrischen Sande, lag ein Löwe in der Sonne:
„ernst, die Augen offen, zwei Spiegel der Wüste, un-
„regsam, und doch zum Sprunge bereit. — Seh' ich
„den Herzog, fällt mir immer das edle Thier ein.“

und der Kaiser, dessen Bild uns in der Antwort auf die vorhergehende Schilderung in folgenden Worten erscheint:

„Aber die Sonne, Baier, die den braunen Löwen be-
„schien, sah unserm Kaiser gleich, mit dem blonden
„Haar und der freien Stirn, hoch über der Welt dahin-
„wandelnd!“

vor uns hin, einander in Liebe und Haß gegenüberstehend. O diese beiden Gestalten! Beide so stolz, so groß, so sternenhoch! Wie lieben sie einander, daß es in ihren Herzen zuckt, daß sie sich halten, als wollten sie sich nimmer lassen! Und der Welfe reißt sich los und geht und verläßt den Freund in der Stunde der Noth, und wir dürfen ihn noch achten, und Alles bleibt menschlich rein zwischen den Helden. Diese siegende Sittlichkeit, welche wie ein heller Tag aus allen Wolken der Verwirrung leuchtend hervorbricht, ist eben das Große in Grabbe's letzten Dichtungen. Auch hier verzweifelt Keiner an der Menschheit, flucht Keiner dem Schicksale, geht Keiner verloren. Der Zorn tobt wild, und wie ein brüllend Meer wogt der Kampf der Waiblinger und Welfen auf und nieder, aber darüber schweben Sterne. Und leise mit einander flüsternd, scheiden die Helden auf dem Schlachtfelde an der Weser, wo der Löwe vor dem Kaiser gestürzt ist.

Bei dem Kaiser steht Beatrice, die Burgunderin, bei dem Löwen Mathildis von England. Der Dichter schildert sie uns. Bei dem Siegesfeste flüstert der Kaiser für sich:

wo jetzt
Der Leu wol einsam irret? Ach, vielleicht
Auf wüster See!
Beatrice. Mathildis wird ihn stets
Begleiten.
Kaiser Friedrich. Sie sei ihm ein Stern der Nacht!
Beatrice. Sie wird es sein! Sie leuchtet hehr und klar!
Kaiser Friedrich. O Rose, zarte Rose! laß die kalten Sterne!
Die Rosen funkeln heiß und duften!
O Rose, zarte Rose!

Die Fürsten, welche um den Kaiser her stehen, sind trotzig herrliche Bilder. Hin und her sind Stellen, mit Wehmuth, wie mit Thau bestreut. Die locken die Thränen.

Kaiser Heinrich der Sechste.

Hier ist Alles wilder und gewaltsamer. Der Vesuv hat Lava dazu hergegeben, Richard Löwenherz kommt mit etwas Brandungsbrausen dazwischen, doch ist er auch sanft, wie das Meer am Abend. Schöne Saracenengestalten lächeln stolz, oder senken die edlen Häupter, weil ihre Rosse vor Durst verschmachten. Der Kaiser ist groß, aber nicht rein. Wir bewundern ihn, aber gleichsam wider Willen. Vom Dichter ist er ein Meisterstück. Agnes, seine Muhme, die den Welfensohn heirathet und den Kaiser ohne Weiteres zur Freundschaft mit dem alten Löwen zwingt, zeigt denselben Charakter, nur reiner und lieblich. Constanze, die Kaiserin, dem Gewaltigen nachgerissen, durch ihre Liebe, nicht durch seine, schmerzt uns, aber wer kann ihr helfen? Wehe dem Weibe, das solche Männer liebt! In der Mitte seiner Entwürfe stirbt der Kaiser auf dem Aetna.

Den 21sten.

Jean Paul sagt: jedes Herz finde endlich seine Brust. Das glaub' ich nicht — manches Herz soll sich nicht ausruhen — es ist sein Schicksal. Aber für jedes Gefühl kann der rechte Dichter das Wort finden; Aussprache freilich nicht. Die giebt es nicht. Jedes Wort ist nur eine Hieroglyphe — wie das ganze Dasein. Wer keinen Schlüssel hat, versteht nichts.

Wie stehen nicht Mensch und Mensch sich als Räthsel gegenüber? Ist aber Verständniß zwischen ihnen, so lieset einer die Seele des andern.

Die verschlungenste Räthselschrift ist in den Blicken. Da ist die Liebe der Schlüssel.

Der Dichter muß den Schlüssel zum ganzen Dasein und zu jeder Seele haben.

Den Schlüssel zu den Seelen haben, nennt man in der gewöhnlichen Redeweise: Menschenkenntniß haben.

Ein geistreicher Bekannter fragte mich kürzlich: „woher haben Sie die tiefe Menschenkenntniß, still, wie Sie gelebt, wenig Menschen, wie Sie kennen gelernt haben?" Meiner Antwort Sinn war: „es ist mir gegeben." So ist es auch.

Zur Erkenntniß Gottes giebt es keinen Schlüssel. Er muß sich uns offenbaren.

Das Alles dachte ich in der Nacht nach Ihren Briefen und konnte nicht schlafen.

Ich dachte noch weiter. Gedanken wecken Gedanken, wie Halle Wiederhalle.

Der Gedanke der Unendlichkeit reißt Sie noch fort. Sie werfen sich noch hinein, wie in ein Meer. Sie müssen ihn aber langsam wie aus einem Becher trinken.

Dann ist er der Trank der Unsterblichkeit.

Das wiederhol' ich aus tiefster Ueberzeugung: eine Seele ist mehr, als alle Sterne.

Sie wollen sich noch immer stolz über das Irdische erheben. Dieser Hochmuth ist jetzt natürlich.

Ich aber liebe die Erde, meine Mutter Erde, wär' es auch nur um des ersten Veilchens willen, welches alljährlich im grünen Frühlinge aufblüht.

Ist denn die Erde nicht auch heilig? Ist sie nicht auch des Herrn? Und hat nicht Christus sie betreten?

Den 23sten, Abends.

Ich habe Briefe bekommen, die haben mich nicht traurig, nicht trübe, aber mir's gewissermaßen zur Pflicht gemacht, etwas ernsthaft auszusehen. Die haben Sorge, und da ist kein Glück, und sind alles Menschen, an denen ich Theil nehme, die ich liebhabe. Und kann nichts thun und sehe auch in der Zukunft nichts ab. Da ist es mir, als hätt' ich auf versengte Flächen hingesehen, und recht gut war es, daß ich Ihre Briefe voll Bergfrische vor den heutigen erhielt. Mutter fragte: ob durch und durch Frische in ihnen sei. Ich sagte: doch wenigstens Leben.

Ach ja, poète, bleiben wir am Leben, bleiben wir jung. Wollen wir nicht die Regenbogen aus der Welt fort haben, weil sie nur Schein sind: der Schein ist so schön in seinen Farben, leuchtet so himmlisch tröstend wollend durch die Wolken — schauen wir auf zu ihm, lieben wir ihn. Seien wir Kinder. Kinder freuen sich an Dingen, welche den Erwachsenen thöricht erscheinen — seien wir Kinder, freuen wir uns thöricht. Ich hörte einst im Kloster Maria-

stern eine herzliche Rede über die Treue im Kleinen. Der freundliche Geistliche sagte es uns liebevoll: das Große könnten wir nur selten thun, das Kleine alle Tage, und das Kleine sei, aus Liebe gethan, vor Gott so viel wie das Große, darum sollten wir das Kleine thun. So möcht' ich einigen Menschen, die ich gern froh sehe, an das Herz reden über die Freude am Kleinen. Ein großes Glück ist so selten, wie große Diamanten; aber kleine Freuden liegen allenthalben, wie manche selbst an Steinen wachsen. Wir Beide haben Freude am Kleinen, aber ich gönnte sie auch Andern. Doch dergleichen läßt sich nicht theilen; darum gute Wünsche denen, die ihrer bedürfen, Ihnen gute Nacht.

Den 24sten.

Wie der Mond gestern schien, das glauben Sie gar nicht. Ich kniete im Kabinet auf dem Stuhl, den Sie sich auserwählt hatten, wenn ich sang. Da aß ich Weißbrot, jetzt meist meine Abendmahlzeit, und sah durch die Zweige und die Blumen vor dem Fenster dem Aufschweben des Mondes zu; dann ging ich im Zimmer auf und ab, und Gedanken zogen über mir hin, wie Schwäne, mit sanftem Fluge, und ich blickte zu ihnen auf, wie ich zum Monde gethan hatte.

In solch einer Mondnacht möchte ich, wie Aladdin, Geister rufen können, um mir ein Schloß bauen zu lassen. Ich wählte dazu ein Halbthal, auf drei Seiten von blauem Gebirg' umdämmert, an der vierten, an der Südseite, von einem weit, weit und lang, lang hinwallenden See geschlossen. Wo auf der Erde solch Thal wäre, das entdeckte ich aus einem Wagen, den Adler zögen, und in welchem ich langsam über alle Länder hinführe, welche die Sonne liebt. Denn warm müßte das Thal sein und ganz, ganz einsam — die Menschen dürften dessen Dasein nicht einmal ahnen. Hätt' ich es gefunden, dann hieße ich die Adler sich niederlassen und riefe die Geister. Ganz von weißem Marmor müßte das Schloß sein, wie ein schöner Meervogel mit ausgebreiteten Flügeln dicht am See auf weichem Rasen ruhen. Weicher Rasen müßte auch überall das Auge ruhen lassen, Blumen müßten in lieblichen Gruppen aus ihm emporwachsen, schlanke Bäume Schatten um sich her streuen — diese Stellen müßten wie dämmernde Inseln auf stiller grüner Flut liegen. Bogengänge von Reben müßten sich lang, unabsehbar fast hinziehen, zu andern weiten Plätzen führend, wunderschön, durchdämmert vom röthlichen Abendlicht. Und auf den Plätzen, auf welche man aus den Nebengängen träte, müßten die einzelnen Bäume hier und da in Gruppen zusammentreten, welche das Licht schon mit größeren Schatten unterbrächen. Wenn nun das Auge ihrer von jeder Schönheit und aller Mannichfaltigkeit gesehen hätte, dann müßten sie sich dichter und dichter an einander schließen, bis zuletzt Waldstille, Walddämmerung, Waldgrün, Waldblühen, Waldduften, Waldentzücken einen umgäbe und

und es noch schöner wäre, als am See, oder im durchwandelten Garten, so schön, wie es auf der Erde nur in einem unentweihten Walde sein kann.

Aber wollte ich denn in diesem Thale selbstisch einsam sein? O nein, ich sendete meine Geister mit Botschaften aus. Einer käme, wenn der Sterne Zeit wäre, zu Ihnen und lüde Sie ein. Wäre es Ihnen recht zu kommen, so hauchte er Sie in Schlaf. Wenn Sie erwachten, stünden schöne weiße Gestalten zwischen purpurnen Faltenhängen um Sie her. Sie wären im Saale der Bildsäulen. Ein Brunnen wäre morgenländisch in der Mitte, wie in jedem Gemache des Schlosses. Der Saal wäre auf eine luftige Gallerie offen, der See blickte herein. Sie wären in meinem Thale.

Sie lernten da alle Künstler und Dichter und alle liebenswürdigen Frauen der Erde kennen. Alle hätte ich durch die Geister einladen lassen. Würde Ihnen aber nicht am Ende das Wolkenschloß, wie ich es Ihnen einst beschrieb, mit dem Monde zur Nachbarschaft und den Sternen zu Bekannten, noch lieber sein? Ich glaube beinahe; wir sind doch etwas hochmüthig.

An Moritz Retzsch.

Den 25sten.

Poesie, Meister! Wenn das Leben mir Poesie für Poesie zurückgäbe! Es hat es schon oft gethan — die Sehnsucht, die es mir läßt, ist Poesie; seine Armuth selbst ist Poesie — es hat mir auch schon Poesie der Erfüllung gegeben — ich habe Sie zum Freunde empfangen, ich habe einen Dichtergreis kindlich geliebt, auch zwischen andern Menschen und mir sind Augenblicke voll Poesie gewesen, schön, die Welt zauberhaft erleuchtend, — aber ob das Leben mir noch einmal die Poesie eines Glückes gewähren wird, wie es sonnenhaft plötzlich am Himmel erscheint und die Welt überflammt — wissen Sie es nicht, Meister und Magus?

Ich weiß es noch nicht. Ich blicke in Dämmerung, aber mein Blick ist klar, das glauben Sie mir. Das macht die Erde so heilig — wo man immer auf ihr stehe, da ist auch eine Fernsicht in den Himmel.

O und in den Himmel blicken zu können, zugleich mit kindlichem Glauben und mit Dichterbegeisterung des Himmels Heiligkeit und Schönheit sich zugleich denken zu können! Ich meine, Meister, das ist ein recht wunderbares Glück. Nicht?

Denken Sie meiner. Ich grüße Sie im Gold des heranschwebenden Abends.

An Elfride v. M.

Den 26sten.

Du hast ja immer komische Gedanken gern, carina, — ich habe eben einen — unsere schlesischen Ausdrücke mit ihren Erklärungen in ein Wörterbuch zu bringen. Es lohnte sich wirklich der Mühe — wir haben äußerst glückliche Bezeichnungen für allerlei. Du hast von mir nie welche gehört — sie werden nur in Schlesien verstanden. Hier sag' ich Dir ein Wort: tapern. Es bedeutet einen besonders klappernden und unsichern Gang — Rehe und Schaafe tapern auf Dielen; ein Kind tapert in Schuhen, die es drücken. Aber „taperig sein," das hat eine andere Bedutung. Um Dir die verständlich zu machen, denke Dir einen großen jungen Menschen vom Lande, der noch nicht viel von Papa und Mama weggekommen ist; von Papa, der jagt, wirthschaftet und raucht; von Mama, welche strickt, wirthschaftet und schwatzt — denke Dir diesen guten, jungen Menschen, wie er mit Papa und Mama zu einem Nachbarn, meinethalben Grafen oder Fürsten, eingeladen wird, wo eine elegante Gesellschaft die Zimmer mit ihrer lässigen, harmonischen Bewegung füllt. Der unglückliche Mensch kommt hinter Papa und Mama herein — man kann nicht sagen, er tritt herein — er kann noch weder auf- noch eintreten. Indessen in das Zimmer gekommen ist er, und nun steht er da, in einer Ecke an der Thüre — die Stiefeln sind ihm zu weit, der Frack will sich auch nicht recht anschließen, die großen Hände wissen gar nicht, was sie in noch größeren gelblichweißen Handschuhen eigentlich thun sollen — sein Gesicht ist heißroth vor Angst und Verlegenheit. — Da kommt ein Bekannter auf ihn zu, ein älterer Mann, der ihn bemitleidet — der arme Mensch weicht, während er seine Antworten stottert, mehr und mehr zurück — stößt mit dem Rücken an einen Blumentisch — die Vasen klirren, die Rosen entblättern sich — erschrocken thut er einen Schritt seitwärts, und eine Dame empfängt einen zweiten Stoß. Er kann nicht um Entschuldigung bitten — er ist stumm vor Entsetzen — da bietet man ihm Thee an — er nimmt eine Tasse und einen Zwieback — da fällt ihm der Löffel hinunter, er hat ihn aufgehoben und sich aufgerichtet, da fällt von der andern Seite der Zwieback hinab — ich bin zu mitleidig, um Dir das Bild weiter malen zu können, aber das nennt man taperig sein. Es können dies übrigens Menschen, auch ohne Verlegenheit, jeden Tag sein und es gewissermaßen als ein Recht betrachten, es zu sein, z. B. ein alter grämlicher Bedienter, ein alter ungeschickter Cousin. Auf dergleichen Hausgenossen muß man einige Gläser und Tassen zum Zerschlagen rechnen.

Ein zweites Wort dieser Art ist „mähren." Dabei denke Dir einen großen, sehr starken Herrn, mit einem hübschen, aber unsäg-

lich langweiligen Gesicht, welches weiß und roth wie das eines jungen Mädchens ist; denke Dir diesen, wie er mit mehreren Freunden ausreiten will, wie diese vor seiner Hausthür halten, wie er aber mit dem Fertigwerden des Anziehens nicht fertig werden kann, wie er endlich damit fertig ist, wie er seine Handschuhe nimmt, wie das nicht die rechten sind, wie er sie sucht und nicht finden kann, wie er seinen Bedienten fragt, wo die rechten seien, wie der Bediente antwortet: „gnädiger Herr, ich weiß es nicht;" wie er seinem Burschen sagt: er wisse nie etwas, er, der Herr, werde endlich die Geduld verlieren; wie die Wartenden auch die Geduld verlieren und von der Straße herauf rufen und rufen; wie die rechten Handschuhe endlich gefunden sind, wie sie angezogen sind, wie der Herr an die Thür geht, wie er an der Thür stehen bleibt, „hör' einmal," langsam zu seinem Bedienten sagt und ihm noch drei Aufträge, einen an den Kaufmann, den zweiten an den Kurschmied, den dritten an einen Bekannten giebt, denke Dir das Alles und Du weißt, wie wir Schlesier auf eine ganz besondere Art, durch mähren, zur Verzweiflung gebracht werden können. Uebrigens hab' ich die schönste Morgenstunde schon verschrieben und muß, wenn ich noch einen Athemzug frischer Luft erhaschen will, Dir Addio sagen.

An K. v. —

Den 26sten, Nachmittag.

„Eigentlich sind Sie ein possirliches Kind, über das ich meine Freude habe." Dank' Ihnen dafür, mein lieber, lieber Freund! Ich mag nichts lieber, als Freude machen, Kindern mit Kuchen, Fremden mit einem Gedicht oder dergleichen, meinen Freunden mit mir selber. Manchmal aber wollen sie sich nicht freuen. Sie aber wollen es. Nun, so will ich denn auch recht artig sein.

Heute Vormittag hätten Sie gewiß über mich gelacht. Da saß ich am Pilgerplätzchen auf dem warmen trocknen Rasen, knickte Grashalme, zerbröckelte dürre Blätter — es giebt deren leider schon überall — sah in das Wäldchen hinter mir, sah auf das Feld vor mir, sah in den Himmel auf und freute mich, daß wieder einmal Wölkchen da wären — mit einem Worte that auf alle mögliche Weise nichts. Aber still — ich habe ja auch in Byron gelesen, und zwar wie nur ein Mädchen in dem Dichter ihres Herzens lieset. Lieber Freund, es ist doch schön, so als Dichter nah' dem Tode noch in der Liebe stiller Geschöpfe zu leben.

Denken Sie übrigens nicht, weil ich vom trocknen Rasen gesprochen habe, es gebe hier keinen grünen mehr. O nein, mein Heim ist reich in diesem Jahre. Gar nicht von den Wiesen zu reden, so ist hier an der Landseite des Schlosses eine ganze lange Strecke ein wah-

rer Grasübermuth zu sehen. Und dazwischen hängen junge Akazien lange, lange Blätter aus, und der Gartenmohn blüht purpurn und rosa und der wilde feuerroth, und Sauerampfer und diese stehen behaglich da und halten, wie vernünftige Kinder Märchen, die Klagen über Trockenheit, über welche etwas weiter Halme und Nelken seufzen, für dummes Zeug.

Heute nur diese Worte — doch nein, noch eines — am ersten September werde ich zu Mittag in einer Waldschenke sitzen und weiche Eier essen, — da zeigen Sie sich einmal als ein Befehlshaber, der Sie doch sind, und gebieten Sie einem hübschen Abenteuer mir dort zu begegnen.

Abends.

Die Birken durchflüstert
Der Abendhauch —
Und soll ich den Birken
Nicht einmal nennen
Deinen Namen auch?

Ihr wehenden Birken,
Daß ihr es wißt,
Daß dieser Name
Der eines Freundes,
Eines lieben, ist.

Und nun, o ihr Birken,
Ersucht den Wind,
Er möge dem Freunde
Berichten, daß seiner
Hier gedacht das Kind.

Den 28sten.

Goethe's Geburtstag. Den feiere ich immer mit einem Gedanken. Der große, stille Meister — seines Gleichen wird nicht mehr sein. Andere Große werden kommen, aber wie er wird Keiner sein.

Wenn ich Byron liebe — zu Goethe's Füßen sitz' ich still und horche immer wieder auf seine ruhigen Worte, und jedesmal ist es, als ginge Licht mit ihnen aus, und die Welt wird mir wieder klarer.

Aber freilich Byron lieb' ich mehr und vor allen Dichtern. Sein Schmerz fesselt mich. Wo wir Leiden sehen, ich meine wir von dem seltsamen Geschlecht, welches man wol auch das schwache nennt, da lieben wir zwiefach, den Menschen und sein Leiden. Es ist so unsere Natur.

Daß Sie mir schreiben, zu Byron ziehe Sie eine Ahnung, freut mich. Da werden Sie ihn auch lieben, anders als ich, aber wol eben so stark. Ich hab' es auch geahnt, daß ich ihn lieben würde. Lernte ich doch größtentheils um seinetwillen englisch. Erzählen Sie mir nur, was Sie für ihn empfinden, auf welche Weise und mit welcher Bewegung er Sie ergreift, mit einem Wort das Werden Ihres Verhältnisses zu ihm. Dergleichen ist interessant.

Ich werde nun Shelley kennen lernen.

Was ich aber können möchte, draußen ganz still sitzen, gedankenlos, eine Stunde, zwei Stunden, den Wind hören, den Himmel

sehen und weiter nichts. Können Sie das? Ach, nein, wol noch weniger, als ich. Wer zerriß doch einmal in einer Laube beim Kaffeetische mehr Blätter — Sie oder ich? Sie — nicht?

Heute Morgen kniete ich am Treppengeländer und sah den Rauch aus den Essen des Nebenhauses steigen und sich beugen und senken und die Räume zwischen den Bäumen und Baumgängen füllen. Da dachte ich: in der Nähe wilder Leidenschaften muß die Luft so fein, wie jetzt von dem Rauch durchzogen. Und dann dacht' ich an Parisina. Byron schildert uns in ihr keinen Charakter, wir sollen nur an ihr sehen, wie ein Weib aus Liebe sündig werden kann. Das sehen wir und schauern leise. Es muß schrecklich sein, wenn die Liebe eines Weibes zugleich eine Schuld ist, nicht vor Gott liegen und um Erhörung flehen darf. Eine solche Liebe wischt sich nicht wieder aus von der Stirne — ein Schatten bleibt auf dieser, und das reine Auge erkennt ihn. Sündlos kann auch das Weib nicht sein, aber schuldig sollte es nicht werden — eine Schuld ist so furchtbar schwer — wie soll ein Weib sie tragen? Lieber Leiden tausendfach, als eine Schuld.

An Moritz Retzsch.

Den 31sten.

Meister, in dem Abenddunkel
Einsam heut' ein Mädchen war;
Eines Oleanders Blüthe
Trug's im dunkelbraunen Haar.

Lieder sang es heißer Liebe,
In der Sprache, süß von Laut,
Welche tönt der Alpen jenseits,
Süß, wie Flüstern einer Braut.

Dann in tiefen, langen Tönen
Sang es ernstbewegt ein Lied
In der heil'gen Heimathsprache,
Eines, der da wandernd zieht.

Wie aus treuen Seelen Echo's
Klang's dem Mädchen da von fern,
Und es sah hinauf zum Himmel,
Und es sah den Abendstern.

Ach, da haucht' es Deinen Namen —
„Meister, daß ich wär' bei Dir,
Dir zu sagen all das Leben
Frisch und wild im Herzen hier!"

Wie es kam, daß ich gestern so an Sie dichtete? Ich glaube, Sie fielen mir ein, als ich die dunkelrosenfarbene Blüthe auf spanische Art feststeckte. Ich erinnere mich bisweilen, wie Sie einst sagten: „ordnen Sie doch die Locken nicht — sie kleiden weit besser, so wie sie hängen." Bester Meister, es der Mode und den Malern zugleich recht machen, kann man selten.

Ich träume manchmal von Anzügen, wie ich von Buch, Bildern und Liedern träume. Wenn ich malen und setzen könnte: es würden

wunderschöne Bilder, geistermächtige Lieder. Aber die Farben und Töne gehorchen mir nicht — nur die Worte. Nun, man muß sich eben begnügen.

Mein Freund, was ich Ihnen Alles zu sagen hätte! Wie viel Poesie entsteht und verschwindet wie purpurne Wolken, die kein Auge angesehen hat, wie schöne Blumen an Waldstellen, wohin kein Fuß kommt! Ich wollte recht, daß ich nächsten Sommer zu Ihnen fahren könnte — mir wieder einen Strauß gelber Lilien und Rosen holen. Das Epheublatt, das Sie mir beim Abschiede gaben, ist jetzt in meinem Blumen-Album, auf einem Blatte mit einer Aurikel von meinem lieben alten Großonkel. Jetzt werde ich mir von einer kleinen Fahrt Blumen und Moose mitbringen, die im Sommer auf unsern schlesischen Bergen für mich gepflückt worden sind. Große Dinge, nicht wahr? Aber, Meister, an solchen kleinen Zügen sieht man, ob ein Herz sich erinnern kann.

September.

An K. v. —

Den 5ten.

Mein lieber Freund! Hoffentlich haben Sie am ersten dieses kein Abenteuer nach der Waldschenke geschickt — es würde mich nicht gefunden haben. Erst vorgestern hab' ich dort eine Stunde damit zugebracht eine schenkenhafte Mahlzeit zu verzehren und Heide auf den Hügeln zu suchen, die im Birken- und Kiefernschatten umherliegt. Es ist da ein hübsches Bischen Gegend aus solchen Hügeln, aus Waldwiesen und schönen Eichen bestehend. Selbst jetzt noch war sie ganz frisch, und meine armen staubmüden Augen erquickten sich recht. Manchmal kamen wir an einer Ebereesche mit ihren rothen Beerenbüscheln vorüber — Heide blühte überall. Ich liebe die Heide — ich möchte schon nach Spanien nur um seiner schönen Heiden willen. Auf einer Wiese sahen wir zwei Rehe; sie äsen sich und erhoben nur eben die Köpfchen, um unsern Wagen anzusehen. Ich dachte dabei an die, welche ich gefüttert und geliebkos't und um die ich nachher immer zu weinen hatte. Meinen Muza besonders werde ich nicht vergessen. Ich mag auch kein Reh mehr haben — man hat zu traurige Stunden, wenn solch ein Thierchen einem stirbt.

Was wir in Breslau gemacht haben? Mutter hat eingekauft, ich habe gesprochen und den Kritiker in eine resignirte Verzweiflung gebracht, weil ich nicht von der Stelle zu bringen war. Er kann sich

durchaus nicht darein finden, daß ich gegen das mancherlei Sehenswerthe so gleichgiltig bin; ich bewundere überhaupt die Geduld, die er in jeder Art mit mir hat. Nun, ich muß dafür wieder anderswo Geduld haben. Aber adieu für heute; die Welt erscheint mir so prosaisch, daß ich einigen meiner Freundinnen in das Handwerk kommen und anfangen könnte zu moralisiren.

An K. U.

Den 6ten.

Wissen Sie, daß ich nicht wohl bin? Wir armen Geschöpfe vom Lande können die Luft Eurer Theater und Conzertsäle nun einmal nicht vertragen. Doch — ich hätte die Erkältung vermeiden können, hätte ich mir den Mantel umgeben, statt ihn rücksichtslos auf Ihrem Arm zu lassen. Jetzt, wo nichts mehr zu ändern ist, will ich wenigstens meine Augenschmerzen zu vergessen suchen, indem ich mit Ihnen schwatze.

Immer, wenn ich kranke Augen habe, lese ich sehr viel. So studirte ich denn auch diesen Nachmittag eine Novelle, nein, eine Erzählung von Miß Edgeworth durch, und mir wurde unaussprechlich grau dabei zu Muthe. Die englischen Dichterinnen kenne ich noch nicht, in den englischen Schriftstellerinnen aber ist viel Prosa, und Miß Edgeworth ist die Prosa selber. Sie hat viel Gutes geschrieben; einer ihrer Romane, Helen, ist sogar vortrefflich, ich lese im Ganzen gern von ihr, aber man kann doch nicht prosaischer sein, als sie ist. Ich glaube, sie kennt selbst in der Phantasie nicht die Phantasie. Was würde sie nur von Bettina und von Rahel sagen, wenn die Bücher dieser Frauen je in ihre Hände kommen könnten? Doch sie würde gar nichts sagen, sondern sich in ein würdevolles Stillschweigen einhüllen, dieses Stillschweigen aber wäre das Urtheil. Ariel, beschütze uns!

Um mich wieder etwas zu erholen, nahm ich Wackernagels Gedichte, und der Duft deutscher Poesie, den nur sie hat, den nur ein Deutscher ganz fühlt, quoll mir aus den Blättern des Buches entgegen und erquickte mich. Ja, Wackernagel ist er, aber er ist ganz ein Deutscher. Darum berühren uns in seinen Gedichten fortwährend Erinnerungen und Aehnlichkeiten, und doch sind sie ganz von ihm.

Leidenschaft ist nicht in ihnen, der ächte Deutsche hat nicht Leidenschaft. Sein Schmerz stürmt nicht, seine Freude jauchzt nicht, sie ist melancholisch, so wie sein Schmerz tief und still. So schlagen auch aus Wackernagels Gedichten keine Flammen auf und sie klingen nicht, wie neulich ein junger Dichter sagte, nach Himmel, Hölle und Herz. Sie leuchten mit einem milden Schein und kommen aus einer Brust, die tief und voll Freude ist und voll Schmerzen war, aber in

welcher nie die Verzweiflung sang und der Hohn lachte. Die Lieder des ersten Buches sind alle von tiefer Hoffnungslosigkeit, aber in dieser ist doch eine gewisse Ruhe, welche macht, daß wir ihre Klagen zwar wehmüthig, doch auch ruhig anhören. Zum Beispiel aus „Todt" diese Strophen:

Ich weiß, einst kannte diese Brust
Auch ihren schmalen Theil der Lust
Und ihren Schmerz;
Einst ward von Muth und Zorn bewegt
Auch dieses Herz.

Wo ist mein Muth? Er ist gelähmt;
Und wo mein Stolz? Er ist gezähmt;
Was taug' ich mehr?
Es ist ja Tag; was wandl' ich noch
Bei euch umher?

Ja, flicht mir Blumen, gutes Kind,
Die schönsten, die im Garten sind,
Zu Kranz und Strauß;
Schmückt man die Hingeschied'nen nicht
Mit Blumen aus?

Sie sehen, selbst in der Todesermüdung des Herzens sieht er noch die Schönheit der Blumen und des kindlichen Mädchens, die ihm Kranz und Strauß windet.

Auch seine Naturempfindung, die in dem zweiten Buche ausgesprochen wird, ist ächt deutsch — er fühlt das Leid der Bäume und zugleich sein eigenes.

Verlorenes Sehnen.

Die Bäume stehn und schwanken,
Und möchten gerne schnei'n
Die Blüthen, ihre Gedanken,
Weit, weit in den Himmel hinein.

Sie schweben auf in den Lüften,
O schmerzensreicher Traum!
Und sinken und verdüften
Um den verblühten Baum.

Ich möcht' in den Himmel ranken
Mit einem kühnen Reim:
Aber meine Gedanken
Kehren weinend heim.

Andere Dichter erreichen den Himmel. Wackernagel blickt nur auf mit unsäglicher Sehnsucht. Er ist überhaupt ein Sehnender, aber ohne weichlich zu werden, davor bewahrt ihn das Einfältige in seiner Empfindungs- und Dichtungsweise.

Das dritte Buch ist eines voll Gedanken. Einige von diesen sind sehr kräftig ausgesprochen, besonders folgender:

Fall und Beifall.

Sei nur schwach: du wirst damit
Gleich den Schwachen dienen:
Wenn zum Rumpf die Eiche ward,
Hausen drin die Bienen.

Jammre nur: man hört sich gern
Einen Dichter kümmern:
Denn man findet malerisch
Eine Burg in Trümmern.

Aber wie den Mauern war,
Da sie endlich borsten,
Fragt man nicht, und wie im Sturm
War den hohen Forsten.

In dem vierten Buche ist eine unendlich süße deutsche Liebe, voll Andacht, lieblichem Weh, kindlichem Scherzen, welcher die Geliebte ebensoviel ein Engel wie ein Mädchen ist. Fast alle Lieder sind hier reizend, die Formen wechseln anmuthig wie schöne Schmetterlinge. Vater kann sich freilich nicht darüber beruhigen, daß der Dichter seine Geliebte ein edles Kraut nennt. Es kann es aber nur ein Deutscher thun, aber der kann es auch thun; wir, die wir Alles als unsers Gleichen behandeln, wissen, daß es köstliche Kräuter giebt, voll Duft, voll Heilkraft, und warum sollte die Geliebte dem Dichter nicht blühen wollen wie eines? Uebersetzt könnten diese Lieder allerdings nicht werden, aber einem deutschen Mädchen sind sie wie die zartesten Blumen aus einem heimathlichen Walde.

Wie in dem vierten Buche ächte Liebe, so ist im fünften ächter Glauben, der ein schöner Klang ist in dem Geräusche unserer Zeit. Ich danke Ihnen nochmals herzlich, daß Sie mir diese Gedichte gesandt haben — ich habe freundliche Stunden durch sie gehabt. Und ich will Ihnen auch wieder etwas schicken. Sie machten mir hier den Vorwurf, daß ich Sie so wenig von meinen Liedern lesen lasse. Ich mußte lächeln — Sie sahen so ernsthaft dazu aus, als ob wirklich viel daran gelegen sei. Das glaub' ich nun nicht; aber, damit Sie künftighin kein Recht mehr zu Vorwürfen haben, send' ich Ihnen hier eine abgeschlossene Sammlung von Gedichten, welche vor zwei Jahren geschrieben wurden. Und nun, Adieu bis auf den October.

Herbst-Album.

1840.

Bei der Quelle.

Nach la Fontaine von A. Henselt.

Hörst du die Quelle murmeln
Zwischen den Halmen fort?
Darf ich dir schau'n in das Auge?
Sag' mir ein Liebeswort.

Blume, nicht darf ich dich pflücken,
Knospest nicht auf für mich,
Aber dich ansehn darf ich —
Nicht wende die Schönheit sich.

Siehe, von allen Seiten
Schimmert des Mondes Licht —
Im Herzen ist keine Stelle
Von dir durchleuchtet nicht.

Siehe, die Sterne durchfunkeln
Mit Demantenglanz die Nacht —
So leuchten in meinem Leben
Stunden mit Dir verbracht.

Höre, die Wellen rauschen —
Sie küssen das bebende Gras;
Blume, dürft' ich dich küssen!
Aber zu mächtig wär' das.

Blume, du bebst, es hängen
Thränen am Auge dir?
Wende dich ab — ich bleibe
Still an der Quelle hier.

Burückblick.

So soll ich Dir es sagen, wo sie geblieben all',
Die einst mit Dir vereint hier eines Festes Schall?
Der Mond scheint durch die Bäume auf unsern stillen Gang —
Ich sehe zurück die Jahre — wie dämmernd und wie lang!

Nichts ist, wie es gewesen, nichts ist geblieben blos,
Zu Jedem kam der Wechsel, ein Jeder zog sein Loos,
Wenn nicht im Leben draußen, so in der eignen Brust,
Und Keiner wußte, zog er sich Wehe oder Lust.

Die Mädchen, die Du gesehen in ihrem Jugendglanz,
Sie haben beide getragen den bräutlich-grünen Kranz,
Das schönste Kind der einen im Grabe gebettet liegt,
Die andre hält ihr erstes an ihre Brust geschmiegt.

Und von den Männern der eine liegt auch im tiefen Grab,
Schon lange floß der Regen, der Thau darauf herab.
Und and're haben gesuchet, gefunden und gefreit,
Und einer ist trüb' und einsam, und wieder einer ist weit.

Und ob sie blieb dieselbe? Ich meine, sie blieb es nicht;
Und ob Du bist derselbe? Ich meine, Du bist es nicht;
Bescheid hab' ich gegeben auf die ernsten Fragen Dein,
Jetzt wird es zu kühl hier draußen, im Nebel und Mondenschein.

Nun?

Und hab' ich mit allen Fragen
Ueber Deine Zunge nicht Macht?
Warum willst Du mir nicht sagen,
Was damals Du gedacht?

Ist's etwas Böses gewesen?
Etwas Feindliches wider mich?
Ein Räthsel so schwer zu lösen?
Ein Geheimniß so schauerlich?

Wir saßen im stillen Zimmer,
Vor den Fenstern war die Nacht,
Drinnen heimlicher Schimmer —
Nun, was hast Du da gedacht?

Versicherung.

Jetzt nach dem lauten Tage,
Jetzt in der gold'nen Nacht,
Dem, was Du heut' mir sagtest,
Hab' ich noch nachgedacht;
Du kannst nicht recht mir trauen,
Du weißt noch immer nicht,
Wenn ich Dir seh' ins Auge,
Ob mein's im Ernste spricht.

Wahr ist es, wenn wir reden,
Ist es ein steter Streit,
Der Witz, der ist nicht blöde,
Das Lachen niemals weit;
Fast niemals kannst Du sehen
Auf meiner Stirn den Ernst,
Und nur mein äuß'res Wesen
Ist's, was Du kennen lernst.

Das inn're bleibt verschlossen,
Doch liegt das nicht an Dir?
Hast Du denn schon beschlossen,
Mich auszuspähn in mir?
Hast Du zu mir geredet
Aus Deiner Seele schon,
Und nicht nur, wie mit Jedem,
In Deinem Alltagston?

Ich denke nach im Stillen —
Du hast's wol schon gethan,
Und hast gewiß den Willen,
Dich freundlich mir zu nah'n;
So wird's wol dabei bleiben,
Daß ich zu viel gelacht
Und durch mein neckend Treiben
Dich um den Muth gebracht.

Darum lass' mich Dir sagen,
Daß nie mehr Du den Muth
Verlierst in künft'gen Tagen;
Ich meint' es immer gut.
Mein Scherz war nie Verspotten,
Mein Lachen niemals Hohn,
Und manches Deiner Worte
Traf meine Seele schon.

Und schon in mancher Stunde
Hab' ich von unser'm Sein
Den heil'gen Ernst empfunden,
Und nicht nur den allein;
Nein, auch der Schmerz des Lebens
Blieb meiner Brust nicht fremd,
D'rum werde, weil ich scherze,
Dein Zutrau'n nicht gehemmt.

An Agnes.

Du hast auf mich gewartet
Und ich bin nicht gekommen,
Das macht mir Reu und Schmerz;
Ganz still hast Du geharret,
Es zürnen nicht die Frommen,
Doch mich bestraft mein Herz.

Ich sehe Dich so gerne,
Und konnte da Dich sehen,
Du warst auf Stunden mein,
Und dennoch blieb ich ferne
Und ließ die Pferde stehen —
Wie konnte das nur sein?

Ach, ich war krank und fröstelnd
Sah ich den Regen rinnen
Und die Gewölke kraus,
Da fühlt' ich, wie im Neste
Die Schwalb', so wohl mich d'rinnen
Und mochte nicht hinaus.

Am Abendrothplätzchen.

Wer da könnte wohnen
In der rothen Wolke,
Hätt' ein schönes Schloß,
In der blauen Höhe,
In der Strahlen Nähe,
Und sein Land so groß!

Manchmal taucht' es nieder
In des Meeres Tiefe,
Wo sie klar und kühl;
Langsam thät' es ziehen,
Träumend thät' ich wiegen
Mich auf weichem Pfühl.

Von der Sonne wendet
Halb sich ab die Erde,
Dunkel wird's umher;
Wohnt' ich in der Wolke,
Zög' ich in die Sonne,
Wo sie wärmt das Meer.

Reue.

Im Zimmer hab' ich ihn verloren
Den schönen sonnenhellen Morgen —
O, wie bereu' ich nun mein Zaudern,
Nun zieht der Sturm durch Regenschauer.

Wenn günstig sich das Glück Dir zeiget,
Dann sage nicht zu ihm: verweile,
Bis ich noch das und das vollbrachte —
Es wartet nicht auf Dein Verlangen.

Dann stehest Du wie ich und siehest
Den Himmel grau, den Regen rieseln,
Und hast des Glückes Zeit verloren,
Wie ich den sonnenhellen Morgen.

Am Wege.

Ich bin hier hingefahren in die Ferne
Und wieder heimgekehrt zum alten Leben,
Und führt' er mich hinaus, da folgt' ich gerne,
Vom Wechsel wurde dann mir Lust gegeben;
Doch führt' er mich zurück, da schien mir immer
Der hellste Abend grau und ohne Schimmer.

Kein Stillestand ist gut; wird das Gewässer,
Das nicht entfließen kann, denn nicht getrübet
Bis auf den Grund? Ja, selbst der Schmerz ist besser,
Weil er die Seel' in seinen Kämpfen übet;
Nur streben, sei's nach größern oder kleinern
Geschicken, in sich selbst nur nicht versteinern.

Das fühl' ich, und so lockt's mich in die Gluthen
Des Abendroths, und in der Morgenfrühe
Hin in die Nebel, und mit seinen Fluten
Ruft mich das Meer, und rastlos in der Mühe,
Will ich das Herz der Menschen schlagen hören
Und die Gedanken auch im Hirne stören.

Und trinken muß ich auch von Menschenlippen
Die Rede, und aus Quellen fremder Länder,
Und steigen muß ich noch auf Höh'n und Klippen,
Und nahe sehn der Wolken gold'ne Ränder;
Wenn ich geschaut, erlebet und genossen,
Dann werde traut mein Leben eingeschlossen.

Abends.

Drüben steht in Duft der Wald,
Stiller Abend wird es bald.

Guten Abend, Sterne klar,
Da in ganzer gold'ner Schaar.

Sei nicht stolz, du grüner Wald,
Du verlierst die Blätter bald.

Gute Nacht, du lieber Wald,
Mit den Träumen schlaf' ich bald.

Gute Nacht, ihr Sterne rein,
Wollet unsre Wächter sein.

Flehen.

Nun aber heut' nicht länger ohne Ruh',
Du Geist in mir! Du weißt, ich habe nicht
Dir widerstrebet, als geboten Du;
Was ich erlebt, das wurde zum Gedicht;
Jetzt aber wird es Nacht und alle Lasten
Nimmt ab der Schlaf, nun gönn' auch mir zu rasten.

Gebieter, Dir zu dienen ist nicht leicht,
Streng herrschest in dem Körper Du; schon ist
Vor Deinem Hauch die Wange mir erbleicht,
Und ich bin matt, wenn Du noch rastlos bist;
Oft möcht' ich gerne stille athmend liegen,
Da reißest Du mich wieder auf zum Fliegen.

Ich weiß es, daß ich Deine Sklavin bin,
Daß Dein mein Blut, der Athem meiner Brust,
Und nimmer gäb' ich meine Knechtschaft hin
Für stumpfe Ruh', der nichts von Dir bewußt;
Allein dem Sterblichen von mir gewähre,
Daß mild der Schlaf mit seinem Mohn es nähre.

Born.

Ich will nicht mehr Dein gedenken,
Da Du meiner ganz vergessen;
Will nicht mehr um Dich mich kränken —
Hast Du mein doch auch vergessen.

Sei gestorben oder lebe,
Billig ist's, da du nichts giebest,
Daß auch ich Dir nichts mehr gebe,
Der Du nur die Nahen liebest.

Nie mehr in den künft'gen Tagen
Will ich forschen, wie Du lebest —
Ich will jeden Stern befragen,
Wo Du wanderst, wie Du strebest.

Ungewißheit.

Es soll sich eine Stimm' erheben, sagen mir: er lebt!
Daß ich nicht länger ängstlich frage, wenn der Wind sich hebt;
Es soll sich eine Stimm' erheben, sagen: er ist todt!
Daß ich nicht länger mich verliere in des Zweifels Noth.

Dann will ich herzlich ihn betrauern immer, immerfort,
Will sein bei allen Sternen denken, seufzen: er ist dort!
Die Zeit soll mir den Schmerz nicht stehlen, nicht mit aller List,
Doch wissen muß ich erst, ob wirklich er gestorben ist.

Am Walde.

Ich sitze hier und schweige,
Doch schweiget nicht der Wind,
Er rührt die Eichenzweige,
Das Birkenlaub geschwind;
Der Himmel ist im Hellen,
Die Sonne glänzet sehr,
Auch kommen die Libellen
Und flattern um mich her.

Es will mein Hund sie fangen,
Da schwirren sie davon,
So floh'n vor dem Verlangen
Gar oft die Freuden schon —
Wenn es nun Nacht geworden,
Da wird im Süden bleich
Der Neumond stehn, im Norden
Der Wald, an Rehen reich.

Die besten Stunden.

Das sind meine lebenvollsten Stunden,
Wenn ich einsam bin mit meinem Geiste
Und mit ihm zu andern Geistern gehe,
Mich zu neigen und belehrt zu werden.

Oft getrübet wird der Menschen Rede,
Denn sie quillet aus der Brust, und diese
Wird von ungezähmten Leidenschaften
Oft durchwühlet, wie vom Sturm das Wasser.

Doch die Geister reden ohne Zürnen,
Ohne Wollen selbst; sie schweben ruhig,
Wie die Vögel aus dem Paradiese,
Ueber dem bewegten dunklen Leben.

Das Lied vom Schmerze.

Aus den Augen, die getrübet,
Fielen Thränen auf den Boden,
Wo der Wangen Röthe fehlet,
Hauchte sie hinweg ein Odem
Feucht und kalt.

Und der Odem ist des Geistes,
Der auf Erden heißt der Schmerz,
Und der Sünde Sohn im Himmel,
Und der über jedes Herz
Hat Gewalt.

Weil er weiß, daß einst am Ende
Ihn ergreifen wird der Tod,
Als den letzten ihm Verfall'nen,
Eilet er und säet Noth
Ohne Halb.

Und er selber kann nicht rasten,
Weiß es nicht, wohin er will,
Und durchirrt die Meer' und Länder,
Bald in tiefer Wehmuth still,
Zornig bald.

Dann erst findet er die Ruhe,
Wenn die Nacht sich tief im Grunde
Vor der Ewigkeit verschleiert
Und die erste Morgenstunde
Langsam hallt.

An einen Fremden.

Die Früchte, welche leuchten in der Schaale,
Sie reiften nachbarlich den Sommer über,
Du aber bist mir fremd, ich bin es Dir.

Aus fernem Lande Du und ich aus diesem —
Wir haben nichts gemein, selbst nicht die Sprache,
Und dennoch reden wir und seh'n uns an.

Der Zufall nahm uns bei der Hand und führte
Uns Beide her — es ist auf wenig Stunden —
So lass' uns freundlich reden, scherzen selbst.

Wie Eure Nächte schwarz sind Deine Augen,
Blaß, wie die Wolken unsers ernsten Himmels
Die meinen — andre Augen, andres Land.

So bist Du schwer geschlagen worden? Siehe,
Du scheinst mir schon vertrauter; wer gelitten,
In dem erblicken wir den Menschen nur.

Sie rufen mich, die Pferde stampfen; sollte
Dem Zufall jemals wieder es gefallen,
Will ich Dich gern begrüßen — gute Nacht!

An eine Blonde.

Die Du aus dem Land der Strahlen
Scheinst ein fremder holder Gast,
Meiner Lieb' für braune Locken
Machest Du mich untreu fast.

Sonnenstrahl an heiterm Leben,
Mondenstrahl an sanftem Schein,
Und mit allen günst'gen Sternen
Scheinst im Bündniß Du zu sein.

Denn so liebliches Bewegen
Und so süßen Lächelns Licht,
Sprich, von wem Du's wol empfangen,
Wenn von günst'gen Sternen nicht?

Tag- und Nachtgleiche.

Tag und Nacht sind heute gleich;
Früher wird die Sonne bleich,
Früher kommt der Abend her,
Mit den Nebeln feucht und schwer,
Die er breitet auf das Feld,
Mit den Freuden für die Welt,
Mit dem Sinnen für den Gram,
Dem der Tod das Liebste nahm,
Mit dem Flüstern trüb' und leis'
In der letzten Blumen Kreis.

Und wir fahren durch das Grau'n,
Und verschwommen sind die Au'n,
In den Dörfern ist es still,
Nichts weitum sich regen will;
Wagen nur begegnen uns,
Und die Fahrer grüßen uns,
Schweigend sie und schweigend wir,
Weil die Rede unnütz hier.

Doch der Weg wird schmal und eng',
Schließt ihn ein das Strauchgedräng';
Wo die Bäume dunkel sind,
Dahin bringt er uns geschwind;
Wo im Schatten steht das Haus,
Kleid' ich bald zur Nacht mich aus,
Was wird, bei des Lichtes Schein,
Dann wol mein Gedanke sein?

Bei Hafersäcken.

Als vor einer Stund' ich hier,
Hausflur, war es öd' in dir,
Wieder tret' ich jetzt heraus,
Und da sieht es anders aus;

Wo die Treppe hin sich dehnt,
Eine Schaar steht angelehnt
Menschen nicht, noch Geister, aber
Säcke, wohl gefüllt mit Haber.

Glaubet, wohlgefüllte Säcke,
Nicht, daß ich vor euch erschrecke,
Denn bei euerm ernsten Grau
Seh' ich träumend, licht und blau
Blüh'n den Flachs, den Himmel drüber
Blau und licht; dann wird er trüber,
Und das Rädchen schnurrt und geht,
Und die Spindel wird gedreht,
Und der Garnmann kommt und frägt
Nach Gespinnst, besieht und wägt,
Zahlt dafür und trägt es fort;
Und der Weber sitzt schon dort,
Und das Schiff geht auf und nieder —
Unterdeß wird's Frühling wieder,
Auf dem Rasen, der bereitet,
Wird die Leinwand ausgebreitet,
Bald ertränkt in heller Flut,
Bald durchbrannt von Sonnengluth,
Daß sie weißer jeden Tag
Lieget, als sie gestern lag.

Dieses Alles, ernste Säcke,
Ist's, was ich in euch entdecke,
Und auch das, was ihr enthaltet,
Hat sich wunderbar entfaltet,
Unter Sonnenschein und Regen,
Unter Blitz- und Donnerschlägen,
Von der alten Mutter Erde
Ein Geschenk für uns're Pferde,
Die dafür recht bald ins Rollen
Unsern Wagen bringen sollen.

Herbstblumen.

1. Zweig der Pomeranze,
Wo deines Gleichen Winters steh'n im Freien,
Da liegen See'n, da liegt das Meer im Glanze.

2. Passionsblumenranken,
Ihr habt euch aufgeringt vor meinem Fenster
Sowie in mir die Bilder und Gedanken.

3. Hortensiablätter,
Pflückt' ich euch nicht, ihr fielet ab von selber
Aus Bangen vor dem nahen Winterwetter.

4. Myrtenzweige,
Für euch ist's Lenz geworden und ihr blühet,
Bei uns geht fast der Herbst schon auf die Neige.

5. Blüthen der Lorbeerrose,
Wollt ihr nicht vom Guadalquivir ein Lüftchen,
Ein laues rufen, daß mit euch es kose?

An ein Mädchen.

Was trauerst Du, Blume?
Ist es im Garten doch
So herrlicher Frühling,
So schöner Morgen noch,
Du blühest so lieblich,
Dich liebt der Sonnenschein,
Dir kosen die Lüfte:
Wie kannst Du traurig sein?

Erscheint Dir die Zukunft,
Und klagst Du im voraus,
Daß einmal die Lichter,
Die gold'nen löschen aus?
Daß einmal verbleichet
Der Jugend helles Roth?
Daß einmal das Leben
Erliegen muß dem Tod?

Sehnst Du zu vergehen
Dich an geliebter Brust,
Vor glühenden Blicken,
In Qualen, welche Lust?
Was trauerst Du, Blume?
Ist es im Garten doch
So herrlicher Frühling,
So schöner Morgen noch!

An Muza.

Mein Thier mit dunklen Augen,
Mein schlankes, junges Reh,
Da stehst du in den Schatten,
Wohin ich achtlos seh'.

Komm' her und laß mich küßen
Dein bräunlich seiden Haar,
Die Augen laß mich sehen,
So nachtschwarz wunderbar.

Du machst dir los das Köpfchen,
Ich hielt dich allzufest,
Du freies Thier des Waldes,
Das nicht sich fesseln läßt.

Vertraut mit deinen Pflegern,
Mit Fremden scheu und wild —
Du bist mein Spiel, mein süßes,
Ein mährchenlieblich Bild.

Das Dachstübchen.

In einem Stübchen unter einem Dach
Saß ich einmal bei Nacht allein,
Es war im Hause Niemand weiter wach,
Ich schrieb bei eines Lichtes Schein.
Mein Stübchen war so kindlich klein,
Als immer nur ein Raum kann sein;
Es konnten Bett und Tischchen stehn,
Ich konnte wol fünf Schritte gehn,
Dann aber stieß ich an die Wand,
Die weiß war, aber schräge stand.

Doch unten floß vorbei der breite Strom
Geräuschlos, wie die heiße Luft;
Und gegenüber stand der hohe Dom,
Umwoben von dem mächt'gen Duft.
Und in dem Duft schien Sternenlicht,
Und es war noch das einz'ge nicht,
Am Ufer war so klein kein Haus,
Es sandte blassen Schimmer aus;
So kam es, daß der enge Raum
Mir lieblich dünkte wie ein Traum.

Abend.

Der Mond ist auf, die Abendröthe glimmt,
Die Gegend ist erhellt und doch voll Trauer,
Der kalte Wind erfüllet sie mit Schauer.

Warum im Auge mir die Thräne schwimmt?
Ich denk' an ihn. — Wie, immer noch? —
Ja, immer
Und immer wieder, ihn vergess' ich nimmer.

An Muza.

Gute Nacht, mein Rehlein lieb,
Gehe nun hinaus;
Meinen Gruß der Herbstnacht gieb, —
Sie sieht schaurig aus.

Regen strömt und Wind geht hohl,
Luft ist mehr als frisch,
Aber dir ist dennoch wohl
Draußen im Gebüsch.

Wurdest auch gemacht dazu,
Bist kein Thier fürs Haus;
Rehlein lieb, d'rum schreite du
In das Grau'n hinaus.

Venedig.

1.

Eine dunkle Nacht
Und ein kalter Wind,
Alle Sterne tief
Unter Wolken sind.
Venedig!

Meine Lamp' ist aus
Und mir fehlet Licht;
Meine Uhr steht still,
Schlägt die Stunde nicht.
Venedig!

Wenn ich wäre dort,
Wär' ich auf St. Mark,
Und der Glockenklang
Rief' die Stunde stark.
Venedig!

Und es wogte Licht
Durch die schwarze Nacht,
Und die schönen Frau'n
Säßen da in Pracht.
Venedig!

2.

Auf der Säule steht der Löwe,
Schaut hinüber auf das Meer,
Schaut hinüber auf San Giorgio —
Wer da in Venedig wär'.

Wer da wäre in Venedig,
Sähe spülen Tag und Nacht,
An den Quadernstrand die Meerflut
Und das Dogenhaus in Pracht.

Ja, in Pracht das Haus des Dogen
Und die Kirche von St. Mark,
Und den Platz mit Säulengängen
Und den Thurm, so riesenstark.

Sähe von dem Thurm, dem starken,
Auf das Bild, das ewig neu,
Von Venedig, wo geflügelt
Auf der Säule steht der Leu.

Schöne Augen.

Aus den Augen spricht die Seele,
Sind des innern Himmels Sterne,
Und mir dünkt nur werth zu wissen,
Was ich aus den Augen lerne.

Der so sagte, ist ein Fremder,
Braun gelockt, ein schlanker Mann,
Und er hat so schöne Augen,
Wie man immer sehen kann.

Und ich sprach: „mir ist's desgleichen,
Und das schönste Angesicht
Kann nicht meine Blicke fesseln,
Hat es schöne Augen nicht."

Also sprachen wir ganz ernsthaft,
Doch als wir uns angesehn,
Konnten einem leisen Lächeln
Wir unmöglich widerstehn.

Im Gasthause.

Hinunter auf die fremde Straße
Seh' ich aus dem Fenster hier;
Es gehn und kommen viele Menschen,
Aber Keiner frägt nach mir.

Ich könnte sterben und sie wüßten
Meinen Namen nicht einmal,
Es würde sich kein Herz bekümmern,
Wenn ich unterging' in Qual.

Wär' ich im Leben so verlassen
Wie in dieser fremden Stadt,
Ich würde bald zum Tode sagen:
Gieb mir eine Ruhestatt.

An einen jungen Dichter.

Ich grüße Dich, Dir unbekannt,
Es ward Dein Name mir genannt —
Ich weiß, was glühend heiß Du liebst,
Ich las die Lieder, die Du schriebst,
Ich weiß, was fern Dein Auge sucht,
Dein Leben blüht — es trage Frucht.

Und mußt Du ringen in der Nacht:
Entrissen wird das Gold dem Schacht,
Im Sturme bricht der Frühling los,
In Gluthen wächst die Palme groß —
Darum mit Blick und Schritt hinan,
Wie einer, der nicht fallen kann.

Und in der tiefen, tiefsten Brust,
Ein Dichter ganz, in Leid und Lust,
Ein Dichter heimlich im Gebet,
Bei jedem Athemzug, der weht,
Ein Dichter in dem höchsten Sinn —
Das war mein Gruß, nun stürme hin!

An die Sorglichen.

Ihr schauet mit besorgtem Blicke
Mir in das glühende Gesicht —
„O, welchem drohenden Geschicke
„Ist sie ein willig Opfer nicht!"

Wahr ist's — wenn einer mir erschiene,
Wie ich in meinem Traum ihn sah,
Ein Sohn des Geistes, dem ich diene,
Dann wäre die Entscheidung da.

Nichts fragt' ich mehr nach anderm Glücke,
Und länger nicht nach Ruhm und Schmach,
Ich würfe keinen Blick zurücke,
Er risse seiner Bahn mich nach.

Doch der mich nachgerissen hätte
Durch Sturm und Nacht, durch Land und Meer,
Der schläft den Schlaf im letzten Bette,
Und seines Gleichen lebt nicht mehr.

Pilgerlied.

Mit der Erde, mit der Erde,
Wo sie zieht die stille Bahn,
Hingewandelt nach der Sonne,
Wenn wir ihr auch niemals nahn,
Immer harrend unsers Glückes,
Wenn wir es auch nie empfahn,
Zu dem Grabe, zu dem Ziele,
Dem allein gewiß wir nahn.

Immer locket uns die Ferne,
Und ist öd', wenn wir genaht,
Nieder fallen unf're Thränen,
Doch sie gehn nicht auf als Saat,
Unser Wille wird bezweifelt,
Oft erhellt kein Strahl die That,
Unser Fußpfad ist im Dunkeln,
Unbekannt der ew'ge Rath.

Liebe, Liebe, heil'ge Fackel,
Leuchte durch die tiefe Nacht,
Kämpfe wider alle Schatten
Mit des Lichtes goldner Macht!
Einst entzündest du die Himmel,
Wenn vorüber ist die Wacht,
Unf're lange, sehnsuchtsvolle,
Zu des ew'gen Morgens Pracht.

An Louise v. H.

Den 7ten.

Meine Gute und Treue! Erwartest Du uns etwa? Thu' es jetzt noch nicht — wir können noch nicht kommen. Leeres Papier fordert herrisch, daß ich es vollschreibe; Du weißt, leeres Papier kann unwiderstehlich gebieterisch sein.

Aber während ich schreibe, bist Du unglücklich. Das thut mir so in tiefster Seele leid, und ich möchte Dir so gern wenigstens eine gute Stunde geben können. Als ich heute, wie schon oft, wieder darüber nachsann, kam mir endlich ein Gedanke, der mir klug zu sein scheint. Ich schicke Dir hier eine Novelle, vom vorigen Winter, Hedwig, eine originelle Erscheinung. Sie kommt statt meiner zu Dir, und wenn sie Dir auch nicht ich sein kann, denn Du hast mich lieb, so kann sie Dich doch für eine Stunde vergessen machen, und Du hast doch den guten Willen meiner Liebe und meine treue Erinnerung gesehen. Ich habe heute schon ein Herbst-Album versandt, so reise denn auch Hedwig — der Weg ist sicher und sie wird glücklich bei Dir ankommen. Bis zum Wiedersehen aber, Gute und Treue, theilnehmend Dein.

Hedwig.

Erster Abend.

Der Schnee fiel. Alfred und Cecil saßen zusammen. Beides junge Männer aus den besten Häusern, hatten sie beide die diplomatische Laufbahn erwählt und ihre Studien gemeinschaftlich gemacht. Von gleichem Alter und Freunde, waren nur die kleinen Verschiedenheiten zwischen ihnen, daß Cecil ernst und besonnen, Alfred rasch und unüberlegt war, und daß Alfred das Geld wegwerfen konnte und Cecil sich auf das Nöthigste beschränken mußte.

Eben hatte Cecil seine erste Anstellung bei der Gesandtschaft in Konstantinopel erhalten und sollte morgen in der kalten Frühe abreisen.

Cecil's Cigarre war zu Ende, Alfred bot ihm eine neue. Cecil dankte und stützte Arm und Kopf nachdenkend auf die Lehne des Sopha's.

„Ich verdenke Dir's nicht," sagte Alfred, indem er auch seine Cigarre wegwarf, „Du wirst nun bald aus einer langen Pfeife Tabak von Latokia rauchen und dabei auf den Bosporus blicken. Wenn Du nicht Cecil wärest, ich schösse Dich diese Nacht todt."

Cecil schwieg. Ein Lächeln, welches traurig war, überflog sein ernstes Gesicht.

Alfred stand auf und trat vor Cecil hin.

„Stambul!" sagte er; „der Orient! Wenn er auch dort nicht mehr ganz in den alten Kleidern ist, so darfst Du nur wenig weiter reisen, und Du bist da, wo Scheherazadens Geist durch die Mondnächte schwebt und horcht, ob man sich ihre Märchen noch erzähle. Und auch in Stambul — die Civilisation hat ihre Scheere dorthin gesteckt — o, wie hass' ich sie, die Civilisation, welche wo möglich die Berge abtragen möchte! Aber die Cypressen und die Grabsteine sind in Stambul noch geblieben, das Serail hat noch Geheimnisse und die Lampen des Bairams werden noch angezündet. Wenn Du sie leuchten siehst, denke an mich, Cecil. Sie haben Recht gethan, daß sie Dich wählten, aber warum bin ich nicht Du?"

„Alfred," erwiderte Cecil, „Du bist ein Thor. Warum wartest Du denn, bis und wohin man Dich schickt?"

„Weil ich will," antwortete Alfred, „weil es etwas Neues ist, abhängig zu sein. Glaubst Du, ich hätte meine Freiheit weggegeben, wenn ich ihrer nicht überdrüssig gewesen wäre?"

Er warf sich wieder in die Ecke des Sopha's und schlug die Arme übereinander.

Wie sah Alfred aus? Wie ein junger Mann, der Geist, Laune, Eigensinn und Charakter zugleich mit schwarzem Haar und blauen

Augen hatte, klein und schlank und ein Muster der Eleganz war, die Welt verachtete und sie doch nicht entbehren konnte, jetzt aber den entschiedenen Willen hatte, seinen Freund mit stoischem Gleichmuth abreisen zu sehen.

Cecil war ein großer, ernster, brünetter junger Mann, sehr gemessen in seinem Betragen und von vollkommen gutem Ton.

Es war eine Pause. Cecil athmete tief; Alfred fragte: „was ist Dir?"

Cecil antwortete: „ich verlasse Dich und —"

„Caroline," sagte Alfred. „Denkst Du wirklich an das Wiedersehen?"

„Glaubst Du, ich hätte den Muth zu gehen, wenn ich es nicht thäte?" fragte Cecil zurück.

„Es ist unser Abend der Bekenntnisse," sagte Alfred. „Cecil, ich würde Lieutenant in einer kleinen Stadt, wenn ich mich in eine Frau verlieben könnte."

„Nun — Abeille?" fragte Cecil.

„Bah!" sagte Alfred.

„Warum gehst Du da so oft hin?" — „Sie hat wenigstens Capricen, sie verlangt etwas von mir, sie ist boshaft — die andern haben nicht einmal dazu den Muth, möchten und können nicht — ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich dieses Geschlecht verachte. Neulich sagte ich — Thor, der ich war — eine Dichterin könnte ich anbeten. „Ich verstehe Sie," wurde mir entgegengelispelt; ich hätte diese Frau, die sich unterstand, mich verstehen zu wollen, zertreten können. Als ob sie einen Mann verstehen könnten!"

„Was willst Du denn mit der Langen thun?" fragte Cecil.

„So lange hingehen, bis sie wirklich geschieden ist und dann — Fahr' wohl." — „Alfred, handle nicht ohne Ueberlegung." — „Bah — ihr Herz ist Stahl, und ihr Ruf — spare Dein Mitleid, Cecil. Doch da ist Mitternacht. Geh' — ich bin kleinstädtisch müde. Auch sag' ich Dir jetzt gleich Lebewohl; — wer kann um fünf aufstehen? Schreibe mir nicht; Du kannst an der Pest gestorben sein, wenn ich Deinen Brief bekomme; ich schieße mich vielleicht todt, wenn Du den meinen liesest! Leb' wohl."

Cecil kannte Alfred, drückte ihm schweigend die Hand und verließ das Zimmer. Alfred saß stumm; die Kerzen brannten herunter; endlich schlug es fünf, da biß er die Lippen zusammen. Er liebte Cecil mit seinem ganzen Herzen.

Zweiter Abend.

Auf einem niedrigen Stuhle am Fenster saß Abeille von Langen und sah dem Monde zu, wie er hinter der Kirche heraufkam und den beschneiten Platz beschien. Auf dem Sopha saß oder lag vielmehr Alfred.

„Alfred," sagte nach einem langen Schweigen Frau von Langen mit sanfter Stimme.

„Nun?" fragte er.

„Sie sind traurig, daß Cecil fort ist?" — „O keineswegs!" — „Gewiß, Alfred; was soll ich thun, um Sie zu erheitern?" — „Schweigen, wo möglich." — „Lieber singen!" sagte sie und ging zum Piano.

Alfred richtete sich auf und sagte: „Da werde ich gehen."

Frau von Langen kam zu ihm; eine reizende Blaue, mit dunklen Augen, mit Grazie in jeder leisen Bewegung. „Bleiben Sie, Alfred," sagte sie sanft, „ich werde thun, was Sie wollen." Und sie setzte sich wieder an das Fenster. Alfred nahm seine vorige Stellung wieder an.

„Wenn das Wahrheit wäre!" dachte er. „Wenn Sie mich liebte! Wenn ihr Herz Wachs geworden wäre! Sie ist so schön! Ich belog Cecil. Wenn ich ihr glaubte, ich könnte sie lieben und dann zum ersten Male hoffen. Thorheit; — mich entnervt die Dämmerung. Wollen wir nicht Licht?" bemerkte er laut.

„Warum?" fragte Frau von Langen.

„Ich werde Ihnen vorlesen," antwortete er; „Sie wünschten es neulich."

Das Licht wurde gebracht. Alfred sah die neuen Bücher durch, welche auf dem Tische lagen. Keines sagte ihm zu.

„Lassen Sie es," sagte Frau von Langen gütig; „Sie müssen sich heute herausreißen, um etwas zu thun; lassen Sie mich versuchen, Ihre Rolle zu übernehmen. Ich habe hier einen Brief, ganz originell, den will ich Ihnen lesen."

Sie setzte sich an den Tisch; er warf sich auf den Teppich zu ihren Füßen nieder und wollte zuhören, ohne zu verstehen.

Frau von Langen las:

„Sie laden mich freundlich ein, liebe Abeille, auf kurze oder „lange Zeit, oder auf immer, wie ich will, und versichern mir, ich „würde Sie je länger je mehr erfreuen. Ich glaube Ihnen, so wenig „ich Andern glauben würde, denn Sie kennen mich, und für die, „welche mich kennen, bin ich nicht langweilig, weil ich immer erscheine wie ich bin, und immer handle, wie ich fühle, und weil Quellwasser frisch aus dem Felsen immer mehr zusagt, als weiches, das „erst durch Röhren geleitet wurde.

„Sie sehen, ich würdige mich, und Sie thun es auch; aber „wer sonst in Ihrem Kreise könnte es thun? Es ist nicht leicht, mich „kennen zu lernen — ich bin einunddreißig Jahr und noch schüchtern, „wie mit fünfzehn, schüchtern, weil ich immer in einem Kreise lebte „und weiß, daß ich häßlich bin, linkisch, weil ich schüchtern und „lächerlich, weil ich linkisch bin. Denken Sie sich das recht lebhaft,

„liebe Abeille, ein häßliches Mädchen von einunddreißig Jahren, wel„ches ängstlich wäre und erröthete, unter Ihren jungen Damen, die „mit achtzehn Jahren die Erfahrung von dreißig und die Langeweile „von fünfzig haben. Ja, wenn ich es blos mit vernünftigen Män„nern zu thun hätte, aber ich fürchte, liebe Abeille, die halten Sie „sich nicht.

„Und auf immer in die Residenz kommen, meinen Wohnort „verlassen — es hat eine Lockung, und ich würde mit der Zeit auch „dort Freunde finden — aber nach unbefangener Prüfung hab' ich „diesen Gedanken ein für allemal verworfen. Sehen Sie, Abeille, „ich bin gewohnt, als etwas angesehen zu werden. Die Leute auf „meinem kleinen Gute — jetzt leider mein allein! — begrüßen mich „ehrerbietig, kommen mich um Rath fragen, scheuen meinen Unwil„len, kurz ich bin ihnen das Vornehmste auf der Welt. Die Bür„ger in den kleinen Städten umher fühlen sich geehrt, wenn ich in „irgend einem Geschäft oder aus Freundlichkeit mit ihnen spreche; „meine Nachbaren achten den alten Namen, den ich trage, sehr hoch „und meinen Verstand und meinen Charakter nebenbei auch. In der „Residenz kann ich nichts sein, wie ein Mitglied eines kleinen Kreises, „ein Mitglied, wie es deren mehr giebt, als man brauchen kann. Hier „reicht mein kleines Vermögen aus, um zu leben, wie man muß; — „ich habe mein bequemes Haus, Pferde, überflüssige Bedienung — „ich kann selbst Luxus treiben, wenn ich will. Dort müßte ich mich „mit wenigen Zimmern, mit einem Mädchen begnügen, müßte zu Fuße „gehen, und ich bin nicht gewöhnt, mich so der Berührung der Menge „auszusetzen. Nein, nein, lassen Sie mich hier. Wohl ist es einsam um „mich her, seit mein zweiter Vater starb, aber diese Einsamkeit würde „ich unter Fremden noch mehr fühlen. Und dann — ich habe nie „geliebt; ich war hier sicher und bin es für immer — würde ich es „aber dort auch sein? Unter den Männern, die ich kennen lernen „würde: könnte da nicht einer sein, der mich nicht gleichgiltig ließe? „Und ich bin häßlich und einunddreißig Jahr alt. Darum lassen Sie „mich hier und unser Wiedersehen bis auf den Sommer verschoben „sein, wo Sie in dem alten Hause unter den alten Linden besuchen

Ihre Hedwig."

Eben als Frau von Langen diesen Namen ausgesprochen hatte, wurden Besuche gemeldet. Sie verschloß den Brief. Alfred war belebter, als seit langer Zeit.

Dritter Abend.

Alfred und Frau von Langen warteten auf eine Bekannte, mit welcher sie in ein Concert wollten.

„Unerträglich," sagte Frau von Langen; „wir werden kaum noch Plätze bekommen."

„Doch," sagte Alfred, „nur entfernte und das ist mir sehr recht; ich hasse die Vorderplätze. Aber damit sie vergessen, daß Sie warten, sagen Sie mir doch, von wem war denn der gestrige Brief eigentlich?" — „Nicht wahr, er hat Sie interessirt?" — „Ja, ich möchte mehr von der Schreiberin wissen." — „Die Schreiberin ist Hedwig von Dalberg," sagte Abeille. — „Eine Freundin?" — „Nur eine Bekannte." — „Wo wohnt sie?" — „Zwanzig Meilen von hier, im Gebirge, wie Sie gehört haben, auf dem Lande, in der Nähe kleiner Städte, deren Namen ich nicht weiß." — „Und wo haben Sie diese Bekanntschaft gemacht?" — „Bei einem Aufenthalt in dortiger Gegend auf dem Schloß eines uralten Verwandten." — „Da war sie?" — „Sie kam oft hin. Sie hatte auch einen uralten Onkel, der mit dem meinen sehr befreundet war." — „Und bei dem sie lebte?"

„Er hatte sie erzogen," sagte Abeille, „weil ihre Eltern und Großeltern gestorben waren, als sie noch ein Kind war. Es war ein wunderlicher alter Herr, von dem feinsten Tone, aber von dem seltsamsten Geschmack in Literatur und Allem. Nur was ganz alt und ganz volksthümlich war, hatte er auf vielen Reisen studirt und nun seiner Enkelnichte gelehrt. Das macht ihren Umgang eben so originell."

— „Es muß eine eigenthümliche Bildung geworden sein," sagte Alfred.

„Ganz," antwortete Abeille. „Sie kennt alte Dialekte, alte Sagen, alte Lieder, welche sie ganz nationell singt; wie sie das von dem alten Herrn gelernt hat, weiß ich nicht; genug, sie kann es. Heraldik und Genealogie sind ihr besser bekannt, als uns die neue Literatur und Tagesgeschichte. Mit ihr in einer alterthümlichen Bibliothek zu sein, wie die meines Großonkels war, ist ein ganz neues Interesse. Sie spricht von dem Inhalt der Chroniken, als hätte sie Alles, was in ihnen steht, mit Augen gesehen. Mir wurde manchmal ordentlich unheimlich zu Muthe; es war, als wäre sie aus jener Zeit, hätte ein paar Jahrhunderte verzaubert geschlafen und käme jetzt aus ihrem alten Schlosse, um uns neuen Menschen die Vergangenheit zu erzählen."

„Seltsam, seltsam!" rief Alfred aufgeregt. „Wenn sie doch herkäme!"

„Wünschen Sie es wirklich, Alfred?" fragte Frau von Langen. „Ist es nicht blos eine Ihrer Launen, welche kommen und gehen? Würden Sie wirklich Interesse an dem guten Mädchen nehmen?"

„Wie sollt' ich nicht?" rief Alfred. „Es wird doch einmal etwas Frische sein, was mit ihr kommt. Versuchen Sie, Abeille, sie herzuzaubern, wenn es auch nur auf Wochen ist." — „Gut, Alfred. Auf Hedwig bin ich nicht eifersüchtig." — „Ist sie denn wirklich häßlich?" — „Sehr und noch dazu ganz gewöhnlich häßlich. Groß und sehr mager, ein blasses, langes Gesicht, rothes Haar, Sommer-

sprossen, unbedeutende Augen — da haben Sie ihr Bild." — „Ah!" sagte Alfred. Frau von Langen lächelte, als sie dieses Ah hörte. Um Mitternacht, als sie aus Concert und Gesellschaft nach Hause gekommen war, schrieb sie an Hedwig.

„Sie wollen nicht kommen, liebe Hedwig? Ich bin so wenig „gewöhnt, Sie an sich denken zu sehen, daß ich die Hoffnung, Sie „bald umarmen zu können, noch nicht aufgebe. Sie sprechen von „sich, ich spreche von mir: ich will sehen, was Sie lieber wollen, sich „in Sicherheit halten, oder mir eine Wohlthat erzeigen, denn das „würden Sie, wenn Sie kämen. Ich bin so verstimmt, so auf allen „Seiten von dem Unangenehmen und Widerlichen bedrängt, so be„dürftig der Ermuthigung! Meine Scheidungsangelegenheit geht „zwar fort, aber unter wie vielen Hindernissen, und was hab' ich „noch jetzt von dem Manne zu leiden, dessen Tyrannei ich mich entzie„hen mußte, wenn ich noch leben wollte! Ach, und das Leben ist so „herrlich, besonders, wenn man liebt, und ich habe den Muth gehabt „wieder zu lieben, oder ich sollte lieber sagen, mein Herz hat nicht die „Kraft gehabt, nicht wieder zu lieben. Aber zugleich mit einem neuen „Glück hat diese Liebe mir auch neuen Schmerz gebracht — den „Schmerz, Alfred so unglücklich durch die Verzögerung unserer Verei„nigung zu sehen. Ach, liebe Hedwig, kommen Sie, helfen Sie „mir die Zeit hinbringen, erheitern Sie mir Alfred. Mir fehlt jetzt „alles Geschick zum Erheitern; Sie mit Ihrem lieben seltsamen Geiste „können es; besonders wird es Ihnen bei Alfred glücken; er sieht „Ihnen schon mit Spannung entgegen. Liebe, geistesfrische Hedwig, „kommen Sie zu Ihrer traurigen Abeille."

N. S. „Ich bitte Sie gegen Herrn von Senden sich nichts „merken zu lassen, daß ich so offen gegen Sie gewesen bin. Unser „Verhältniß ist natürlich noch das tiefste Geheimniß, und er will, es „soll es hier Jedem bleiben. Adieu. Kommen Sie.

Eine Bemerkung. Herr von Langen war zwar ein sehr langweiliger, aber auch ein herzensguter Mann, der durchaus nicht begreifen konnte, warum seine Frau sich durchaus von ihm scheiden lassen wollte.

Vierter Abend.

Die Berglandschaft lag im Schnee und in Mondschein da; ein geschäftiger, aber nicht rauher Wind zog durch die Schluchten, rührte hier und da die Fichtenzweige an und machte ein leises Geräusch in den Aesten der alten Kastanien, welche wie treue Wächter vor dem Hause standen, in dem Hedwig von Dalberg wohnte.

Das Haus war alt, groß, düster, aber nicht unheimlich. Es hatte einen Thurm, auf welchem jetzt eine Uhr acht schlug. Die Uhr

war die einzige Stimme, welche sich von Viertelstunde zu Viertelstunde in der schweigenden Gegend erhob.

In einem Zimmer, in welchem nichts anderes war, als ein bequemes Sopha und eine elegante Lampe, saß Hedwig von Dalberg. In der Umgebung von alten, schweren Sesseln, Tischen und Schränken, welche an den getäfelten Wänden umherstanden, erschien sie noch ganz jugendlich. Sie saß auf dem Sopha, auf einen kleinen Tisch gestützt, und las in einer schönen, alten Ausgabe Ronsards. Sie kannte diesen Dichter sehr gut, aber sie wollte ihn einmal wieder lesen. Ihre Züge hatten einen Ausdruck, als horche sie auf liebe bekannte Musik, die sie lange nicht gehört; die Lampe beleuchtete sie. Das Zimmer wurde durch das Feuer im Kamin erhellt, welches bewegliche Lichter auf die dunklen Wände und Geräthschaften warf. In den Schränken standen Bücher, auf einem Sessel am Fenster lag eine Guitarre; in einer Ecke stand eine Harfe; über dieser hingen eine Mandoline und eine Cither; an den Wänden einige ausgezeichnete alte Landschaften. Es war ein Zimmer, wie man es nicht leicht zu sehen bekommt.

Der Anzug des Fräuleins war zwar modern, aber doch auch etwas eigenthümlich; von Seide, mit Pelz besetzt; einfach in der Form, reich in den Stoffen, vornehm und etwas ernst; mit einem Worte, er paßte in das Zimmer. Ein kostbarer Shawl lag seitwärts auf dem Sopha, zu ihren Füßen eine schöne Dogge, Moina, die einzige Gefährtin des Fräuleins in diesem stillen Zimmer, an diesem einsamen Abende.

Die Uhr schlug ein Viertel, Tritte tönten draußen am Hause und Hunde schlugen drinnen an.

Die Dogge richtete sich halb auf und knurrte. „Sei ruhig, Moina," sagte das Fräulein, „es ist Christian." Die Dogge legte sich wieder nieder und das Fräulein las weiter.

Doch nur wenige Augenblicke, dann sah sie von dem Buche auf und nach der Thür. Sie schien etwas zu erwarten. Bald hörte man auf dem Vorsaal das Geräusch eines Kommenden, es klopfte und der Jäger Christian, ein baumgroßer ernsthafter Mensch, kam ehrerbietig herein. Er war im Städtchen gewesen und brachte Bücher von der Post. Bücher — weiter konnte das Fräulein nichts erwarten. Es wäre sehr wenig für jede Andere gewesen, aber sie freute sich; ihr dienten die Bücher, statt der Menschen, als Umgang. „Machen Sie auf;" sagte sie zu Christian, als er das große Packet vor sie hin legte. „Es ist auch ein Brief, gnädiges Fräulein;" sagte der Jäger, indem er ihn aus seiner Brieftasche nahm.

Fräulein von Dalberg empfing wenig Briefe; sie nahm diesen lebhaft; es war der von Frau von Langen. Das Fräulein las ihn durch, während Christian die Bücher auspackte. Als er, mit Papier,

Wachsleinwand und Bindfaden unter dem Arme, sich entfernen wollte, sagte das Fräulein: „Josephe soll kommen." — „Zu befehlen;" antwortete der Jäger militairisch und ging.

Das Fräulein ging im Zimmer auf und nieder; die Ruhe in ihren Zügen war von Bewegung verdrängt. Was kann ein Wort, welche Macht hat oft ein Brief, und vielleicht sind beide treulos?

Die Thüre öffnete sich leise und Josephe kam herein.

Josephe war etwa zehn Jahr älter, als das Fräulein; ein ernstes, blasses Mädchen, schwarz gekleidet. Die Tochter eines Predigers, gebildet und voll Einsicht, stand sie schon seit zwanzig Jahren diesem einsamen Hauswesen vor.

Sie fragte mit dem Blicke, was das Fräulein wünsche; der Blick war ernst, klug und voll Liebe.

Das Fräulein gab ihr schweigend den Brief. Josephe durchflog ihn, dann sagte sie: „ich würde nicht hin, gnädiges Fräulein."

„Aber sie ist unglücklich, Josephe." — „Wie sie sagt, gnädiges Fräulein." — „Sie glauben es nicht?" — „Ich glaube an Vieles leichter, als an das Unglück solcher Damen." — „Sie haben Frau von Langen nur einmal gesehen — Sie thun ihr Unrecht." — „Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein."

Das Fräulein setzte sich wieder. „Der Winter ist sehr öde;" sagte sie fast bittend zu Josephen.

Josephe kam zu dem Fräulein hin und sah sie wie eine Mutter ihr Kind an.

„Lassen Sie ihn öde sein," sagte sie herzlich, „er geht vorüber und mit dem Frühling reisen wir. Warten Sie bis dahin, ehe Sie dieses Haus verlassen."

„Bis dahin sind aber noch vier Monate," antwortete das Fräulein traurig, „und, ich gestehe es Ihnen, Josephe, ich sehe sie mit Schauer vor mir."

„Sie haben aber doch Frau von Langens erste Bitte ohne Zögern abgeschlagen;" sagte Josephe.

„Ja, damals war es auch noch nicht November," sagte Fräulein von Dalberg, „und der December mit seinen Stürmen noch nicht vor der Thür. Und diese Stürme — ich weiß nicht, warum eine Angst mich befällt, so oft ich an sie denke. Ich weiß, Sie werden mir sagen, ich habe sie seit zwanzig Jahren gehört, aber, Josephe, die Menschen sind Räthsel, besonders wir armen Frauen — ich fürchte mich dieses Jahr vor den Stürmen."

„Sie sehnen sich fort;" sagte Josephe.

„Nun ja, ich sehne mich fort," antwortete das Fräulein und setzte hinzu: „liebe Josephe, lassen Sie mich."

Josephe hatte Fräulein von Dalberg betrachtet und auf ihrem

Gesicht eine Unruhe entdeckt, die nur geschlummert zu haben und jetzt ganz erwacht zu sein schien. Josephe seufzte leise.

„Wir haben unter zwei Uebeln zu wählen;" sagte sie. „Wählen wir denn wenigstens nach Ihrem Wunsche, aber erlauben Sie mir, Sie zu begleiten."

„Wie würd' ich ohne Sie reisen, gute Josephe!" sagte das Fräulein und drückte der treuen Freundin herzlich die Hand.

Fünfter Abend.

„Also heute werd' ich sie sehen!" sagte Alfred von Senden laut. Niemand war bei ihm, er sprach mit sich selber.

„Ich werde sie sehen!" wiederholte er in Gedanken. „Nun, und was ist's weiter? Sie ist sehr häßlich; Abeille hat mir hierin die Wahrheit gesagt — welch' Interesse könnte sie haben, mich mit einer Schönheit zu überraschen? Ja, Fräulein von Dalberg ist häßlich, gewiß noch viel häßlicher, als ich mir es bisher gedacht habe. Wahrscheinlich wird sie Zahnlücken haben. Vielleicht schielt sie auch. Man muß sich auf alle Fälle vorbereiten. Ich fühle eigentlich Mitleid für sie. Wie verlegen wird sie sein, mir gegenüber, von dem sie gewiß weiß, daß ich neugierig bin, sie kennen zu lernen, denn Abeille wird ihr das nicht erspart haben. Ich werde sie schonen. Jedenfalls war der Brief sehr eigenthümlich, und ich kann immer versuchen, ob ich etwas Neues in ihr entdecken werde."

Als Alfred so weit in seinem Selbstgespräche gekommen war, wurde ihm sein Wagen gemeldet und er fuhr zu Frau von Langen.

Während er im Vorzimmer seinen Mantel abgab, horchte er nach dem Salon hin. Er hörte zwei Stimmen, die Abeille's und eine von tiefem, etwas verschleiertem Wohllaut. „Das ist sie!" dachte er und trat ein.

Die Damen saßen am Kamin; Frau von Langen auf dem Sopha, Fräulein von Dalberg in einem hohen Lehnsessel, mit dem Rücken gegen die Thür. Sie hörte Alfred nicht eintreten und sprach noch fort, dann aber sah sie an Abeillens Gesicht, daß Jemand sich nähere, wandte leise den Kopf um und sah den jungen Mann dicht an ihrer Seite.

Er hatte sie nicht angesehen; erst als Frau von Langen ihn vorstellte, that er es, und zwar in der Erwartung, Fräulein von Dalberg werde sehr verlegen sein, nur mit schonendem Blicke. Fräulein von Dalberg war aber nicht verlegen, sondern erwiderte seinen Gruß mit so vollkommener Ruhe, daß er augenblicklich sah, sein Mitleid sei hier gänzlich überflüssig.

Frau von Langen hatte dem Fräulein vor Alfreds Ankunft eine ganze Stunde von ihrem Verhältnisse mit ihm erzählt, und Fräulein von Dalberg fühlte sich daher ihm gegenüber ganz so unbefangen, wie

jede Frau sich dem Manne gegenüber fühlt, von dem sie gehört hat, er sei rasend in eine andere verliebt.

Alfred war halb mit dieser Unbefangenheit zufrieden, halb empfindlich darüber. Zufrieden, weil er Fräulein von Dalberg gleich kennen lernte; empfindlich, weil es ihrem Benehmen nach ihr ganz gleichgiltig sein mußte, welchen Eindruck sie auf ihn machte.

Daß Fräulein dachte, sie mache gar keinen, und fuhr ruhig fort, Frau von Langen über die Gesellschaft der Residenz zu befragen, welche Unterhaltung Alfred unterbrochen hatte.

Frau von Langen antwortete mit hinreichendem Geist und mehr als hinreichender Bosheit. Frauen, Künstler, Hof, Theater, zärtliche Verhältnisse, höfliche Feindschaften, Literatur, Moden — Alles kam an die Reihe. Alfred nahm keinen Theil an dem Gespräche; die Arme übereinandergeschlagen, in das Sopha neben Frau von Langen zurückgelehnt, betrachtete er unverwandt Fräulein von Dalberg.

Er begriff nicht, wie Abeille dieses Mädchen hatte häßlich nennen können, und doch fand er alle Einzelnheiten wieder, die Abeille angeführt hatte. Fräulein von Dalberg war groß und mager, sie hatte ein langes blasses Gesicht, rothes Haar, Sommersprossen, der Farbe und Form nach unbedeutende Augen; aber ihr Wuchs war schlank und beweglich, wie der einer Rohrpflanze, das Oval ihres Gesichtes rein, die Haut trotz der leichten Flecke blendend weiß, das Haar voll und seiden, der Ausdruck ihrer Augen tiefer Geist. Und dann hatte sie einen Mund von wunderschöner Farbe, mit klassischer Oberlippe, und eine Hand und einen Fuß, so fein, so ächt vornehm, daß Alfred noch nicht ihres gleichen gesehen hatte.

„Aber wo hatte Abeille denn die Augen?" fragte Alfred sich nach einer halben Stunde.

Abeille hatte sie in diesem Augenblicke scharf genug, um zu sehen, daß sie sich ein gefährliches Spiel bereitet habe; indessen war sie viel zu klug, um sich nur das mindeste merken zu lassen.

Sie fuhr fort mit der lieblichsten Heiterkeit die Fragen des Fräuleins zu beantworten. Das Fräulein hatte Alles mit Ueberlegung gethan; sie hatte erfahren, was sie wissen wollte, und hörte nun zu fragen auf. „Ich bin jetzt so bekannt, wie man es durch Hören werden kann;" sagte sie. „Das Uebrige muß ich selber sehen und mich auf meinen guten Stern verlassen, um sicher zwischen den Strudeln durchzuschiffen."

„Halten Sie unsere Gesellschaft für so gefährlich?" fragte Alfred, indem er sie zum ersten Male anredete.

„Für mich, ja;" antwortete sie. „Ich wage mich, wie Columbus, in das Unbekannte."

„Aber, Sie werden nicht, wie Cortez, Ihre Schiffe verbrennen, wenn Sie gelandet sind;" antwortete er.

„Im Gegentheil," sagte sie, „mein Nachen wird immer bereit stehen. Bei der geringsten Ungastlichkeit, die ich erfahre, besteig' ich ihn, und zur Heimath das Segel!"

„Lassen Sie uns hoffen, es werde uns gelingen, daß Sie hier in Ihrer Heimath zu sein glauben!" antwortete Alfred mit Aufrichtigkeit.

Sechster Abend.

Der Mond schien und Alfred machte Verse.

Die Verse wurden gut, denn Alfred hatte Geist und schrieb aus leidenschaftlicher Empfindung. Bisher hatte er nur für die Gesellschaft Verse geschrieben; diesmal schrieb er sie von Leidenschaft getrieben. Gerichtet waren sie an Hedwig von Dalberg. Alfred war glücklich genug gewesen, eine Wette an Fräulein von Dalberg zu verlieren, er durfte ihr einen wunderschönen Blumenstrauß schicken und die Verse sollten die Zugabe sein.

Die Blumen dufteten, die Verse waren fertig, Alfred verbarg das durchsichtige Papier zwischen einige Ericazweige — Fräulein von Dalberg liebte Heiden — und die zarte Sendung ging ab.

Alfred hatte hastig aufgeathmet und war an das Fenster geeilt, das er öffnete, um sich abzukühlen. Trotz seiner innern Gluth fror ihn bald, denn es war verzweifelt kalt. Er machte also das Fenster wieder zu und begnügte sich, den Mond durch die Scheiben anzusehen.

Vom Ansehen kam es zum Anreden. Alfred befand sich in einer Stimmung, wo Alles möglich ist.

„Kaltes Licht," sagte er, „lege dich auf mein Herz und kühl' es. Du bist wie sie — klar, schön und kalt. Hedwig! Mit welcher Kälte sie zu mir spricht! Und wie sie mir zu entgehen weiß! Noch nicht einmal mit ihr allein! Warum fürchtet sie mich aber? Die Gleichgiltigen fürchtet man nicht. So wäre ich ihr nicht gleichgiltig? Sie will mir vielleicht Leiden ersparen. Bah, nach Mitleid sieht ihr Benehmen nicht aus. Aber was ist's denn? Haß? Ah, wenn das wäre, daraus könnte Liebe werden. Nein, auch Haß ist's nicht. Aber was denn? Nein, ärger als dieses Nichtwissen giebt es keine Qual auf Erden." Und Alfred eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was sie sagen würden, die Thoren und die Närrinnen, wenn sie mich so sähen?" fing er wieder an, indem er wieder, aber dieses Mal am Ofen stehen blieb. — „Bah — was sie sagen —! Ich wollte vor die ganze Welt hintreten und rufen: dieses Mädchen lieb' ich! Ich will alle Frauen fragen: könnt ihr sein wie sie, halb Jungfrau, halb Sage, wunderbarer Lieder mächtig, fremd in dem Alltäglichen, heimisch im Wunderbaren — Hedwig, und wenn Du allem Eise des Nordens gebietest, sich um Dich her zu lagern, damit Du darinnen

geschützt stehest, bei allem, was da glüht, Du sollst doch mein werden!"

Man muß gestehen, Alfred verstand Monologe zu halten; indessen kam er dadurch nicht weiter, und so schellte er denn und fing an, die oft geprüfte Geduld seines Kammerdieners noch auf eine Probe mehr zu stellen. Alfred bezahlte gut, sonst hätte Niemand bei ihm ausgehalten.

Während Alfred Toilette machte, las Fräulein von Dalberg seine Verse.

Fräulein von Dalberg war nun seit acht Wochen in der Residenz und hatte, wie es oft zu gehen pflegt, Alles viel leichter gefunden, als sie sich es vorgestellt hatte. Die Menschen waren ihr nicht so gewaltig überlegen vorgekommen, sie hatte sich nicht gefürchtet, war nicht linkisch, sondern im Gegentheil mit vielem Anstande aufgetreten, hatte Gelegenheit gehabt, ihren eigenthümlichen Verstand zu zeigen, und war allgemein zwar häßlich, aber auch sehr interessant gefunden worden. Ein Musiker, ein junger Mann von Genie und Namen, hatte erst für ihre Stimme und dann für sie selber eine Leidenschaft gefaßt, und sie würde ihren Aufenthalt sehr angenehm gefunden haben, wenn nicht Alfred von dem ersten Abend an ihr wie ihr Schatten gefolgt wäre.

Warum ihr das so unangenehm war und warum sie jedem Alleinsein mit ihm mit solcher Entschiedenheit auswich, das konnte Frau von Langen, trotz ihrer Feinheit, nicht errathen. Frau von Langen hatte sich überhaupt noch nie in ihrem Leben so ganz verrechnet; indessen mußte man ihr lassen, daß sie sich wenigstens jetzt mit unübertrefflicher Klugheit benahm. Nie ließ sie eine Eifersucht blicken, sie schien kaum zu bemerken, daß Alfred immer in der Nähe des Fräuleins war. Wurde es zu auffallend, so sagte sie wol mit innigem Blicke: liebe Hedwig, wie dank' ich Ihnen, daß Sie gekommen sind. Alfred ist beschäftigt; Sie interessiren ihn, was keiner unserer Damen gelungen wäre. Er erträgt es jetzt, daß wir uns noch scheinbar fremd bleiben müssen; ich habe jetzt nur noch selten diese furchtbaren Auftritte mit ihm, in denen er wie wahnsinnig war, meinen Mann zwingen, mich aufzugeben, mich zwingen wollte, mit ihm zu entfliehen. — O, diese Stunden waren schrecklich! Sie werden ihm diese wilde Leidenschaftlichkeit nicht zutrauen, das ist, weil er eine Selbstbeherrschung hat, welche selbst über die Verzweiflung Herrin werden könnte, und weil er will, daß auch nicht ein Schatten auf mich falle. Darum bezwingt er sich, scheint kalt, wendet sich an Andere — nicht daß ich das bei Ihnen sagen will, theure Hedwig — nein, Sie interessiren ihn wirklich, und er spricht mit der vollsten Anerkennung von Ihnen, aber ich glaube doch, er würde — nicht wahr, Sie verzeihen einer geliebten Frau etwas Eitelkeit? — nun, er würde nicht ganz so oft bei Ihnen sein, wenn er immer bei mir sein dürfte.

„Ich glaube Ihnen," hatte Fräulein von Dalberg auf die ersten Aeußerungen dieser Art geantwortet; nach und nach aber schien sie sowohl über die Bemerkungen Abeille's, wie über das Benehmen Alfreds ungeduldig zu werden, und eben an diesem Abende hatte sie sehr scharf geantwortet: „ich wünschte, theure Abeille, Sie sagten Herrn von Senden, daß ich um Ihr Verhältniß wisse, und daß er sich daher in meiner Gegenwart wenigstens nicht zu bezwingen brauche."

„Unmöglich, theure Hedwig," hatte Frau von Langen geantwortet. „Ich will, wenn Sie es wünschen, Alfred sagen, daß er Sie langweile, aber daß Sie um unser Verhältniß wissen — o, das darf er nicht ahnen. Ich schrieb es Ihnen schon, und wenn er Sie jetzt auch kennt und gewiß anerkennt — Sie kennen ihn noch nicht. Er würde mir das nie, nie verzeihen." In diesem Augenblicke waren dem Fräulein die Blumen gebracht worden.

Frau von Langen konnte die Liebeserklärung in den Blumen nicht entdecken, aber sie ahnte sie; die Frauen haben bisweilen untrügliche Empfindungen. Die heftigste Bewegung der Eifersucht überfiel sie, aber ihr Mund lächelte wie zuvor, und sie stand auf und ging an einen entfernten Tisch, um dem Fräulein Zeit zum Lesen zu geben.

Seitwärts von dem Tische stand ein Spiegel; in diesem lauschte sie auf die geringste Bewegung des Fräuleins. Sie hatte sich nicht getäuscht; sie sah Fräulein von Dalberg das Papier erst ungewiß halten, dann verstohlen öffnen und hastig lesen; sie sah, wie das Fräulein heftig die Farbe wechselte, wie sie das Papier verbarg und dann die Blumen bei Seite und sich in den Lehnstuhl zurücklegte. Eines Augenblicks bedurfte Frau von Langen, um wieder lächeln zu können; dann ging sie leise zu Fräulein von Dalberg hin und küßte sie zärtlich auf die Stirne.

Mit einem entschiedenen Blicke sah Fräulein von Dalberg zu ihr auf. „Wissen Sie, liebe Langen, daß ich morgen früh abreise?"

„Sie, Hedwig?" fragte Frau von Langen.

„Ja, ich, Abeille;" antwortete Fräulein von Dalberg.

„Aber warum?" fragte Abeille.

„Weil es mir so gefällt;" antwortete Hedwig.

„Ist denn das ein Grund?" — „Ich sollte meinen, der einfachste." — „Und die Schlittenfahrt übermorgen?" — „Ich werde allein zu Schlitten fahren." — „Und der Ball am Sonntage?" — „Ich werde nicht darauf tanzen." — „Und Ihr Verehrer, der leidenschaftliche Künstler?" — „Nun, was mit dem?" — „Er liebt Sie wahrhaft, Hedwig." — „Eben deswegen." — „So ist es am Ende um seinetwillen?" — „Vielleicht." — „Hedwig, haben Sie es denn wirklich beschlossen?" — „Wirklich und wahrhaftig." — „Und diesen Abend?" — „Bitte ich Sie, nicht davon zu sprechen. Abschiede langweilen mich. Ich werde Ihnen Karten lassen."

Siebenter Abend.

Es war sechs Uhr, und Alfred kam zu Frau von Langen.

Er hatte gehört, daß um diese Stunde Fräulein von Dalberg immer allein im Salon sei, um zu singen. Er kam, um sie zu überraschen und es ihr endlich einmal unmöglich zu machen, einem Alleinsein mit ihm auszuweichen. Er war so hastig, daß er den Bedienten, der ihm etwas sagen wollte, mit einem herrischen: „schon gut" zurückwies und ohne weiteres auf den Salon zueilte. Er trat heftig ein und fand den Salon finster und das Fräulein nicht darinnen.

Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und stieß einen halblauten Fluch aus. Der Elegant war in diesem Augenblicke ganz verschwunden und Alfred eben so wild und verzweifelt, wie nur ein Räuber, ein Korsar oder ein Zigeuner sein konnte.

Noch niemals hatte Hedwig von Dalberg ihn mit einer so eisigen Kälte behandelt, als da er am vorigen Abende seinem Strauß und seinen Versen gefolgt war. Vergebens war er nicht von ihrer Seite gewichen, vergebens hatte er Alles versucht, um ihr nur zwei Worte leise sagen zu können: sie hatte ihn gar nicht zu bemerken geschienen. Als er endlich, das Aeußerste versuchend, um ihre Aufmerksamkeit zu erzwingen, sie laut und mit Namen angeredet hatte, da war ihre Antwort so schneidend höflich gewesen, daß er wol eingesehen hatte, an diesem Abend könne er nichts, als schweigen. Dafür wollte er an dem heutigen Abend eine Erklärung fordern, wenn es sein mußte, mit der Entschlossenheit, die zu einem Werke gehört, fordern, und nun stand er allein im rabenschwarzen Salon, denn der Mond schien hier nicht.

Wir wissen nicht, welche Tollheit Alfred angestellt hätte, wäre nicht eben der Bediente mit der Lampe eingetreten. Gegen diesen wendete Alfred seine ganze Wuth und schrie ihn fürchterlich an: „wo sind die Damen?"

Hätte der Bediente schwache Nerven gehabt — die Lampe lag auf dem Teppich. So brachte er sie glücklich auf den Tisch und antwortete dann mit dem vollkommensten Bedientengesichte: „Die gnädige Frau sind in ihrer Stube. Das gnädige Fräulein sind weggefahren."

„Weggefahren? Ich wollte, der Wagen wäre zerbrochen!" murmelte Alfred vor sich hin und fragte dann laut: „und wann kommt sie wieder?"

„Das weiß ich nicht," antwortete der Bediente und verließ, auf einen Wink von Alfred, den Salon. In demselben Augenblick öffnete sich eine andere Thür, und Frau von Langen trat in den Salon und sagte mit einem Tone des Spottes, wie eine Frau aus der großen Welt ihn haben kann: „armer Alfred!"

„Ah, Sie wissen, warum ich hier bin?" fragte Alfred.

„Das nicht," antwortete sie, „aber —"

„So sollen Sie es wissen," sagte er kalt, mit einem plötzlichen Entschlusse. „Ich kam her, weil ich Fräulein von Dalberg allein zu finden glaubte, und ich wollte sie allein finden, um ihr zu sagen, daß ich sie liebe."

„Wirklich?" fragte Frau von Langen lächelnd.

„Ja, wirklich;" antwortete er. „Ohne Ironie, mit ganzem nüchternem Ernste, wirklich. Ich will Fräulein von Dalberg."

„Wozu?" fragte Frau von Langen, noch immer lächelnd, aber dieses Mal mit Hohn.

„Wozu ich sie allein wollen kann," antwortete er stolz, „zu meiner Frau. Ihr werd' ich geben, was ein Mann nur dem Mädchen geben kann, das ihm wie eine Schwester heilig ist, meinen Namen, wenn sie ihn nämlich der Ehre werth hält, ihn zu tragen."

„Und wenn sie ihm diese Ehre nicht erweisen will?" fragte Frau von Langen.

„Dann wird nie eine Frau ihn tragen;" antwortete Alfred.

Frau von Langen sah, daß sie für den Augenblick auch keinen Schatten von Macht mehr über Alfred besaß. Er hatte endlich ein weibliches Wesen gefunden, das seine Achtung erzwungen hatte, denn freiwillig hatte Alfred diese höchste Huldigung nicht dargebracht. Jetzt war dieses Wesen daher die unbeschränkte Beherrscherin seiner Seele, aber auch unbeschränkte Herrscher können entthront werden.

Frau von Langen hatte keine eigentlichen Rechte auf Alfred; ihr gegenseitiges Verhältniß war nur dem Scheine nach ein bedeutendes gewesen, in Wahrheit waren beide durch kein Wort gebunden; Alfred hatte nie weder eines verlangt noch gegeben; Alles, was Frau von Langen dem Fräulein darüber gesagt hatte, war ein Roman gewesen, den sie in Wirklichkeit zu verwandeln gehofft hatte. Erzählt hatte sie ihr, um das Fräulein gleich ganz gleichgiltig gegen Alfred zu machen; das Fräulein eingeladen hatte sie, um eine Folie zu haben. Sie hatte sich sehr geirrt, aber sie gab darum ihr Spiel noch nicht auf; sie bot nur Alles auf, um es mit der höchsten Geschicklichkeit zu spielen.

Aus dem Sinnen, in welches sie versunken schien, sich erhebend, gab sie daher ihren Zügen den Ausdruck des Ernstes und ließ sich langsam in einen Sessel nieder.

„Wenn Sie wahrhaft lieben, Alfred," sagte sie, in dieser Stellung und mit dem sanftesten Tone, „so thun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingiebt. Ich gestehe, ich habe es nicht geglaubt. Ich hielt die Beharrlichkeit, mit der Sie Fräulein von Dalberg verfolgten, für eine Ihrer Launen, wie ich deren schon mehrere gesehen hatte, und welche durch den Widerstand, den sie fand, eigensinnig wurde. Noch einmal gesteh' ich, daß ich nicht geglaubt hätte, eben Fräulein von Dalberg könne Sie entschieden fesseln. Sie ist sieben Jahr älter, als Sie; sie

ist, wenigstens der allgemeinen Meinung nach, nicht schön, sie hat kein Vermögen, keine Verbindungen, und ich habe in meinem innigen Gefühle für Sie, Alfred, mir als Ihre Braut immer nur ein Mädchen geträumt, welches den ganzen unaussprechlichen Glanz der ersten Jugend mit der Schönheit eines Traumes vereinigt. Ich selbst, obgleich Sie mir oft gesagt haben, ich sei schön, obgleich ich nicht älter bin als Sie, ich habe mich Ihnen nie zur Frau bestimmt und meinem Herzen mit all' meiner Kraft geboten, Sie nur wie einen Bruder zu lieben. Indessen, wenn das Ihre gewählt hat, so hab' ich nichts mehr zu sagen, nur zu wünschen, daß Sie glücklich werden."

Noch nie hatte Frau von Langen so viel traurigen Wohllaut in ihre Stimme, so viel Melancholie in ihre dunklen Augen, so viel Sanftmuth in ihre Züge gelegt. Sie schien die entsagende Liebe selber, aber Alfred wußte, daß sie das nur schien. Die Wahrheit, die er in Hedwig kennen gelernt hatte, diente ihm für den Augenblick als Talisman, durch den er jede Lüge erkannte. Doch hatte er nichts dagegen, noch einmal mit der schönen Frau Komödie zu spielen.

„Sie sind gütig," sagte er also, „o, unendlich gütiger, als ich je verdienen kann! Ja, wünschen Sie mir Glück, Ihr Wunsch wird mir es bringen. Ich wünsche dafür das Glück, das Sie zu geben haben, einem, der es ertragen kann. Ich hätt' es nicht gekonnt. Ich kann keine Frau haben, die von Allen angebetet wird: die Eifersucht machte mich zum Thoren, oder zum Tyrannen. Sie sind eine solche Frau; wer sieht Sie und liebt Sie nicht? Fräulein von Dalberg hingegen wird vielleicht nur dieses eine Mal von mir ganz geliebt werden. Und so versuchen Sie für mich endlich ein Gespräch von ihr zu erhalten."

„Alfred," sagte Frau von Langen, „ich habe noch nicht gewagt, es Ihnen zu sagen, — Fräulein von Dalberg ist seit heute Morgen auf der Rückreise nach ihrem Gute; sie will diese Nacht hindurch fahren und wird morgen früh schon dort sein."

Alfred wechselte die Farbe, zeigte aber sonst keine Bewegung, sondern sagte ruhig: „so werde ich ihr nachreisen."

„Thun Sie das," sagte Frau von Langen ernst. „Vielleicht wird es Ihnen gelingen, die Ursache dieser plötzlichen Abreise zu ergründen. Gegen mich hat Hedwig entschlossen geschwiegen, und was ich denke, will ich Ihnen jetzt nicht sagen — vielleicht hab' ich Unrecht; ich hab' es, wenn Sie glücklich zurückkommen. Glück auf den Weg, mein Freund." Und sie bot ihm die Hand.

Alfred war eine Stunde später unterweges; Frau von Langen murmelte vor sich hin: „Sie glaubt mir; sie ist abgereis't, weil sie mir glaubte; sie wird ihn mit Unwillen, vielleicht selbst mit Verachtung empfangen und ihm nicht erlauben, sich zu erklären; sie wird, denn sie ist stolz wie keine, wahrscheinlich Worte aussprechen, wie kein Mann,

am wenigsten Alfred, sie verzeiht; er wird wüthend zurückkommen, ich werde ihn schonen — er wird — ja, er wird! Hedwig von Dalberg und ich — wahrhaftig! Nur Besonnenheit und Ueberlegung bei jedem Worte, ja bei jedem Blicke."

Achter Abend.

Hedwig von Dalberg war seit dem Mittage zurück in ihrer Heimath und saß wieder in ihrem alterthümlichen Zimmer.

Abeille hatte Recht gehabt, Hedwig hatte ihr geglaubt; sie dachte nicht an die Möglichkeit solcher Lügen. Hedwig hatte Alfreds Verfolgung wirklich dafür gehalten, wofür sie zu halten, Abeille gegen Alfred vorgegeben hatte, für eine Laune, die durch den Widerstand, den sie gefunden, eigensinnig geworden sei. Hedwigs ganzer Stolz, und er war kein gewöhnlicher, hatte sich dagegen aufgelehnt, der Gegenstand einer Laune zu sein. Ganz von dem Gedanken beherrscht, Alfred gehöre durch Wort und Leidenschaft Abeillen an, hatte sie nicht Erfahrung genug, um zu sehen, daß Alfred sie wirklich liebe. Daher war sie abgereis't, als Alfred ihr nach ihrer Meinung die letzte Beleidigung zugefügt hatte, indem er jene glühenden Verse an sie sandte.

Jetzt überdachte sie im aufgeregten Sinnen noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen und wurde plötzlich von einem neuen unangenehmen Gedanken ergriffen. Sie fragte sich, ob sie sich richtig benommen habe. Sie war erst ungewiß darüber, dann aber drängte sich ihr die peinigende Einsicht auf, daß sie es nicht gethan habe. Sie fühlte, daß ihre Kälte Alfred nur noch mehr gereizt habe, während freundliche Gleichgiltigkeit ihn gleich im Anfange abgekühlt haben würde; daß eine Frau durch ein so auffallend kaltes Betragen einem Manne ein Recht zu dem Glauben gebe, sie halte es der Mühe werth, ein Betragen gegen ihn anzunehmen; daß Alfred, wenn er eitel sei, und wie sollte er es nicht sein, am Ende gar sich einbilden könne, diese Kälte habe Glück verbergen sollen. Das brennende Erröthen der Scham loderte auf Hedwigs Wangen, als dieser Gedanke ihr kam. Sie stand auf und ging, gegen die Thränen kämpfend, im Zimmer umher, da hörte sie von fern ein Posthorn. Sie fuhr zusammen, eine Ahnung ergriff sie; hierher führte kein Weg, außer zu dem Dorfe. Dennoch suchte sie sich zu überreden, es sei unmöglich. Wer aber konnte kommen, jetzt, in der Nacht? Das Posthorn tönte wieder und näher; noch einmal und noch näher, und jetzt hörte man auch die Schellen an dem Schlitten; noch wenige Minuten und er hielt vor dem Hause.

Durch und durch bebend stand Hedwig in der Mitte des Zimmers. „Er ist es — er ist es nicht!" diese beiden Gedanken wechselten in ihr. Sie hörte, daß Christian das Haus öffnete; sie hörte ihn ant-

worten und auf ihr Zimmer zueilen; ihr Herz schlug wie noch nie. Christian öffnete die Thür und meldete Herrn von Senden.

Die Kraft der Frauen ist nicht so viel draußen, wie die der Männer; sie haben sie mehr bei der Hand. Hedwig faßte sich und sagte mit beinahe fester Stimme: „er soll mir willkommen sein."

Alfred hatte seinen Pelz schon im Hausflur abgeworfen und kam dicht hinter Christian her.

„Ich habe Ihre Worte gehört, gnädiges Fräulein, und benutze sie," sagte er.

„Ich wiederhole sie," antwortete Hedwig lächelnd; „indessen finde ich es für den Besucher doch gefährlich, so nahe zu kommen, daß er die Worte hören kann, die der Besuchte bei seiner Anmeldung etwa ausruft. Nicht immer tönen sie gastlich. Zum Beispiel heute bei mir. Ich war vielleicht gar nicht in der Laune, Besuch zu empfangen, selber kaum zurückgekommen — vielleicht ganz bequem, das heißt, so unvortheilhaft wie möglich angezogen. Wußten Sie, das Alles sei nicht der Fall? Wenn ich nun im verdrießlichsten Tone gesagt hätte: Herr von Senden? Was führt denn den hierher?"

„Ich wäre doch eingetreten," antwortete Alfred. „Zwanzig Meilen im Winter mit Extrapost reis't man nicht, um sich von einem verdrießlichen Worte abweisen zu lassen. Ueberdies komm' ich im Auftrage. Die Gesellschaft verlangt Sie zurück."

„Vor Gericht?" fragte das Fräulein. „Wessen bin ich angeklagt?"

„Allen Reiz, allen Geist, alles Leben aus der Gesellschaft mitgenommen zu haben, als wären sie Ihr alleiniges Eigenthum," antwortete Alfred. „Sie sehen, die Beschuldigung ist ernsthaft, Sie werden sich entschließen müssen, zurückzukehren und sich zu vertheidigen."

„Nein, denn ich fürchte Urtheil und Strafe, und ziehe es vor, mich für schuldig zu bekennen und durch Sie, Herr von Senden, der Gesellschaft Alles zurückzusenden, was ich unrechtmäßiger Weise mitgenommen habe," versetzte Hedwig. Dann schellte sie und sagte, als Christian eintrat: „Thee."

Alfred sah sie an und setzte sich mit der Ruhe der Verzweiflung neben sie, als sie ihn einlud, es zu thun. Sie benahm sich, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß er ihr zwanzig Meilen nachgefahren kam. Er dachte: nun ist es auch möglich, daß ich morgen wieder abreise, wie ich gekommen bin.

Hedwig fing an, mit Grazie und Freundlichkeit die Wirthin zu machen.

Sie fragte Alfred, ob er im Vorüberfahren die Ruinen auf dem Berge dicht am Wege bemerkt habe? Er hatte sie nicht bemerkt. Sie bat ihn, es auf dem Rückwege nicht zu vergessen, und erzählte ihm die Geschichte und die Sagen der Ruinen.

Dann zeigte sie ihm eine der Landschaften. Er betrachtete auch gleich die übrigen, indem er vergebens sann, wie er sprechen solle. Dann unterhielt sie ihn von Literatur. Er ergab sich in sein Schicksal und sprach als Kritiker.

Hedwig machte unterdessen Thee. Wenige Damen verstehen das; Beweise dafür sind die unzähligen Tassen schlechten Thee's, die schon von unglücklichen Herren und Damen mit kläglichen Gesichtern ausgetrunken worden sind. Hedwig verstand es; ihr Thee war Vollkommenheit, aber Alfred hatte in diesem Augenblicke keinen Geschmack dafür; er trank seine Tasse wie ein Märtyrer, dankte für eine zweite, dankte für Zwieback und Pfefferkuchen, verwünschte allen Thee und alle Bücher in der Welt und endete damit, daß er ganz stumm wurde.

Vergebens sagte Hedwig noch dieses und jenes, er schien nicht mehr zu hören. Da brach die Ungeduld durch die Klugheit, und sie fragte: „wohin werden Sie heute Abend noch, Herr von Senden?"

Nie hatte Alfred eine Einladung auch nur halb so willkommen geklungen, wie diese unhöfliche Frage. Er hatte Grund gewonnen und mußte im nächsten Augenblick festen Fuß fassen können.

„Wohin ich diesen Abend noch werde?" wiederholte er verwundert. „Ich bin, wo ich sein will."

Hedwig fühlte, daß sie das ganz Unrechte gesagt habe. Im höchsten Grade unwillig auf sich selber, im höchsten Grade erbittert gegen Alfred, verlor sie alle Selbstbeherrschung und sagte kurz, fast beleidigend: „Verzeihung, aber ich kann Ihnen kein Zimmer anbieten."

„Kann sein," antwortete Alfred; „aber im Hause bleib' ich doch."

„Und wenn ich Sie bitte, es zu verlassen?" fragte Hedwig.

„Selbst dann," antwortete Alfred kalt und fest. „Ich bin Ihnen gefolgt, um mit Ihnen zu sprechen, und ich werde dieses Haus nicht eher verlassen, als bis ich mit Ihnen gesprochen habe."

„Herr von Senden," sagte Hedwig mit mühsam unterdrücktem Zorne, „wenn Sie heute hier bleiben, spricht übermorgen die ganze Gegend von Ihnen und von mir. Das wird Ihnen sehr gleichgiltig sein, aber mir nicht. Ich fordere, daß Sie gehen."

„Ich gehe nicht," sagte Alfred. „Ich will aber krank sein; so können Sie mich ohne Anstoß hier behalten."

„Ich spiele nicht Komödie vor meinen Leuten," antwortete Hedwig.

Alfred antwortete nicht. Er blickte im Zimmer umher, als suche er einen Gedanken. Mit einem Male schien ihm einer gekommen zu sein; er sprang auf, nahm vom Sopha Hedwigs kostbaren Shawl, warf ihn in das helle Kaminfeuer, ließ ihn einige Augenblicke brennen und holte ihn dann wieder heraus.

„Herr von Senden, sind Sie unsinnig?" rief Hedwig, indem sie jetzt so viel Besinnung fand, um aufzuspringen.

„Gar nicht," antwortete er, indem er den Shawl löschte; „ich will nur das Recht haben, hier bleiben zu können. Ich bin nervös und bekomme leicht Fieber, und bei diesen Brandwunden, hoff' ich, wird sogar ein recht starkes kommen." Und er zeigte ihr seine Hand und seinen Arm, über und über verbrannt.

Hedwig war stumm. Sie schellte. Als Christian kam, sagte sie kaum hörbar: Josephe möchte kommen. Dann wandte sie sich von Alfred ab und schwieg.

Alfred hatte sich wieder auf das Sopha gesetzt und betrachtete mit großem Interesse den Shawl, den er auf einen Sessel am Kamin gelegt hatte. So fand Josephe die Beiden.

Hedwig versuchte eine Erklärung und fand keine Worte. Alfred nahm statt ihrer das Wort; er erzählte Josephen, wie er durch Unvorsichtigkeit den Shawl von dem Sessel in das Feuer geworfen, ihn herausgerissen, sich verbrannt, das Fräulein tödtlich erschreckt und jetzt gebeten habe, ihn diese Nacht über hier zu behalten, da er nicht Stoiker genug sei, um mit den heftigen Schmerzen, die er fühle, noch heute weiter fahren zu können.

Josephe hörte ihm schweigend zu und glaubte ihm nicht ein Wort. Nur daß er Schmerzen habe, hätte sie ihm auch ohne Versicherung geglaubt, und für die brauchte er Hilfe. So ging sie denn, holte alles Nöthige, schlitzte den verbrannten Aermel auf, verband ihm sowohl Arm als Hand, half ihm den Pelz anziehen und ging ein Zimmer für ihn einzurichten.

Während dieser ganzen Zeit hatte Hedwig nicht einen Finger gerührt, nicht ein Wort gesprochen. Auch als Josephe gegangen war, saß sie stumm neben Alfred und vermochte selbst nicht ihn anzusehen.

Alfred schwieg auch. Es mögen nicht bald zwei Menschen so sonderbar neben einander gesessen haben.

Endlich kam Christian und meldete, das Zimmer sei bereit. Alfred bat das Fräulein lächelnd um Verzeihung, daß aus dem flüchtigen Besuch ein kranker Gast geworden sei, und folgte dem Jäger. Hedwig warf sich auf das Sopha und verbarg das Gesicht; Moina, die mit Christian hereingekommen war, saß neben ihr und sah sie mit klugen unruhigen Augen an.

Neunter Abend.

Das Fieber hatte Alfreds Hoffnung erfüllt, es war sogar noch stärker gekommen, als er gehofft hatte. Er hatte nicht nur die Nacht, die auf das tragische Schicksal des Shawls folgte, sondern noch zwei Tage und zwei Nächte ernstlich krank zugebracht und erst heute, gegen Ende des dritten Tages, sich wohl genug gefühlt, um herunter kommen zu können. Das Fräulein konnte ihn nicht oben bleiben heißen; er hatte durch den Doctor um die Erlaubniß bitten lassen, den Abend

mit ihr zubringen zu dürfen, und einmal mußte sie ihn ja doch wiedersehen.

Der alte Doctor war geholt worden, weil Josephe es für nöthig erklärt hatte. Hedwig hatte zwar gefürchtet, daß auch ihm die ganze Sache etwas seltsam erscheinen werde; indeß sie kannte ihn seit zwanzig Jahren, und er war, was eigentlich jeder Hausarzt sein soll, ihr treuer Freund. So hatte sie ihm denn erzählt, was sie erzählen konnte und ihm überlassen, zu glauben, was er wollte. Er seinerseits hatte sie durch Schweigen geschont und Alfred vom Fieber geholfen. Heute kam er mit einer so ruhigen und unbekümmerten Miene, wie man nur haben kann, mit seinem Kranken herunter und machte die erste Viertelstunde weniger peinlich.

Hedwig erschien seit diesen drei Tagen ganz verändert. Thränen, die sie nicht hatte zurückdrängen können, hatten sie erschöpft, ihr Blick und ihre Stimme waren müde; sie fühlte, Alfreds Wille sei stärker als ihre Kraft, und eine tiefe Muthlosigkeit drückte sich in ihrem ganzen Wesen aus.

Auch Alfred war ein anderer; ganz ein Mann, der eine geliebte Frau von seiner Liebe überzeugen will. Hedwigs Niedergeschlagenheit bewegte ihn tief, aber sie erfüllte ihn zugleich mit freudiger Hoffnung. Wenn er sie unglücklich machen konnte, so mußte er sie auch glücklich machen, sobald sie ihm glaubte, und glauben mußte sie ihm endlich, denn er war aufrichtig.

Der Doctor stand auf, küßte Hedwig die Hand, warf einen ernsten väterlichen Blick auf sie, welche zitterte, und auf Alfred, der ruhig und heiter aussah, und verließ mit einem stillen guten Wunsche das Zimmer.

Einige Minuten war drinnen und draußen tiefe Stille; dann hörte man den Doctor wegfahren. Da stand Alfred langsam auf, kniete vor Hedwig nieder und sagte ernst: „Hedwig, darf ich Ihnen nun sagen, daß ich Sie liebe?"

„Mit einer Liebe, die einer Andern gehört?" antwortete Hedwig schmerzlich.

Alfred richtete sich auf und blieb vor Hedwig stehen. „Einer Andern? Abeillen also? Hat sie Ihnen das gesagt?" fragte er.

„Woher sollte ich es sonst wissen?" erwiederte Hedwig.

„Fräulein von Dalberg, wollen Sie mich anhören? fragte Alfred.

„Ja," antwortete sie traurig. Ein ganzes, langes, immer verborgenes Leiden sprach sich in dieser einen Sylbe aus.

„Nun denn," sagte Alfred, „es sind zwei Jahre, daß ich Frau von Langen kennen lernte. Sie ist in Paris geboren und erzogen, woher auch ihr ungewöhnlicher Name kommt, der sie übrigens ganz bezeichnet, denn keine Biene sticht schärfer, als sie, nur daß sie nicht

stirbt, wenn sie gestochen hat. Als sie achtzehn Jahr alt war, kamen ihre Eltern nach Deutschland zurück, und sie heirathete Herrn von Langen. Sie hat Ihnen von Tyrannei erzählt; es giebt keinen bessern Mann als ihn, aber sie langweilte sich. Vor zwei Jahren kamen Beide zum Carneval in die Residenz. Sie ist schön, es wurde ihr gehuldigt; ich that es auch, sie zeichnete mich aus, und ich ließ mir es gefallen. Als nach beendigtem Carneval Herr von Langen abreisen wollte, erklärte seine Frau, sie würde bleiben, und noch mehr, sich scheiden lassen. Wenn sie es um meinetwillen that, so hatte sie Unrecht; ich hatte ihr nur solche Worte gesagt, die einen Mann zu nichts verpflichten, wenn sie es auch sollten. Herr von Langen liebte seine Frau mit einer blinden Liebe; er wollte sie durchaus nicht fahren lassen; er will auch heute noch nicht, indem er immer sagt: aber ich liebe sie ja; sie wird mir ja verzeihen, wenn ich etwas Unrechtes gethan habe; das Mißverständniß muß sich noch auflösen. So kam es, daß Frau von Langen nicht frei wurde. Ich fuhr fort, sie zu sehen; ich hatte bei ihr jene Rechte, welche die Frauen einem Freunde geben, den sie nach und nach in einen Liebhaber zu verwandeln suchen. Sie gewann mehr Gewalt über mich, als bisher einer Frau gelungen war, und ich war fortwährend nahe daran, sie zu lieben; aber ich kämpfte mit mir, denn ich zweifelte, ob sie einer wahren Liebe fähig sei. Da, Hedwig, lernte ich Sie kennen, und von dem Augenblicke an hörte aller Kampf und aller Zweifel auf, denn ich liebte Sie. Glauben Sie mir nun?"

„Herr von Senden, es wäre sehr schlecht, wenn Sie mich täuschten," sagte Hedwig weinend.

„Sie täuschen?" fragte Alfred, „und wie könnte ich das?"

„Wenn Sie zu Frau von Langen zurückkehrten und über mich spotteten," antwortete Hedwig.

„Hedwig," sagte Alfred, „einer andern Frau würd' ich diese Zweifel nicht verzeihen; Sie liebe ich selbst um dieser Zweifel willen. Aber hören Sie mich. Ich habe vor Ihnen nur eine Frau geliebt, ja angebetet — meine Mutter! Sie ist todt, aber ihr Andenken ist mir das Heiligste auf der Welt. Bei diesem Andenken und bei meiner Ehre sag' ich Ihnen, Hedwig, ich liebe Sie. Und wir sind Beide frei; wir stehen Beide einsam, Keiner kann uns hindern, uns zu verbinden. Thun wir es denn, sobald die nöthigen kirchlichen Vorschriften erfüllt sind. Kehren wir nur als Verheirathete in die Welt zurück."

„Ich habe keine Kraft mehr," sagte Hedwig mit matter Stimme. „Nehmen Sie mich und thun Sie, was Sie wollen."

Zehnter Abend.

Hedwig und Alfred waren seit einem Tage verheirathet. Die Verbindung war still im Kreise der nächsten Nachbaren gewesen.

Alfred war ungeduldig, nach der Residenz zurückzukehren; sie

wollten am andern Morgen abreisen. Alfred war mit dem Ertheilen von Befehlen beschäftigt, Hedwig saß allein an einem Fenster des uns bekannten Zimmers und blickte in die stille Gegend hinaus.

„Also morgen," sagte sie leise und beängstigt, „morgen! Meine Heimath, nun verlass' ich Dich. Und wofür? Für Glück? Warum kann ich nicht daran glauben? In die Welt! O sie ist, wie die Winterlandschaft, ganz von Eis, und die Sterne, die darinnen leuchten, erwärmen nicht. Alfred — wird er sich meiner nicht schämen. O wo ist mein Stolz? Vor der Liebe zerflossen."

Diese schmerzliche Demuth war bisher unter Hedwigs Stolz verborgen gewesen, wie Moos unter Eis. Jetzt war das helle, kalte Eis vor der Sonne geschmolzen und das Moos stand mit zitternden Tropfen bedeckt da.

Ihr Brautstand hatte ihr nicht mehr Muth gegeben. Alfred hatte sie mehr mit unendlicher Achtung und Zartheit behandelt, als ihr seine brennende Liebe gezeigt. Warum? Alfred war ein eigener Mensch. Er sah gern die leise Trauer in Hedwigs Zügen, er hörte es gern, wenn ihre Stimme ungewiß wurde und zitternd verstummte. Er freute sich an der Macht, die er über sie besaß. Er hatte ja seine Liebe und konnte sie in jedem Augenblicke in flammender Fülle zu Hedwigs Füßen streuen. Jetzt war er geräuschlos eingetreten, stand neben ihr, ohne daß sie es bemerkte, und sagte leise: „Hedwig."

Sie fuhr auf und blickte ihn bewegt an. Er setzte sich neben sie und legte seinen Arm um ihre Schultern.

„Du betrachtest die Gegend Deiner Jugend," sagte er, „Du denkst daran, daß Du sie verlässest?"

„Ja," antwortete sie leise.

„Wir kommen wieder zu ihr, wenn sie grün ist," sagte er.

„Gewiß, Alfred?" fragte sie erfreut.

„Traust Du mir nicht?" bemerkte Alfred lächelnd.

„Du bist die Einsamkeit nicht gewohnt," sagte sie.

„Ich will auch gar nicht als Einsiedler hier leben," antwortete Alfred scherzend. „Aber wenn ich Dich der Welt gezeigt habe, wenn wir von Allen gesehen und besprochen worden sind, werden wir uns dann nicht freuen, wieder einmal allein mit einander zu sein? Dann wollen wir hierher zurückkehren, den Frühling sehen und glücklich sein. Nicht, Hedwig?"

„O ich würd' es sein," antwortete sie. „Ob Du es sein wirst, weiß ich nicht."

Da umfaßte Alfred sie fester und drückte sie mit aller Kraft an sich. Sie fühlte seine Küsse, innig und leidenschaftlich wie noch nie. Dann hob er sie in die Höhe, nahm ihre beiden Hände und sah sie fest und glühend an.

„Hedwig," sagte er, „kennst Du die Leere? Wenn nichts in

der Welt ist, wofür wir leben und wofür wir ruhig sterben würden? Wenn wir jeden Morgen mit dem Gefühle anbrechen sehen, daß unsere Kraft sich in sich selber verzehrt, daß wir nutzlose Tage hinbringen, daß wir nicht leben? Hedwig, ich habe das gekannt. Und ich lebe jetzt, denn ich liebe Dich. Du verglichst Dich einst mit einer Quelle, die aus dem Felsen sprudelt. So hab' ich Dich gefunden und aus Deinem Anblick zum ersten Mal Frische getrunken. Du bist meine Geliebte, Du bist auch meine Freundin; noch mehr, Du wirst ewig meine Braut sein, denn es wird immer Reinheit auf Deiner Stirne bleiben. Ich werde nie müde werden, Deine Stimme zu hören, Deine Gegenwart zu fühlen, Dich zu lieben, denn bei Dir ist Sättigung unmöglich; Du hast Jugend, wie die Quelle immer Wasser hat. Sieh', Hedwig, ich hielt mit diesem Geständnisse meiner ganzen Liebe zurück, bis ich an Dich durch Wort und Pflicht gebunden wäre, bis Du zittern würdest, mich an Dich gebunden zu wissen. Nun hast Du es empfangen, und nicht wahr, Hedwig, nun glaubst Du mir?"

„Alfred!" flüsterte Hedwig, selig weinend.

Elfter Abend.

Der Salon der Frau von Langen war voll von der Gesellschaft — Alfred und Hedwig waren gestern angekommen, und Frau von Langen hatte sie eingeladen.

Frau von Langen strahlte. Ueber alle Kunst hatte sie wie eine Zauberin geboten, um wunderschön zu sein, und sie war es; die Augen aller Männer sagten es ihr.

Durch die eleganten Gruppen spielte das Gespräch wie eine schöne Schlange. Man spricht vom heiligen Georg und seinem Lindwurm; der Lindwurm war ein unschuldiges, unwissendes Thier gegen eine solche Schlange.

Wehe dem, der sie fürchtet! Ein Augenblick, und sie hat ihn geritzt. Man muß mit stolzem Fuß auf ihren Kopf treten.

Hier spielte sie noch in vollem Leben, in allen graziösen, leichten und schillernden Wendungen.

„Wie lange sie bleiben!" sagte Frau von Langen mit bewundernswürdiger Ungeduld.

„Frau von Senden will sich schön machen," sagte eine junge Dame.

„Das wird ein mühsames Geschäft sein," sagte eine andere.

„Nicht so boshaft, meine Lieben," bemerkte Frau von Langen, „die gute Senden ist nicht schön und kann es durch keine Macht werden; aber sie ist interessant und braucht sie denn auch Schönheit? Hat sie nicht erobert, gefesselt? Sie legt jetzt die Waffen nieder."

„Wie nur Senden seine Kette tragen wird?" fragte ein junger Mann.

„O, wie ein Ritter die seiner Dame," antwortete ein anderer. „Der einzige Unterschied zwischen Beiden ist, daß der Ritter seine Kette abnehmen durfte, wenn er die oder die Bedingung erfüllt hatte, und Senden seine in alle Ewigkeit tragen muß."

„In alle Ewigkeit?" fragte der erste junge Mann. „Mein Lieber, man sprengt Ketten."

„Und zerbricht Herzen," sagte der zweite. „Die arme Frau von Senden, ihr Herz ist nächstens in Stücken."

„Ja, die arme Frau," stimmte der erste ein. „Nun, unser Mitleid haben wir abgetragen."

„Wollt ihr nicht Herrn von Stürmer morgen eure Theilnahme an dem Tode seiner Frau bezeigen?" fragte ein junger Diplomat.

„Frau von Stürmer? Die ist ja ganz gesund, wir sahen sie ja heute auf der Promenade," riefen Beide.

„Nun, Ihr bedauert ja im voraus," antwortete sarkastisch der junge Mann, der Alfreds Freund war und oft mit Hedwig gesprochen hatte.

„O sehr gut! Du kannst witzig sein, auf Ehre!" riefen die Andern.

„Ich danke," antwortete er mit unsäglicher Ironie.

Der Musiker, der Hedwig geliebt hatte, trat zu ihm. „Was meinen Sie, Herr Graf?"

„Es lohnt sich nicht der Mühe, etwas zu meinen," antwortete dieser. „Dieses Geschlecht ist überall gleich. Es fürchtet nichts so sehr, als einen Menschen."

„Wie kommt es aber, daß es Ihnen schmeichelt?" fragte der Musiker.

„Weil ich ihm meine Verachtung zeige," antwortete der Graf. „Wenn Frau von Senden nur den Muth hätte, sich selber zu fühlen! Aber ich fürchte, sie hat ihn nicht."

„Doch," sagte der Musiker, „sie hat Stolz und Charakter."

„Aber sie ist weiblich im deutschen Sinne," bemerkte der Graf. „Die deutschen Frauen sind Engel im Hause, aber keine Königinnen im Salon."

Das Gespräch in der Nähe der Beiden wurde wieder lebhafter; sie hörten darauf.

„Ihre rothen Haare zu seinen schwarzen — das wird recht gut aussehen," sagte die erste junge Dame.

„Ja, der Geschmack der Menschen ist wunderbar," bemerkte der erste junge Mann.

„Aber einem Manne, wie Herr von Senden, ist es nicht erlaubt einen schlechten Geschmack zu haben, sonst entsteht Anarchie in der Gesellschaft," rief die junge Dame.

„Seien Sie ruhig," sagte der junge Mann; „Sie würden selbst über die Anarchie als Königin emporgetragen werden."

„Er muß ihrer bald müde werden," sagte die zweite junge Dame; „so eine lange Person muß langweilig sein."

„Dann wird sie ihm Märchen erzählen," erwiederte die erste. „Sie soll so viel wissen wie eine alte Kinderfrau, und so wird sie ihn als ein Kind behandeln und ihn mit Mährchen einschläfern."

„Aber aus diesem Schlafe werden Sie, meine Damen, ihn bald wecken, und dann wehe der armen Mährchenerzählerin!" sagte der junge Mann.

„Glauben Sie mir, ich würde kein Mitleid mit ihr haben," bemerkte die junge Dame. „Wenn sie so thöricht sein konnte, Herrn von Senden an sich ziehen zu wollen, so muß sie nun auch die Folgen tragen, wenn er die Augen öffnet und sein Loos sieht, welches gewiß Bedauern verdient."

„Ja gewiß," stimmten die Andern ein.

„Hören Sie?" fragte der Graf.

„Da!" sagte der Musiker hastig. Die Thüren wurden geöffnet, Alfred und Hedwig traten ein. Aller Augen waren auf ihnen. Aber keines dieser boshaften Augen sah, was zu sehen es so begierig gewesen war. Hedwig war schön, Alfreds Liebe hatte ihr Schönheit gegeben. Ihre Farbe, ihre Augen, ihr Lächeln, ihr schwebender Gang, Alles war strahlend voll von der Gewißheit von Alfreds Liebe. Auch ihren Anzug, das hellblaue Kleid mit Silber, den kostbaren Perlenschmuck hatte Alfreds Liebe ausgewählt, um seine Geliebte geschmückt vor die erwartenden Augen hinführen zu können. Jetzt that er es, und noch nie war sein Blick so stolz, sein Lächeln so sicher gewesen.

Und die Gesellschaft? Die Gesellschaft drängte sich um Frau von Senden.

Zwölfter Abend.

Drei Jahre waren vergangen, es war wieder zu Anfang des Winters, und Cecil trat in dem Gasthause, wo er eben abgestiegen war, in den Speisesaal.

Die meisten jungen Männer seiner Bekanntschaft pflegten sonst hier zu speisen, und auch heute fand er wenigstens einen großen Theil derselben bei Tische. Einige hatten sich freilich in den drei Jahren verloren, aber der größte Theil, wie gesagt, war noch da und eben so oberflächlich wie immer.

Als Cecil an den Tisch trat, wurde er nicht beachtet; als er aber mit seiner vollen ruhigen Stimme: guten Abend! sagte, erkannten ihn Alle, sprangen auf und die Fragen stürmten auf ihn ein, wie draußen die Schneeflocken gethan hatten.

Cecil antwortete ganz nordamerikanisch: „ich komme graden Weges aus Konstantinopel; ich bin die ganze Zeit meiner Abwesenheit

über dort gewesen, mit Ausnahme einiger Monate, da hatte ich eine Sendung nach Alexandrien und benutzte die Gelegenheit, um Kairo, den Sinai, den Libanon und Damaskus zu sehen. Jetzt hat meine Braut eine Erbschaft gemacht, die uns erlaubt, uns zu heirathen; ich komme deswegen zurück. Heute Abend will ich hier bleiben; morgen reise ich weiter zu meiner Braut, die auf dem Lande wohnt. Was ich weiter thun werde, weiß ich noch nicht, Ihr aber wißt jetzt Alles, und nun sagt mir: was macht Senden."

„Was, hat er Dir das nicht geschrieben?" — „Dann würde ich nicht fragen. Wir haben uns gar nicht geschrieben; er wollt' es nicht." — „Das sieht ihm ähnlich. Nun, es geht ihm vortrefflich; er ist verheirathet." — „Das weiß ich und auch mit wem, aber nicht wie lange." — „Seit drei Jahren." — „Nein, nicht so lange; erst im Februar sind es drei Jahr." — „Nun, das ist ja eins. Aber denke Dir, Cecil, seine Frau ist sieben Jahr älter und hat rothes Haar. Ja, Cecil, aber trotzdem ist sie die köstlichste Frau von der Welt." — „Das sag' ich ja auch; es giebt in der ganzen Stadt keine Frau mehr wie sie." — „So originell." — „Ihre schöne Stimme." — „Wenn man sich mit ihr unterhält, man ist bezaubert." — „Es ist wahr, sie sagt die gewöhnlichsten Dinge auf eine Art, daß sie wie die neuesten Gedanken klingen." — „Mich entzückt doch am meisten ihre Stimme." — „Besonders zur Harfe." — „Nein, ich höre sie noch lieber zur Mandoline." — „Ich zur Guitarre." — „Kurz, sie singt himmlisch." — „Und ist liebenswürdig." — „Und schön dazu." — „Wenigstens eben so gut wie schön." — „Nein, für mich ist sie schön." — „Ich finde das nicht, aber ich vermiss' es auch gar nicht. Die häßlichste Frau würde mich fesseln, wenn sie so originell wie Frau von Senden wäre." — „Ja, das ist sie. Wirklich frisch wie Quellwasser." Dieser Ausdruck Hedwigs von sich selber war von Frau von Langen in spöttischer Absicht mitgetheilt, aber von der Gesellschaft als völlig bezeichnend eifrig angenommen worden.

„Wo wohnt denn Alfred?" fragte Cecil. — „Er hat ein Haus an der Promenade gekauft." — „Lebt er in der Gesellschaft?" — „Wie Du es nehmen willst. Er sieht viele." — „Also er macht ein Haus?" — „Ja, an zwei Abenden. Mittwochs für die Gesellschaft, Sonnabends für seine Freunde. Außer an diesen Tagen haben nur einige Zutritt; ihn sieht man fast nirgends und nie ohne seine Frau." — „Im Sommer reisen sie. Im vorigen waren sie in Norwegen." — „Das erste Jahr in der Schweiz." — „Diesen Frühling hatte er die Absicht, Dich in Konstantinopel zu besuchen." — „Nun kommst Du ihm zuvor." — „Er wird aber doch wol reisen." — „Versteht sich; sie studiren ja schon arabisch."

„Und Frau von Langen?" fragte Cecil. — „Frau von Langen? Die hat sich mit ihrem Manne ausgesöhnt."

Cecil fuhr nach Alfreds Wohnung. Er war ungeduldig, den Freund wiederzusehen, den er immer nur unbefriedigt und ungleich gekannt hatte, und der jetzt so glücklich sein sollte. Cecil mußte sich erst mit eignen Augen davon überzeugen; bis dahin erschien ihm dieses Glück etwas aus Tausend und eine Nacht.

Es war gerade kein Einlaßabend und Cecil war noch in Ungewißheit, ob er Christian dazu bringen werde ihn zu melden, als der Kammerdiener dazu kam. Dieser kannte Cecil und versicherte Christian, daß er bald die größte Ungeschicklichkeit begangen hätte. „Nur Sie fehlten noch zu unserm Glücke, gnädiger Herr," setzte er hinzu, während er vor Cecil die Thür zum Vorsaal öffnete; „in unserm Hause ist jetzt ein Himmel." — „Nun, wenn der Kammerdiener sogar poetisch wird," dachte Cecil. Er hörte Alfreds Stimme durch eine nahe Thür. „Dort ist das Wohnzimmer," sagte der Kammerdiener; „ich werde leise aufmachen." Er that es; Cecil trat in die Thür, der Kammerdiener zog sich zurück. „Alfred," sagte Hedwig leise, indem sie auf den fremden jungen Mann deutete; „Cecil!" rief Alfred. Cecil hörte in diesem einen Ausrufe, daß Alfred glücklich sei.

„Hedwig," rief Alfred nach der stürmischen Umarmung, „das ist mein Bruder. Cecil, das ist mein Engel. Das ist mein Knabe, Cecil, er heißt wie Du."

Hedwig hatte die Freunde allein gelassen. Cecil saß im Sopha, Alfred stand vor ihm, zu unruhig, um sich setzen zu können.

Alfred erzählte Cecil die Geschichte seiner Liebe, nicht im Zusammenhange, vielmehr ganz in Bruchstücken, die durchaus nicht aneinander paßten, doch Cecil war mit Alfreds Art bekannt und verstand ihn.

Aber daß Cecil sich eine deutliche Vorstellung von seinem Glücke machen könne, wollte Alfred nicht zugeben. Vergebens sagte Cecil: „aber ich liebe ja auch, länger als Du." Alfred rief: „eben weil Du schon lange das Gefühl einer Liebe hattest, als Dein Eigenthum besaßest, kannst Du Dir nicht ein Glück denken, welches ein halb wahnsinniges, halb verzweifelndes Verlangen mit einer Zaubererscheinung plötzlich erfüllen kommt, so daß wir noch lange unsicher zwischen Glauben und Zweifel bleiben. Und so eines ward mir, als ich Hedwig sah."

„Im ersten Augenblicke?" fragte Cecil.

„Ich verstehe Dich," antwortete Alfred; „Du findest vielleicht Hedwig jetzt noch häßlich, ihr allgemeines Schicksal. — Sie erscheint aber hübscher mit jedem Male, daß man sie siehet, und mir ist sie gleich schön erschienen. Das macht, ich war durch meine Phantasie für sie interessirt und doch darauf gefaßt, sie sehr häßlich zu finden. So fand ich denn das Gegentheil, denn — Hedwig war die mir bestimmte Geliebte — wie hätte ich da unsicher sein können?"

„Wer würde in Dir einen Schwärmer für den Traum von zwei Hälften zu finden glauben?" fragte Cecil lächelnd.

„Dich überrascht es doch nicht," sagte Alfred.

„Nein," antwortete Cecil, „ich wußte immer, daß Dein Spott nur dann traf, wenn Du Dich von der Gewöhnlichkeit selbst verwundet fühltest und den Schmerz doch verbergen wolltest. Du hast vielleicht mehr als je ein Dichter nach einer Quelle gedürstet, wie sie in der Welt nicht entspringt."

„Und ich habe sie gefunden und trinke aus ihr das Leben eines jeden Tages," sagte Alfred.

„Und sie hat bis jetzt noch in jedem Augenblick Deine Seele gestillt?" fragte Cecil.

„In jedem," antwortete Alfred ruhig.

„Wie kommt es da, daß Du Dir nicht ein Haus einsam an ihr erbaueſt, daß Du noch in der Welt lebeſt?" fragte Cecil.

„Du kommst aus dem Morgenlande und ich ziehe dahin, wir reden seine Sprache," sagte Alfred lächelnd. „Ich habe ein Haus bei der Quelle — das, in welchem Hedwig mein wurde. Dort wohnen wir manchmal zu Monaten — wir beide ganz allein, und die Welt bleibt draußen jenseit der Schwelle. Aber ich liebe die Welt, ich bin daran gewöhnt, ihren Glanz, ihre Bewegung zu meinen Füßen spielen zu sehen, wie die Wellen eines goldenen Meeres. Auf diesen Wellen kommen Schiffe aus allen Gegenden — jedes bringt das Köstlichste aus der seinigen — Menschen aller Art treten an das Ufer, reden mich an, wir tauschen aus, was Jeder hat, und was ich eingetauscht habe, betrachte ich am Abend mit Hedwig. Wasser aus der Quelle fehlt mir nirgends — ich nehme überall eine goldene Flasche voll davon mit wie Periſade und gieß' es wie diese aus, wenn ich mich irgendwo niederlasse. Wie im Mährchen wallt es dann in einer Strahlengarbe in die Höhe. Verstehst Du mich?"

„Ich denke," sagte Cecil.

Den 9ten, Vormittag.

Es ist Regenluft, der Wind weht aus Abend hindurch. — Endlich! Es war auch Noth. Wie die Nerven gespannt waren, wie die Lippen aufsprangen, die Haut trocken ward — ob es eben so ganz comfortable in der Wüste sein sollte? Nun, es ist auf jeden Fall noch Zeit zur Erwägung da.

Aber ich glaube wirklich, wir haben das Wetter gezwungen, als wir uns muthig entschlossen, durch den Staub zu fahren. Wer weiß es? Was weiß man überhaupt? Ich weiß nichts, darum ist auch

nicht wahr, was Mutter mir neulich aufpredigen wollte, daß ich lache, wenn Der oder Jener das oder jenes nicht wisse. Ich muß nur lachen, wenn Dummheiten mit dem Anspruch herauskommen, klug zu sein, und sich so feierlich mir gegenüberstellen. Da innerlich ernsthaft zu bleiben, dazu gehört mehr Kraft, als ich habe, das gesteh' ich ein — ich danke meinen guten Sternen, wenn ich meine Lippen beherrschen kann — ob die Augen nicht auch lachen, weiß ich nicht — wie gesagt, man muß nicht zu viel von einem armen schwachen Geschöpfe verlangen, besonders, wenn es mit manchen — — ausgezeichneten Menschen über Literatur sprechen soll. Sonst einen ehrlichen Menschen auszuspotten, weil er eine dumme Frage thut, oder etwas nicht weiß — ich habe ein so ungewöhnliches Talent, dumme Fragen zu thun, daß ich wirklich nicht über Andere lachen darf. Ich kann zwar versichern, daß ich es durchaus nicht übel nehme, wenn man mich bei solcher Gelegenheit erst auslacht und dann belehrt — ich werde roth, lache mit und empfange dankbar die Belehrung; aber nicht Alle haben diese Sorglosigkeit, und da wäre es sehr Unrecht zu lachen, obgleich ich gestehen muß, daß ein Mensch mir gleich lieber wird, sobald ich einmal über ihn habe lachen können. Sie wissen, warum? ohne daß ich es Ihnen sage — ein Mensch, über den ich lachen kann, wird meines Gleichen, und ich lebe nur mit meines Gleichen gern. Es ist herrlich, zu den Sternen aufzusehen; aber es immer thun zu müssen, würde ermüden. Und ebenso würde es mich ermüden, ewig mit überlegenen Menschen zusammen zu sein. In einzelnen Stunden will ich freudig aufsehen und bewundern; aber für alle Tage laßt mich Auge in Auge sehen können. Wenn ich in einem häuslichen Verhältnisse überlegen wäre, so würde ich Alles thun, um das vergessen und mich dafür mehr lieben zu machen. Doch ich denke eben daran und werde recht getrost in dem Gedanken — wo wahre Liebe ist, da giebt es keine Ueberlegenheit, weder eine geistige noch irgend eine andere — vor der Liebe verschwinden alle kleinen Gefühle, wie die Sterne vor dem siegenden Sonnenlichte erbleichen — und nichts bleibt, lobt, erfüllt und beglückt uns, als die Liebe.

Gegen Abend.

Die Wolken leuchten unheimlich rund umher, leuchten und sind doch dunkel, und der Himmel sieht zwischen ihnen hervor mit einem Blau, das schauerlich klar ist. Es wird Herbst — es wird Jahresabend, hinter welchem die Jahresnacht liegt, lang, mit kaltem Sternenschein. Aber im Frühling, am neuen Jahresmorgen? Wenn er über der Erfüllung meiner Wünsche aufginge!

Ich will hinausgehen in die Dämmerung, der Wind pflegt in solcher mit wunderbarer Stimme zu sprechen. Poesie doch wieder! Ich kann nicht anders — gute Nacht!

Den 10ten, Nachmittag.

„Unterm Ahorn saß ich," könnt' ich heute ein Lied anfangen. Sie haben meinen schönen Ahorn nicht so schön gefunden — er ist nicht malerisch, das geb' ich zu, aber ich liebe solchen harmonischen Wuchs eines Baumes. Und doch konnte ich heut' nicht lange da sitzen bleiben und, wie ich wollte, seine Aeste betrachten, die er so tief senkt, daß man wie in einer grünen Kapelle ruht — ich fühlte Unstätigkeit — gerade wenn man Zeit zu verlieren hätte, weiß man nicht, wie man es anfangen soll. Nichts ist so unendlich verschieden, wie unsere Empfindung von der Zeit, und das nicht etwa bei großen Gelegenheiten, nein, alle Tage mitten im ruhigen Leben — manchmal können und können wir den Tag nicht zu Ende bringen, und manchmal fragen wir, ob einer da gewesen sei, so schnell ist er uns verschwunden. Der heutige gehört zu den langen, und die Sonne ist noch hoch am Himmel; der Rasenplatz, den ich sehe, ist noch zur Hälfte golden, und ich weiß, daß es draußen noch heiß ist, und — nun, und muß eben den Abend erwarten.

Am gestrigen schrieb ich eine Romanze in mein Herbst-Album, welches ich vorgestern anfing — ich möchte, ich bekäme es voll; eines von **1840** hab' ich kürzlich dem Kritiker geschickt — es würde mich unterhalten, in beiden meine verschiedenen Stimmungen zu vergleichen. Meine jetzige ist wunderlich ungewiß — ich weiß noch immer nicht, ob ich sehr heiter oder recht ernsthaft sein soll. Was rathen Sie mir?

Ehe ich die Romanze machte — nebenbei: sie hat eine seltsame Liebeslaune zum Gegenstand — also vorher saß ich und sah den Wolken zu. Jetzt ist ihre Zeit und auch die der schönen Luftfarben. Schwarzgrau, blendendes Hellgelb, weiches Violett und prächtiges Rosa, diese Farben sah ich dicht nebeneinander. Das Rosa aber blieb nicht ruhen, es zog sich von einer Wolke zur andern, in Streifen, in Flocken, wie es ihm einfiel, bald verschwindend, bald wieder lieblich erscheinend. Im Osten war eine große dunkelgraue Wolke, die füllte und durchleuchtete es; endlich mußte es aufhören zu tändeln — die ernsthafte Dunkelheit kam und sah feierlich rechts und links, und Alles wurde gehorsam düster, und wir gingen hinein.

Im Grabwäldchen ist ein Baum — da hatten Wespen ihr Nest; das fanden unsere Holzfäller und brannten es aus. Ungefähr vier Wochen mag es her sein — heute haben die Wespen schon wieder ein neues Nest an der alten Stelle. Ja, der Baum war ihr Heim — das können sie nicht lassen. Bauen die Menschen doch wieder Häuser auf, wo ihre Häuser in die Erde sanken — pflanzen wieder Weingärten auf der Lava, die ihre Weingärten verbrannte. Die Erde hat überall Magnetkraft — an der Stelle, wo das Herz sie zuerst gefühlt, da hängt es. Darum rühren auch alle Klagen von Heimathlosen

so schmerzlich. In einer von Arnims schönsten Novellen, in Isabella von Aegypten, sind vier Verse, die ein fahrender Schüler singt, diese:

Nichts weiß von mir die liebe Mutter,
Nichts weiß von mir der gute Vater,
Doch zünd' ich ein Licht der heil'gen Mutter,
Doch glaub' ich an einen himmlischen Vater.

Als ich dies zuerst las, weinte ich.

Den 11ten.

Es hat sich friedlich zum Regen für die Nacht eingerichtet und ich richte mich für den Abend zum Schreiben ein.

Regentage sind sonst melancholisch. Der heutige nicht? Doch auch, aber er thut mir eben deswegen wohl. Unsere Augen waren müde vom blauen Himmel. Unsere armen Sinne können nicht lange dasselbe aushalten. Einst, wenn wir des Wechsels nicht mehr bedürfen werden — dann — wird es schön sein.

Ehemals empfingen wir wol eben an solchen Tagen Besuche. Wir hatten Freunde, welche ihre Mäntel preis gaben und angeritten kamen, der Himmel mochte aussehen, wie er wollte. Dann spielte ich ihnen vor, und wir plauderten und scherzten, bis die Nacht herankam und ein dunkler Weg vor ihnen lag. Ich bedauere jene Zeit nicht, wie überhaupt keine, die ich noch erlebte — wie mein Geschick sich auch entscheide, ich bin jetzt immer noch glücklicher, als ich je war, denn ich bin klarer in mir, als ich noch gewesen bin, und habe die Ahnung, daß ich es bald ganz sein werde. Aber ich erinnere mich jener Zeit gern, besonders eines Frühlings aus ihr, in welchem ich siebzehn Jahr alt war, schon viel und ungeduldig wünschte, aber noch nichts erlebt hatte und mich manchmal sehr unglücklich fühlte, weil die Menschen alle nicht romantisch genug waren. Ich sage manchmal — so für alle Tage unterhielt ich mich recht gut, indem ich zusah, wie einer meiner Cousinen gehuldigt wurde. Sie war mehrere Wochen hier, hübsch, blond, und hatte nichts dagegen, sich huldigen zu lassen. Von ihren beiden Verehrern ist der eine jetzt schon todt — es war ein alter Freund des Hauses, aber ein noch junger Mann, groß und hager, mit einem blassen, klugen Gesicht und großen, hellen, etwas vorstehenden Augen. Er hatte viel Laune und pflegte gesellschaftliche Vorgänge in Versen zu beschreiben, die sich nicht eben glatt anhörten, aber doch unterhielten. Jetzt fing er an, recht viel zartes Gefühl zu zeigen, hing sich Kränze auf, die wir ihm winden mußten, stahl der Cousine ein Schnupftuch und versuchte ernste Gedichte, die ihm wider alle Erwartung gelangen. Jedes neue brachte er erst mir und dann, lobte ich es, der Cousine. In vollkommener Eintracht lebte er mit deren zweitem Verehrer, einem siebzehnjährigen Ritter, der seine Liebe zwar nur durch Blicke reden ließ, aber

doch glücklich genug war, uns sammt und sonders zu Vertrauten zu haben. Wie gesagt, es ging Alles gar heiter und friedlich zu — ohne Eifersucht, ohne Unglück — recht wie in einer Frühlingsnovelle. Der Siebzehnjährige war klein, hatte scharfe Züge, südliche Farbe, Augen und Haar rabenschwarz, — der Große nannte ihn deswegen den Marchese — Verstand hatte er auch viel und wußte besonders in manchen Dingen gut Bescheid, was uns Mädchen wie Gelehrsamkeit erschien. Eines Abends wurde ein Spaziergang im Mondenschein dazu benutzt, um ihn wegen einiger grammatikalischen Schwierigkeiten zu befragen, worüber unsere Mütter nicht wenig lachten. Eines Tages hatte er im Walde Blumen gepflückt und brachte sie mir — ich nahm sie an — „wie können Sie so grausam sein?" fragte einer der älteren Freude; da gab ich sie ihm wieder, und nun ging er damit zur Cousine. Nicht wahr, das war recht naiv? Ein Gedicht versuchte er auch, aber das wurde schlecht. Uebrigens dichtete damals Alles — d. h. Alles machte Verse, die — am besten ungelesen blieben. Nur zwei der jungen Männer zeigten sich standhaft prosaisch — der eine, der noch jetzt mein guter Freund ist, meinte, er wolle sich auszeichnen, indem er nie einen Reim machen werde. Man sieht recht, daß geistige Uebereinstimmung zur Freundschaft nicht nöthig ist — dieser mein Freund hat weder für Musik noch für Poesie den geringsten Sinn, und doch ist es mir nie eingefallen, daß ihm etwas fehle — ich habe mich mit ihm immer gut unterhalten, und unsere Gesinnungen sind diese ganzen Jahre hindurch unverändert geblieben. Der zweite, der keine Verse machte, war die größte Gestalt in unserm Kreise, schlank und biegsam — mit drei Schritten war er immer über die Stube weg, verstand auch nicht viel von Musik, aber desto besser zu deklamiren, d. h. in schönen Phrasen von Unglück und Verkanntwerden und allerhand sonst. Dazu legte er den Arm schief über den Magen, und wir starben immer beinahe vor Lachen. Manchmal aber war er wirklich melancholisch — das sah man in seinen hellen Augen, die tief unter seinen dunklen Brauen lagen, denn die hatte er, obgleich er blond war. Er hatte auch viel zu leiden, besonders wegen seiner Liebe zum Schlafe. Wenn die Andern ihn besuchten, mochte es nun Morgen, Mittag oder Abend sein, so fanden sie ihn, ihren Versicherungen nach, schlafend, und in der Stube Alles drunter und drüber — Wäsche, Kleider, Geld, Alles, wo es eben lag — auf dem Bette, auf den Stühlen, auf der Erde. Auf einer Bergreise, die er mit einem ernsthaften, ordentlichen Freunde machte, brachte er diesen regelmäßig in Verzweiflung, wenn er einpackte, d. h. Alles zusammenraffte und einstopfte. Dann zog der Freund Alles wieder heraus, legte es zusammen und hielt dem Unordentlichen dabei eine Moralpredigt; aber dieser lachte und brach sich beinahe den Hals, sobald ein steiler Felsen kam. Ein anderer Blondin war eben so klein, wie der

Unordentliche groß war, und wegen seiner queckſilbernen Lebendigkeit und ſeiner unzähligen Bücklinge bekannt. Wenn er einmal in das Verbeugen kam, ſo kam er gewiß in den erſten Minuten nicht wieder heraus; dabei hatte er eine böſe Zunge und ein gutes Herz und wurde eines Abends mit einem mächtigen Roſenkranze behangen, den er dem großen Verehrer der Couſine mitnehmen ſollte. Er hatte einen Federhut, den hielt er den Roſenblättern unter, die abfielen, und ſo ſtand er auf der Treppe und konnte nicht fertig werden mit Witzen und Verbeugungen. Da kam ganz ruhig ein Dritter, dem die Zeit lang wurde, die Treppe wieder herauf, nahm den bekränzen Blondin auf den Arm und trug ihn hinunter in den Wagen. Der Blondin ſchrie, wir lachten, der Wagen fuhr fort. Das Alles wird Sie gründlich langweilen, aber — es iſt ein Regentag.

An Moritz Retzſch.

Den 14ten.

Ich wollte Ihnen noch in einigen Briefen vom Herbſt erzählen, mein Freund, aber es iſt mir manchmal, als würde ich dieſe Briefe, die ich mit Liebe geſchrieben habe, plötzlich fallen laſſen, wie einen Strauß ſchöner Blumen, der einem zu ſchwer würde zu halten. Eine Hand ermattet manchmal unverſehens — mir iſt, als verlöre die meine ihre Kraft. Vielleicht fühl' ich auch blos heute ſo, vielleicht ſuch' ich in wenigen Tagen — morgen vielleicht ſchon wieder, neue Blumen, um den Strauß noch voller zu machen, und finde ſelbſt noch duftigere. Erwarten wir es. Ich liebe zwar wenig das Wort erwarten. Es können Herzen Jahre hindurch — bis zum Tode umſonſt erwarten. Das liegt in dieſem Worte, und darum ſprech' ich es immer langſam aus, als wäre es ſehr ſchwer. Aber man muß es doch ausſprechen können — ſich ſelbſt ſagen, daß man vielleicht einmal erwarten muß, was einem mehr iſt, als das Leben. Wie ich eine ſolche Stunde ertragen würde, weiß ich noch nicht. Es giebt ein zwiefaches Leben auf Erden — das eine iſt das Ihre, Meiſter, das Leben des Künſtlers auf der Höhe, vertraut mit den Sternen, viel mit Gott, über der Welt, mit den Gedanken und in Ruhe. Das andere iſt das Leben der Sehnſucht, der Wünſche, der Hoffnungen, der Täuſchungen, der berauſchenden Augenblicke und der langen, leeren Tage — das menſchliche mit einem tiefen Worte. Zu jenem gehört die Kraft des Genius, zu dieſem die Kraft des Leidens. Wenn ich jetzt neben Ihnen ſäße, würde ich Sie mit einem Blicke fragen: welches, Meiſter? Doch ich weiß, Sie böten mir die Hand und ließen mich in die Klarheit umher blicken. Das wäre Ihre Antwort.

Als ich ſechzehn Jahr alt war, ſagte mir eine Frau, die viel erlebt hatte: **Coeur se brise ou se bronce. — Eh bien donc**

qu'il se brise! antwortete ich damals. Jetzt sage ich: das Herz kann still schlagen das ganze Leben hindurch, offen für alles Weh' Anderer, aber verschlossen, wenn die Sehnsucht klopft.

Da hab' ich für Sie eine Sammlung Lieder gemacht. Sie kennen es, was es heißt: ermüden. Auch ich kam schon zu solchen Augenblicken. Da wurden diese Lieder. Von jetzt ist keines, auch sind nur wenige eigentlich für mich — die meisten entstanden, wenn ich an andere Müde dachte. Denken Sie mein, lieber Freund!

Wiegen- und Sehnsuchtslieder.

Wo Ruh' ist.

Drüben ist Ruh,
Schauderst du
Auch vor der nächtlichen Pforte,
Gar süße Worte
Flüstert der Tod dir zu —
Ja, drüben ist Ruh!

Wer schlafen will,
Ach, wie still
Kann er da träumen und schlafen!
Im sichern Hafen
Schweigt der Stürme Gebrüll —
Wer nur schlafen will.

Auch deine Qual
Schweigt einmal,
Weckt dir das Herz nicht wieder.
O geh', und nieder
Leg' in dem Todesthal
Deine Liebesqual.

Ein Sehnender.

Schlafengehn,
Wie ein Ton, ein Duft verwehn,
Dort, im ew'gen einen Lichte,
Vor des Vaters Angesichte
Braut und Mutter wiedersehn —
Niederlegen — schlafengehn.

Ja, hinab,
In das liebesdunkle Grab!
Meine kranken Augen schmerzen
Vor den Sternen, vor den Kerzen,
Dunkel nimmt das Weh' mir ab —
Vater, laß dein Kind hinab!

Ein Nachtlied.

Ich wandre durch die Felder sacht',
Der Mond ist über mir,
Auf den Gebirgen schläft die Nacht,
Die Sterne leuchten ihr.

Ich blicke schweigend durch die Nacht
Empor, empor, empor!
Ja, droben bei der Sterne Pracht,
Da wohnt, was ich verlor.

Und was mich stets so traurig macht —
Noch kann ich nicht hinauf —
O morgenhelle Todesnacht,
Wann nimmst du wol mich auf?

Ein Kranker.

Wird dir bange, wird dir eng',
Armes Herz, im Weltgedräng'?
Will das Strahlen dich ermüden
Von dem Lichte, das dir feind?
Dulde still, es kommt der Frieden,
Harre aus, die Nacht erscheint.

Ja, wohl bist zu heiß verbrannt,
Ja, wohl wirst du sehr verkannt;
Spotten deiner allerwegen,
Keiner weiß, wie sehr du liebst,
Liebelosen deinen Segen
Und für Hohn Gebete giebst.

Ja, zu leben das ist schwer,
Aber weinen nicht so sehr;
Einmal wird die Nacht erscheinen,
Wenn das Grab geöffnet steht,
Wenn die Sonne untergeht,
Und die Kinder nicht mehr weinen.

Alle Feindschaft muß dann ruhn,
Niemand mehr darf Böses thun;
Und es schweben Wolken nieder,
Engel kommen d'rin herab,
Legen sanft mich in das Grab,
Schaufeln zu und scheiden wieder.

Und da liegst du kühl und lind,
Mutter Erde hält ihr Kind;
Laff' darum dich nicht ermüden
Von dem Lichte, das dir feind,
Dulde still, es kommt der Frieden,
Harre aus, die Nacht erscheint.

Schlafe, mein Herz.

Schlafe, mein Herz,
Halte dich still,
Wenn auch der Schmerz
Wecken dich will.

Schmerz ist dein Feind,
Nimmt dir die Ruh' —
Wenn er erscheint,
Schließ' dich ihm zu.

Wenn dich was preßt,
Drückend und schwer,
Schlafe recht fest,
Fühlst es nicht mehr.

Alles ist Schaum,
Freude und Schmerz —
Still, ohne Traum,
Schlafe, mein Herz.

Sehnst du dich auch zu sterben?

Sehnst du dich auch zu sterben,
Noch eh' der Jugend glühende Rose
In Thränen bleicht?
O, könnten wir's beid' erwerben,
Würd' uns das höchste irdischer Loose
Zugleich gereicht!

In voller Kraft zu scheiden,
Wenn noch aus unerschöpftem Bronnen
Das Leben quillt!
Am Drüben sich zu weiden,
Das sich aus tausend und tausend Sonnen
Mit Lichte hüllt!

Zum Quell, dem wir entstammen,
Auf Flügeln in die Höhe dringen,
Heißt sterben hier.
Fühlst du die Aetherflammen?
O komm', entfalte deine Schwingen
Und stirb mit mir!

Ich möchte Frieden, Frieden haben.

Ich möchte Frieden, Frieden haben,
Das, was nicht Tod ist, sondern Ruh',
Ich möchte nicht, wie du begraben,
Allein so stille sein, wie du.

Es weckt mich auf an jedem Morgen
Mit Schauern vor dem kalten Licht,
Was trösten würde, liegt verborgen
Und meine Augen seh'n es nicht.

Sie wähnen mich gesund und wähnen
Mich froh, und bin doch trüb' und krank,
Und trinke aus dem Quell der Thränen
Den heißen, ach, und bittern Trank.

Es reicht mir ihn kein einzeln Leiden,
Nur jenes allgemeine Weh',
Davon der Mensch sich nicht kann scheiden,
Es sei denn, daß er sterben geh'.

Mir schmerzt die Brust — will es denn enden?
Ach, hieß' das Ende nur nicht Tod,
Ich wollte mich zur Sonne wenden
Und sagen: mache Abendroth.

Schlaf' ein.

Schlaf' ein, schlaf' ein!
Wol ist's noch früh am hellen Tag,
Doch weiß man nicht, was kommen mag —
Schlaf' ein,
Das wird das beste sein.

Zur Ruh' geh' ein;
Ach, Ruh' ist ein so schönes Wort,
Hier aber täuscht es immerfort —
Schlaf' ein,
Dann ist die Ruhe dein.

Wann darf ich zur Ruhe gehn?

Wann darf ich zur Ruhe gehn?
Ach, wann darf ich zur Ruhe gehn?
Noch nicht, ist noch zu früh,
Ruh' ist nur der Preis der Müh'.

So gebt mir denn viele Müh',
Ach, so gebt mir denn viele Müh'!
Will schaffen Tag und Nacht,
Bis ich es zur Ruh' gebracht.

An Mutter.

Mit Deinen milden Augen
Wiege meine Sehnsucht ein,
Sie gleichen dunklen Blumen,
In blassem Mondenschein.

Und das Oel Deiner Stimme
Gieß' in meiner Seele Meer,
Es wird davor sich stillen,
Wogt' es auch noch so sehr.

Nichts mehr lass' mich wollen,
Als ruhen an Deinen Knie'n,
Und die Wolken und Vögel
Mögen vorüberziehn.

Einsam in der Tiefe.

Einsam in der Tiefe,
Einsam auf der Höh',
Und kein Hoffen seh' ich,
Ach, wohin ich seh'.

Steh' ich auf den Bergen,
Find' ich nicht mein Haus,
Geh' ich unter Menschen,
Späh' ich es nicht aus.

Einer nur harrt meiner,
Und das ist der Tod —
Könnt' ich ihn doch finden
Noch vor'm Abendroth!

Dein ist doch das beste Theil.

Dein ist doch das beste Theil,
Nichts mehr hörst Du von der Welt,
Niederfällt am Grab jeder Pfeil,
Und das Blut, das Dein Herz geschwellt,
Es ist geronnen,
Glüht nicht mehr von Wonnen,
Noch von Weh'.

Uns're Wonnen sind so kurz,
Und das Weh' so endlos lang;
Kommen wir zum Ziel, droht der Sturz,
Und es wird auf der Höh' uns bang'.

Doch was auch werde,
Dich bedeckt die Erde,
Du bist still.

Ich wollt', ich könnte sterben.

Es ist traurig ringsum,
Alles stumm —
Die Luft hat keine Gluth,
Das Leben hat keine Flut —
Ich wollt', ich könnte sterben.

Seit die Jugend mir starb,
Zehrt mich Harm —
Die Nächte sind so lang,
Die Tage zieh'n ohne Klang —
Ich wollt', ich könnte sterben.

Sonst sehnt' ich mich viel,
Hatt' ein Ziel —
Jetzt hab' ich keines mehr,
Wohin ich sehe, bleibt's leer —
Ich wollt' ich könnte sterben.

An Denselben.

Den 14ten.

Lieber Meister, ein Nebel, daß man ihn fassen kann! Und in dem Nebel stehen die Bäume so furchtsam verstummt. Und gestern Abend zog der Mond, nachdem er uns zu einem langsamen Wandeln auf der Treppe geschienen, so geheimnißvoll den zerstreuten Duft an sich und wickelte sich da hinein. Und als ich lag und noch nicht schlafen konnte, rief die Eule ganz dicht vor meinem Fenster. Die Romantik des Herbstes beginnt. Sie wissen alles Poetische — Sie werden auch wissen, wie bedeutsam der Herbst für den Dichter ist. Er hat ein mächtiges Genie für das Schauerliche. Die unbedeutendsten Dinge, zum Beispiel, Blätter, die er im Vorübereilen von den Aesten streift, müssen ihm zu Wirkungen auf unsere Einbildungskraft dienen. Die seltsamen Abende, die geheimnißvollen Nächte sind ganz seine Stärke, und wenn der Mond eben scheint, so giebt es nichts Wunderliches, das er mit dessen Hilfe nicht hervorbringt. Die Vögel, welche er vertreibt, machen die Luft unruhig; die Wolken ziehen mit Aufträgen an alte Schlösser und Berge unaufhörlich vorüber; die Bäume, welche fühlen, daß ihr Laub abfallen will, sind in ewiger Bewegung, um wenigstens noch etwas davon festzuhalten, und machen es eben dadurch immer loser — genug, nichts ist sonderbarer und verwirrter, als ein Tag, an welchem der Herbst als Gebieter durch die Gegend zieht. Späterhin wird er meistens finster, läßt seinen wilden Hatzhund, den Sturm, los und wickelt sich auch bei Tage in seinen Nebelmantel, der einem im Flattern die ganze Aussicht nimmt, und die Eulen und Eichkätzchen müssen dem gestrengen Herrn Nachts Musik machen, welche uns so abscheulich klingt, daß wir den Kopf tief in die Kissen verbergen. Das Alles ist für den Dichter, der die Schauer kennen lernen will, von großem Nutzen; aber es gehört

auch eine gewisse Stärke dazu, es in jedem Augenblicke auszuhalten. Mir wird, wenn ich einige Blicke in das Treiben des Herbstes gethan, dieses immer unheimlich, und ich wünsche mich jedesmal recht von Herzen in einen entfernten Frühling, oder wenigstens in den herzhaften Winter hinein. Wenigstens that ich es bisher. Ob ich mich dieses Jahr nicht vielleicht heimlicher in diesen Schauern fühlen sollte, weiß ich nicht. Es kommt Alles auf die Stimmung an. Die, nicht mehr schreiben zu können, ist, wie Sie sehen, heute schon vorüber, wie ich es übrigens gestern schon ahnte. Ich lasse den ganzen Wechsel von Schatten und Licht aus meiner Seele auf diese Blätter fallen — darum schrieb ich Ihnen gestern, darum schreib' ich Ihnen heute wieder. Der Tag erscheint jetzt durch das Heben des Nebels — ich denke: er wird noch ganz hell erscheinen. Wissen Sie das auch, daß eine Spinne am Morgen Glück bedeuten soll? Ich habe alle Ehrfurcht vor dergleichen Aberglauben und ließ deshalb sorgsam eine schwarze Spinne von meinem Schreibtisch auf schönes glattes Papier kriechen, auf dem ich sie sacht zum Fenster hinaustrug. Addio.

An Agnes Franz.

Den 14ten.

Mein Herz! Ich bat Dich gestern in Gedanken recht sehnsüchtig traurig um einige der Worte, die Du allein zu sagen verstehst, und am Abend las ich sie, mit Andacht, könnt' ich sagen, „denn ich liebe Dich." Daß diese Worte doch zu Blumen würden, damit ich sie einlegen könnte! O, Du verstehst mit Grazie zu lieben, weil Du mit der dichterischen Seele liebst. Das sollten alle Frauen können, dann bliebe ihre Liebe immer, was sie sein sollte, himmlisch. Aber wie viele vergessen es nicht in der Leidenschaft, oder wie viele können es nicht, weil ihnen die Güte fehlt, die Grazie der Seele. Man darf den Armen nicht erinnern an seinen Mangel, man muß ihn zu vergessen scheinen. So würde ich auch nie zu einer Frau sagen, sie könne nicht lieben wie Du, aber fühlen thu' ich es im bewegten Herzen.

Ich lächle oft oder lache selbst kindisch übermüthig, wenn ich von Freundschaften zwischen Frauen lese oder höre. Da soll es großartig hergehen, da sollen Opfer sein, Schweigen, Brausen der Gefühle, Schauer und Versöhnungen, eine ganze Leidenschaft mit einem Worte. Beste Agnes, wir wollen einander gar keine Opfer bringen, wir fliegen nicht, wir sitzen ruhig zusammen auf der lieben grünen Erde, oder am Theetisch, wir wollen einander nicht monopolisiren, wir lieben alle unsere anderen Freunde neben uns, wir sind durchaus nicht eifersüchtig — sind wir nicht eigentlich recht alltäglich, meine Agnes? Aber bleiben wir es, wir sind sehr glücklich dabei — die Großartigkeit

ist wie eine Schleppe an das Kleid nur für besondere feierliche Gelegenheiten.

Weißt Du, daß ich jetzt thun will, wie Du meintest, und Abdelaziz und Selima in das Tiedge-Album senden? Ich kann „Poesie" mit dem Gedanken, daß ich sie fertig machen soll, nimmer zu Ende schreiben. Hab' ich diesen Gedanken nicht mehr, dann fällt mir vielleicht in wenig Tagen Scene auf Scene ein. Kurz, ich schicke eine Liebesgeschichte in Versen statt einer Novelle in Prosa. Du aber, Liebste, lebe wohl!

Den 15ten.

Lieben Sie es durch Mondlicht zu fahren? Ich lieb' es — ich sehe gern den Schatten des Wagens auf dem blaßerhellten Boden. Wir fuhren gestern so — der Mond stand hoch. Eine dunkle Wolke schwebte unter ihm, wie ein Nachen, in welchem Elfen schliefen, auf einer Fahrt fernhin. Wir kamen durch Strecken, so einsam, so verloren aussehend, als wären sie aus einer öden Heide hierhergetragen worden, um in unsere bewohnte Gegend auch etwas Schauer zu bringen. Eine Windmühle, die bei unserem Hinfahren hatte gehemmt werden müssen, unserer Pferde wegen, stand jetzt still, und der Wind, der ein kleiner Wind von schwachem Athem war, erzählte ihr, wie ich im Vorüberrollen hörte, von den spanischen Windmühlen und Don Quijote. Dann fuhren wir durch den Hof eines Schlosses, das vor etwa fünfzehn Jahren gebaut wurde. Bis es fertig ward, wohnten die Besitzer in einem kleinen Hause, in welchem wir sie besuchten, und wo ich jetzt ein einsam Licht brennen sah. Da dacht' ich an die hübsche und gute junge Frau, die nur einige Jahre in dem neuen Schlosse wohnte und vielleicht oft recht traurig war, und dann plötzlich starb. Ich kann manchmal recht ernst an Bekannte, die gestorben, denken. An einem Obstgarten fuhren wir vorbei, durch dessen alte Bäume der Mond schön schimmerte. Abgelaubte Pappeln standen weiterhin, wie Minarete einer arabischen Geisterstadt, Wolkenverwandlungen zogen durch die farblose Helle, und als wir zu Hause waren, erhob sich der Sturm.

Den 18ten, Sonntag.

Der Herbst ist schon da, er wird anders vergehen, als ich wollte, aber darum wol nicht weniger angenehm. Vielleicht wird er selbst noch poetisch, schon durch den Gegensatz des hinsterbenden Laubes mit dem frischkeimenden Grase, welches man seit den einigen Nebeltagen, welche waren, überall sieht. Ich habe schon öfter dieses letzte Aufgrünen bemerkt, welches bisweilen noch vom ersten Schnee bedeckt wird. Der erste Schnee — wie werd' ich ihn denn fallen sehen?

Einstweilen leben wir ihm still und fleißig entgegen. Ich dichte viele Lieder und denke an künftige Bücher und an das nächste Jahr. Mutter hilft mir abschreiben — Ende dieses Monats hoff' ich damit

fertig zu sein und mich dann einige Wochen ausruhen zu können. Mutter pflückt auch immer einen schönen Strauß von Herbstblumen, die ordentlich das Zimmer erleuchten. Sie blühen energischer, als die Frühlings- und Sommerblumen, — mit denen wird von der Luft so schmeichelnd umgegangen — gewöhnlich wenigstens — daß sie keine kräftigen Farben brauchen, wohingegen die Herbstgewächse in einer Luft leben, die ihnen nicht nur höchst selten ein Licht giebt, in welchem sie schön erscheinen, sondern sie mit den Nebeln, die sie ihnen in übler Laune zuwirft, oft selbst häßlich machen würde, wenn sie nicht kecken Widerstand leisteten. Es giebt freilich auch Herbste, die Ausnahmen machen, und vielleicht ist dieser einer von ihnen. Erwarten wir's.

Gestern Abend sah ich einige von den Büchern durch, in welche ich seit Jahren einschrieb, was mir einfiel. Das kann ich sagen — daran gefehlt hat es nicht. Ich dachte mir es komisch, Ihnen aus der Masse ein Heft zu schicken, in welchem blos eine chronologische Ordnung wäre. Der Gedanke ist harmlos — ich kann ihn ausführen — da haben Sie das Heft. Es sind dazu Blätter aus fünf oder sechs Büchern genommen — wie es aussiehet, müssen Sie mir nach dem Empfange sagen — ich heftete es mit der Nadel meines Einfalles und dem Faden meiner Laune. Lesen Sie es einmal Abends — die Abende sind jetzt schon dazu geeignet. Ich lache und sage: addio.

Mosaik.

Das Grafenschloß.

I.

Im Lande der Normannen, in Preis und Lied genannt,
Auf Felsen hoch am Meere ein Schloß erhoben stand,
Darinnen wohnt' ein Grafe, bei welchem stand sein Sohn,
Obwohl von heißer Jugend, kalt gegen Minnelohn.

Und tief im Thale drunten da haust' im dunklen Tann
Bei Wölfen und bei Ebern ein alter Jägersmann,
Ihm blühet zart und mailich ein wunderholdes Kind,
Das feindlich jedem Freier in kaltem Stolz gesinnt.

Da einstmals kam zu jagen mit einem wilden Troß
Von Dienern und von Hunden der Grafensohn vom Schloß;
In lichtem Schneegewande die Forsten blitzten all',
Die Wipfel und Zweige glänzten in klarem Goldkrystall.

Dem Grafen flammte die Seele von frischer kräftiger Lust,
Er trank die kalten Lüfte mit starker durstiger Brust,
Tief in die grünen Nächte und in den silbernen Schein
Da spornt' er den edlen Renner mit jauchzendem Rufe hinein.

Die andern Jäger streiften durch Dickicht und durch Flur,
Sie fanden nicht den Grafen, sie sah'n nicht seine Spur,
Erst als es Abend worden, da kam er aus dem Tann,
Und zog mit flammendem Blicke den Pfad zum Schloß hinan.

Doch er trat zum Vater und heimlich mit ihm sprach,
Gar bald von dessen Munde ein lautes Schelten brach,
Er hieß den Sohn zu schweigen, er droht' ihm alles Leid,
Weil der zum Weib begehrte die schöne Jägersmaid.

Der Jüngling stand und preßte den Mund und zog die Brau'n,
Die Ader auf seiner Stirne war roth wie Blut zu schau'n:
„Nicht weich' ich Deinem Zürnen, nicht schrecket mich Dein Droh'n,
Hätt' ich gelernt zu zittern, so wär' ich nicht Dein Sohn."

„Sieh', Vater, an die Wände, sieh' uns're Ahnen dort,
Noch Keiner unsers Stammes ward untreu seinem Wort,
So kann auch ich nicht brechen den Schwur, den ich gethan —
Die Jungfrau oder keine will ich als Braut umfah'n."

Er spricht's mit fester Stimme, er geht in sein Gemach,
Mit düster'm Blicke, sinnend, schaut ihm der Vater nach,
Und mit dem nächsten Morgen gerufen aus dem Thal,
Da steh't der alte Jäger im hohen Grafensaal.

Er hört des Grafen Rede, er neigt sich vor dem Herrn:
„Die Kunde, die Ihr fordert, die geb' ich wahr und gern;
Wohl neigt zum Edlen und Rechten sich Eures Sohnes Geist,
Nicht ist von meinem Blute, die meine Tochter heißt.

„Es sind nun sechzehn Jahre, daß mich ein fremder Held
Zum Kirchlein der heil'gen Jungfrau am Hügel dort bestellt,
Und als ich kam am Abend, mit Thränen und mit Harm
Die zarte Maid auf Seide gebettet in meinem Arm.

„Und einen weiten Seckel bot er mir drauf mit Gold:
„„Nimm frei, was ich Dir gebe, nicht ist es Sündensold;
Des Kindleins sollst Du wahren, es halten treu und werth,
Bis einst es zurückzuheischen sein Vater wiederkehrt.'"

„Und gab mir eine Kette: „„dies Kleinod wahr' zumeist;
Wenn einer einst erscheinet, der Dir ein gleiches weis't,
Das ist der rechte Bote, dem übergieb die Maid —
Bis dahin magst sie halten in Zucht und Frömmigkeit.

„„Doch tief verborgen laff' sie vor jedem Blicke sein,
Nicht darf ein nied'rer Jüngling so edle Blüthe frei'n,
Denn hoch ist sie entsprossen, obwohl aus stillem Bund —
Einst wird sie anerkennen der frohen Eltern Mund.““

„Herr, daß Ihr es erkennet, ich rede schlicht und wahr,
Vergönnt, daß Euerm Blicke die Maid sich stelle dar;
Nicht werdet Ihr sie schelten verächtlich und gering,
Wenn sie auch lange Jahre in schlechten Linnen ging."

Und als gewinkt der Grafe, da tritt die Maid herein,
Es wallt von ihrem Haupte wie Morgensonnenschein,
Es blühen ihre Wangen wie Maienrosen klar,
Es glänzt ein dunkler Himmel aus ihrem Augenpaar.

So neigt sie sich dem Grafen, so steht sie hoch und frei,
Als ob statt in der Hütte sie hier erwachsen sei.
Der Graf, der hat sie lange mit Staunen angeschaut,
Dann ruft er seinem Sohne: „hier hast Du Deine Braut.

„Und wären ihre Eltern als Bauern mir genannt,
Ich hieß' sie doch willkommen, ich segnete dies Band,
Doch anders spricht der Alte, und wahr ist, was er spricht,
Es steht ein edler Name in ihrem Angesicht."

II.

Und als der Lenz mit Blüthen bedecket Hecken und Hain,
Da zieh'n zum Grafenschlosse viel edle Gäste ein;
Die Damen und die Ritter, sie sitzen zierlich beim Mahl,
Es tönen Cithern und Flöten im fackelhellen Saal.

Und in der Gäste Mitte, da sitzt die schöne Maid,
In ihren reichen Locken blitzt köstliches Geschmeid',
Von Sammet wird umflossen die herrliche Gestalt,
Wie Duft der helle Schleier um ihre Locken wallt.

Und bei ihr sitzt der Sponse und schaut sie an mit Lust;
Er hält ihre zarte Rechte geschlossen an die Brust;
Er fühlt die Finger zittern, er glüht und zittert auch,
Und lauscht mit durst'gem Ohre der Liebsten Athemhauch.

Wenn golden ist gekommen des neuen Tages Schein,
Dann wird durch Priesterweihe sie ganz die meine sein;
Er schwelgt in seinem Glücke, er denkt's mit trunknem Geist,
Er jauchzt, daß jede Lippe die Auserwählte preis't.

Und lauter und lauter begrüßen die Sänger die festliche Nacht,
Schon woget im Saale der Reigen, in bunter, schimmernder Pracht,
Da ruft es vor dem Schlosse, der Thorwart stößt in's Horn,
Und bald da klingt es draußen wie Rüstung und gold'ner Sporn.

Und mitten in den Reigen, den hold verschlungenen Tanz —
Als wenn ein Schwert zertheilte einen hellen Blumenkranz —
Ein Ritter ist getreten, geschlossen das Visir,
Von schwarzem Stahle die Rüstung, die Waffen ohne Zier.

Und feierlichen Trittes hin schreitet er zur Braut,
Die an den Freund geklammert, ihm bang entgegenschaut,
Einen langen schwarzen Schleier, den nimmt er von seinem Schild
Und wirft mit beiden Händen ihn über das zarte Bild.

„Thu' ab den eitlen Schimmer, der Deine Locken ziert,
Dies ist der Schmuck, der einzig Dir fernerhin gebührt;
Nicht wirst Du fürder prangen in Gold und seidner Pracht,
Ein Kleid von Lein und Wolle ist Dir zurecht gemacht.

„Dem Kloster hat verschrieben Dich Deiner Mutter Schuld,
Ihre Seele sollst Du erlösen durch Büßung und Geduld —
Dir dieses zu verkünden, hat mich sie hergesandt —"
Er spricht es, und ergriffen hat er der Jungfrau Hand.

„Ha, nicht, so lang ich lebe!" der Jüngling ruft es laut,
Er springt herbei wie wüthend, er reißt zurück die Braut,
Und auch der alte Grafe tritt jetzt heran mit Hast:
„Bei Deiner Ritterehre, wer bist Du, finstrer Gast?"

Und schweigend steht der Schwarze, und ernst und langsam dann
Auf schlägt er seinen Helmsturz und sieht den Grafen an,
Da fährt aus dessen Augen ein furchtbar heller Strahl:
„Bist Du's, der meine Schwester aus heil'ger Zelle stahl?

„Dem sterbend noch mein Vater in bitterm Grimm geflucht,
Den ich mit heißer Rache durch Land und Meer gesucht?
Heran, mein junger Ritter, und kämpfe sonder Glimpf:
Es gilt in Blut zu tilgen Deines edlen Hauses Schimpf."

Er ruft's, ein wild Getümmel erfüllt den hohen Saal,
Der Fremde kann nicht reden, es bleibt ihm keine Wahl,
Der Graf verschmäht den Panzer, er faßt nur Schwert und Schild,
Er drängt den Feind zur Pforte, er folgt ihm rasch und wild.

Und draußen in dem Hofe, da ruft er ihn mit Wuth;
Sie kämpfen, die Mauern hallen, der Fremde stürzt in Blut,
Der Graf streckt hin die Klinge ins bleiche schaurige Licht,
„Jetzt," jauchzt er, „finstrer Geselle, raubst Du die Braut mir nicht!"

Doch mühsam richtet vom Boden der Sterbende sich auf:
„Weh' Dir und Deinem Bunde!" so stöhnt er schwer herauf;
„Die Tochter hältst Du umfangen in frevler Liebesgluth,
Den Vater hast Du gebettet in seinem rothen Blut."

Und todt sinkt er zurücke und schweigend steh't der Graf,
Ihm ist, als ob ein Blitzstrahl das heiße Herz ihm traf;
Da kommen herbei die Freunde, die zugeschaut von fern,
Und preisen ihn mit Freuden als einen jungen Stern.

Und als er kommt zum Vater, küßt ihn der mit nassem Blick,
Und nennt ihn einen Helden und preis't sein Vaterglück;
Die Damen grüßen ihn huldig, die Jungfrau seligbleich,
Sie ruht an seinem Herzen mit Lächeln und Thränen zugleich.

Und heiß und gierig küßt er den lieberothen Mund,
Doch tief in seinem Innern macht dumpfes Grau'n sich kund —
Er möchte sie halten und lassen, er möchte bleiben und fliehn —
Mit Lust und Beben wechselnd die Braut sich schmiegt an ihn.

III.

Und als am andern Morgen bereit zur Trau' sie stehn,
Da grau't es durch die Kirche wie leises Geisterwehn,
Am Hochaltar die Kerzen die löschen plötzlich aus,
Und draußen zucken Blitze rings um das Gotteshaus.

Und dreimal: wehe! schrillt es durch der Kirche dunklen Raum
Die Gäste und die Diener stehn wie in wüstem Traum,
Der Bräutigam stürzt, getödtet von unsichtbarem Streich,
Die Braut an seiner Seite sinkt nieder todesbleich.

Der Priester mit Entsetzen steigt vom Altar herab,
Die Gäste sitzen zu Rosse und fliehen in wildem Trab,
Mit wenigen treuen Dienern der Grafe bleibt allein,
Den einzigen Sohn zu betten ins Todtenkämmerlein.

Und als nach langen Wochen vom Siechbett sie ersteht,
Die Maid im härenen Kleide zum Grabe des Liebsten geht,
Dort knie't sie langsam nieder und umfaßt das schwarze Kreuz —
So liegt sie, fromm ergeben, in bleichem Himmelsreiz.

Und lange blicket weinend zum Himmel sie empor:
„Du, den auf Erden einzig in Liebe ich erkor,
Nicht sollst Du ewig leiden um Deine dunkle Schuld,
Mit strengem Dienst erkauf' ich Dir unsers Gottes Huld.

„Hier, wo in seligen Stunden mein Liebesglück geglüht,
Hier will ich weinen und beten mit gläubigem Gemüth,
Will büßend und duldend erlösen die Mutter und Dich zugleich,
Bis der Herr mich milde rufet in sein ewiges Gnadenreich."

Und was sie hier gelobte, das hat sie treu erfüllt,
In Traurigkeit und Asche ihre Jugend eingehüllt;
Der alte Graf ließ weihen das Kloster zur hohen Abtei,
Da büßte sie fremde Sünden, die selber sündenfrei.

Noch schlägt die Flut des Meeres dumpf an den felsigen Strand,
Doch einsam ist die Stätte, wo die Abtei sonst stand;
Auch auf der Jungfrau Grabe ist eingesunken der Stein,
Sie aber prangt als Rose im lichten Himmelsschein.

December 1835.

Altpreußisches.

Klage der Braut.

Die Braut.

Aus des Vaterhauses Schatten,
Aus der Jungfrau schöner Zeit,
Nach dem Hause meines Gatten
Geh' ich fort mit Traurigkeit.
Draußen harrt des Führers Wagen,
Mich hinwegzuziehn von hier,
Seine wilden Rosse schlagen —
Liebe Schwestern, klagt mit mir!

Chor der Jungfrauen.

Ja, wir klagen, wir klagen sehr —
Sehn wir Dich nimmer, Liebliche, mehr?

Die Braut.

Nimmer mehr! Auf ewig werde
Ich von Allem hier getrennt,
Von der Heimath, von der Heerde,
Welche meine Stimme kennt.
Alles lassen, Alles meiden
Muß ich, was an Lust mein Theil,
All' die stillen Mädchenfreuden
Sind dem stolzen Mann nun feil.

Chor der Jungfrauen.

Ja, er nimmt sie, doch schöner, als hier,
Giebt er sie dorten zurücke Dir.

Die Braut.

Doch ein Opfer, das ich bringe,
Ist auf immer ihm gebracht,
Meine gold'nen Lockenringe,
Leuchtend wie des Bernsteins Pracht.
Mit dem Kranze, mit dem Schleier
Deck' ich fürder mir das Haupt,
Opfer für den stolzen Freier,
Wird das schöne Haar geraubt.

Chor der Jungfrauen.

Aber der Schleier ziert Dich schön,
Aber der Kranz wird Dir lieblich schön.

Die Braut.

Auch des Heerdes lichte Flamme,
Mit dem gastfrei warmen Rauch,
Die im Holz vom Eichenstamme
Ich geschürt mit Hand und Hauch —
Nicht mehr werd' ich sie entzünden,
Daß sie leuchte weit und traut,
Jedem Obdach anzukünden,
Dem im Sturm und Nebel graut.

Chor der Jungfrauen.

Aber dem Gatten, dem tapfern Mann,
Nährst Du das gastliche Feuer fortan.

Die Braut.

Doch die Mutter, bleich an Wangen,
Und der Vater, greis an Bart,
O wer ist's, wenn ich gegangen,
Der den Eltern Müh' erspart?
Der da webt an ihrem Kleide,
Ihre Füße sorglich netzt?
Wenn ich von den Eltern scheide,
Hab' ich nicht die Pflicht verletzt?

Chor der Jungfrauen.

Nur das Kind ist den Eltern gelieh'n,
Mit dem Mann soll die Jungfrau ziehn.

Die Braut.

Und mein Bruder — kleiner Knabe,
Den ich oft mit süßer Lust
In der Nacht gewartet habe,
Liebend, wie an Mutterbrust,
Liebe Blume meiner Sorgen,
Deine Augen liebt' ich sehr,
Hell wie Sterne — ach, und morgen
Seh' ich ihren Glanz nicht mehr!

Chor der Jungfrauen.

Klage nicht, bald welket Dein Kranz,
Auge des Sohns hat noch schöneren Glanz.

Die Braut.

Liebe Schwestern, eure Worte
Trösten halb mein banges Herz,
Aus des Vaterhauses Pforte
Tret' ich nun mit Freud' und Schmerz.
Seht, die Rosse, angetrieben,
Ziehen an zum raschen Lauf,
Lebet wohl, die dort geblieben,
Herz des Gatten, nimm mich auf!

Chor der Jungfrauen.

Scheide, Liebliche, ziehe dort ein!
Höchstes Gut wird der Gatte Dir sein.

Anmerkung. Die preußische Frau trug Schleier und Kranz, diesen aber nur bis zur Geburt eines Sohnes, dann ward er den Göttern geweiht.

Das Opfer.

Der älteste Waidalote*).

Es brausen die Wipfel
In wildem Gesang,
Es wallen die Nebel
Die Heiden entlang.

Tief unten im Walde
Hält Mahlzeit der Bär,
Es schießen die Sterne
Wie Blitze daher.

Es füllt sich mit Schrecken
Die dunkelnde Nacht —
Heut werde Pikollos
Das Opfer gebracht.

Chor der Waidaloten.

Es füllt sich mit Schrecken
Die dunkelnde Nacht,
Es werde Pikollos
Das Opfer gebracht.

Der älteste Waidalote.

So lodre denn mächtig
Zum Himmel der Brand,
Nehmt, dunkle Geweihte,
Die Messer zur Hand.

Verschlungen im Kreise
Beginnet das Lied,
Das grausig die Seele
Des Opfers durchzieht.

Dem finstern Verderber,
Dem tödtenden Greis,
Der schweigend das Ende
Der Sterblichen weiß.

Chor der Waidaloten.

Dem finstern Verderber,
Dem tödtenden Greis,
Der schweigend das Ende
Der Sterblichen weiß.

Ein junger Waidalote.

In ewigen Nächten,
Da hat er sein Haus,
Da sinnt er Vernichtung
Und sendet sie aus.

Sein Auge ist düster,
Sein Athem ist kalt,
Er liebt nicht der Blumen,
Der Menschen Gestalt.

Er hasset die Frohen
Und labt sich an Noth,
Er hasset das Leben
Und liebet den Tod.

Chor der Waidaloten.

Darum in ein nimmer
Sich schließendes Grab
Zieht rastlos er alles
Erschaff'ne hinab.

Ein zweiter Waidalote.

Und bei ihm im Dunkel,
Da wohnet vereint,
Was irgend nur furchtbar
Auf Erden erscheint.

Die nagende Krankheit,
Der blutige Mord,
Die tückische Feindschaft,
Der Hunger sind dort.

*) Waidalote d. i. Priester.

Sie alle erkennen
Pikollos als Herrn,
Sie steh'n ihm zur Seite
Und dienen ihm gern.

Chor der Waidaloten.

Ihr Wandeln ist Unheil,
Ihr Hauchen ist Gift;
Weh' denen, die einmal
Ihr Athemzug trifft.

Ein dritter Waidalote.

Wenn ziehen die Nebel,
Wenn heulet der Hund,
Dann spielen die Geister
Im sumpfigen Grund.

Wie knisternde Flammen
In bläulichem Schein,
Hertanzend den Reigen
Um Todtengebein.

In ihrem Geflimmer
Erglänzt der Morast,
Sie tanzen und tanzen
Und wollen nicht Rast.

Chor der Waidaloten.

Wohl tanzen sie lustig,
Doch wer sie erblickt,
Dem sind sie als Boten
Des Todes geschickt.

Ein vierter Waidalote.

Laßt wandeln die Geister,
Wir bleiben in Ruh',
Uns flüstern sie nimmer
Den Todesgruß zu.

Wir sind die Geweih'ten,
Wir haben die Macht,
Mit brennendem Opfer
Zu lichten die Nacht.

Wir dienen dem Herrscher,
Wir stillen den Zorn,
Wir öffnen am Herzen
Den purpurnen Born.

Chor der Waidaloten.

Das rauchende Messer,
Die blutige Hand,
Sie werden dort unten
Mit Ehrfurcht genannt.

Der älteste Waidalote.

Das Lied ist vollendet,
Das Opfer ist da —
Sei, finst'rer Beherrscher,
Den Deinigen da.

Wohl sind wir bereitet
Nach deinem Gebot —
Wir hassen das Leben
Und wollen den Tod.

Zum Herzen des Jünglings
Da lockt es uns sehr —
Wir kennen die Liebe,
Das Mitleid nicht mehr.

Chor der Waidaloten.

Zum Herzen des Jünglings
Da lockt es uns sehr —
Wir kennen die Liebe,
Das Mitleid nicht mehr.

Der älteste Waidalote.

Du aber, o Jüngling
Im traurigen Kleid,
Dem rastlosen Hunger
Des Gottes geweiht;

Was irgend nur Böses
Dem Volke sich naht,
An schleichender Plage,
An Noth und Verrath,

Das sinke hinunter
Mit dir in die Nacht,
Und nun, Waidaloten,
Das Opfer vollbracht!

Chor der Waidaloten.
Das sinke hinunter
Mit dir in die Nacht,
Und nun, Waidaloten,
Das Opfer vollbracht!

Ostermorgen.

Die himmlischen Wächter am Grabe. Wir saßen am Grabe den Tag und die lange Nacht,
Wir schirmten es mit weithin wallendem Flügel,
Seit sie vom Todeshügel
Des Göttlichen bleiche Gestalt hierher gebracht.
Lange ruht er nun schon,
Der Morgen dämmert, kühl weht es, Thautropfen beben —
Wird der Gottessohn,
Wird er sich nicht erheben?
Chor nahender Engel. Durch die Himmel bebt's;
In den Tiefen der Erden
Rieselt's von ahnendem Leben und Werden —
Auferstehung! Auferstehung!
Die Wächter. Was ist das? Rollende, donnernde Lieder?
Kommen die Brüder?
Nahet der Tag?
Chor (näher). Die Gräber hebt's!
Hört ihr's, suchende Boten?
Hervor wollen die Todten!
Auferstehung! Auferstehung!
Die Wächter. Sie kommen, sie sind's, die hohen Geweihten,
Die um den Thron Jehovahs Gereihten,
Sie nah'n mit gewaltigem Flügelschlag.
Chor (ganz nahe). Es nah't!
Wir kommen!
Das Wort wird zur That —
Habt ihr des Grabes wahrgenommen?
Die Wächter. Wir haben!
Bringt ihr die Stunde?
Mächtig erklang es von eurem Munde —
Was habt ihr verkündet?
Chor der Cherubim am Grabe. Der Aufgang
Für fern herbrausende
Künft'ge Jahrtausende,
Für alle vergang'ne und werdende Zeit.

Chor der Seraphim, auch am Grabe. Den Heimgang
Reuiger Sünder,
Weinender Kinder
Zu des Vaters unendlicher Herrlichkeit.
Die Wächter. So tagt es?
Und auferstehn wird, der begraben?
Chor. Ihr sagt es;
Zions ewige Leuchte wird angezündet.
Klänge von oben. Auferstehung!
Chor. Hört ihr's? Aus den Gestirnen!
Brausen aus der Tiefe. Auferstehung!
Chor. Hört ihr's? Die Tiefen zürnen,
Daß es die Himmel zuerst gesagt.
Gabriel. Wehen des Lichtes, leises! Der Morgen tagt —
Engel, bereitet euch vor, wir werden ihn schauen.
Rafael. Sanftes Gesäusel! Ahnet ihr, wer da spricht?
Chor. Ja, wir ahnen's, wir fühlen's in heiligem Grauen,
Aber die ewigen Worte verstehen wir nicht.
Michael. Dem Sohn rief Jehovah!
Gabriel. Der Stein, er bebt.
Rafael. Der Tempel wird erstehen.
Alle drei. Schaaret euch, Engel, der göttliche Dulder ist nah';
Laßt unter Harfengesängen hervor aus dem Grabe ihn gehen!
Rafael. Er kam!
Michael. Er fuhr heraus.
Gabriel. Das Grab ist leer.
Alle drei. Sieg! Sieg! Das Werk der Liebe ist gelungen,
Die Hölle weicht, der Erbfeind liegt bezwungen —
Triumph, der Tod hat keinen Stachel mehr!
Chor. Christ ist erstanden! Singt es, unsterbliche Brüder,
Hebet die Harfen, beginnet hochfeiernde Lieder,
Jauchzt es den Himmeln, verkündet's der bebenden Erde,
Daß sie ein Tempel laut weinenden Dankes ihm werde —
Sagt es zukünft'gen Jahrhunderten, kommenden Landen:
Christ ist erstanden!

April 1836.

Sängerliebe.

An Uhland.

Von den Schmerzen, die den Sängern
Wallend durch das ird'sche Leben,
Wie die Schatten den Gestalten,
Dunkel, seltsam beigegeben,
Hast Du, ernster Sänger selber,
Wunderherrliches gesungen —
In der Seelen Allerheil'ges
Ist Dein Lied hineingedrungen.
Doch nur fünf der Auserwählten
Nennt Dein Mund, und noch so Viele

Trugen Kränze Trauerlaubes
Um die gold'nen Saitenspiele.
Und mit ihnen oft geredet
Hab' ich, wenn aus stillen Lüften
Schien herab der blasse Halbmond,
Auf die Flur in Nebeldüften.
Sanft geneigt die schönen Kelche,
Sah ich dann die Blumen stehen,
Gleich als horchten sie der Geister
Traurigem Vorüberwehen,
Und ich sah die hohen Schatten,
Und es zuckte mir im Herzen,
Wie die Ahnung eignen Wehes
In dem Fühlen fremder Schmerzen,
Nur um dieser Regung willen,
Die mich weihte, will ich's wagen,
Was um Liebe sie geduldet,
Jungen Mädchen leis' zu sagen.

Petrarka.

In der Kirche Saneta Clara,
Früh erwacht zu frommen Sorgen,
Kniet still Madonna Laura
Betend am Charfreitagmorgen.
Draußen graut es schon — die Kerzen
Werfen schwächeres Gefunkel —
Da tritt leis' herein Petrarka
In das wunderbare Dunkel.
Weihrauchwolken, bläulich duftend,
Wallen nieder vom Altare,
Wallen wie ein Duft des Himmels
Ueber Laura's blondem Haare.
Knie'n und beten will Petrarka,
Da vor diesem blauen Wogen
Fühlt er zu den blonden Locken
Magisch seinen Blick gezogen.
Glühend bleibt sein Blick, der ernste,
Hängen an der gold'nen Fülle,
Ahnend, welch' ein helles Antlitz
Sich in ihrem Glanz verhülle.
Ite — missa est! ertönt es
Laut und feierlich von oben,
Mit den Andern hat auch Laura
Aus dem Betstuhl sich erhoben.
Und Petrarka schaut geblendet
In des Angesichtes Himmel —
Unbemerkt an ihm vorüber
Wallt der Frommen stumm Gewimmel;
Sie nur sieht, nur sie verfolgt er,
Bis sie draußen leis' verschwindet,
Und zum Seligen erhoben,
Langsam er sich wiederfindet.
Ja zum Seligen; das war er,
Selbst in Sehnsucht und in Schmerzen,
Denn er trug die Himmlischschöne
Rein in seinem reinen Herzen.
Lieblich stillten ihre Blicke
Jeglichen Verlangens Triebe —
Ungetrübt in klaren Liedern
Floß dahin die keusche Liebe;
Floß dahin, und jede Lippe
Trank aus diesem reichen Bronnen,
Labte sich und pries den Sänger
Solcher hohen Liebeswonnen.
Aber Laura? Keiner wußt' es,
Ob sie barg ein gleiches Lieben,
Immer war in stiller Hoheit
Sie dem Sänger fern geblieben.
Erst nach langen, langen Jahren,
Als sie schon im Jenseits weilte,
Sagte sie's mit Geisterlippen,
Daß sie seine Liebe theilte.
Sagt' ihm leise, lächelnd: „niemals
War mein Herz von Dir geschieden!"
Reichte mit der hellen Rechte
Ihrem Sänger Himmelsfrieden.
Und er blieb von ihr getröstet,
Blieb zurück, um sie zu singen —
An der Quelle von Vauclüse
Geisterlaute noch erklingen;
Und lebendig, unvergänglich
Tönen des Petrarka Lieder
In der Gegenwart noch immer
Und in tausend Herzen wieder.

Raoul.

In des Schlummers Schweigen liegen
Sich die Heere gegenüber —
Nur die Lagerwachen schreiten
An den Feuern stumm vorüber.
In der Toulousaner Lager
Sitzt Raoul, der Sohn des Grafen,
Wachend still mit seinem Kummer,
Während seine Brüder schlafen.
Denkt an sie, die süße Eine,
In der Pracht des Jugendglanzes,
Aber auch im Klosterkleide,
Mit dem Schmuck des Rosenkranzes.
Mit dem Blick, der um des Lebens
Unerblühte Wonnen trauert,
Mit der Wange, die erblassend
Vor der Luft des Klosters schauert.
Ja, des Klosters; ernst und schweigend,
Durch das Festgewand der Bäume
Wirft es seinen ernsten Schatten
In der Jungfrau Frühlingsträume.
Und vergebens steht der Sänger
Drüben mit der tiefen Klage;
Nieder senkt sich keine Brücke,
Daß sie ihn zum Glücke trage.
Ewig trennend Mutterschwüre
Zwischen ihnen beiden liegen,
Blicke nur und Blumenboten
Durften hin und wieder fliegen.
Aber niemals wird sein Athem
Mit dem ihren sich vereinen,
Niemals wird des ersten Kusses
Sel'ger Augenblick erscheinen.
Dieses Alles hat der Sänger
Durchgekämpft zu tausend Malen,
Aber dennoch jeden Abend
Faßt es ihn mit neuen Qualen.
Horch, da ist's, als ob im Nachtstill
Sanftes Säuseln sich erhübe,
Und er fühlt ein Ruheahnen
Und die Ewigkeit der Liebe.
Da mit frommer Hoffnung folgt er
Den Trompeten, als sie schallen,
Geht und streitet, und am Abend
Ist er in der Schlacht gefallen.

Tasso.

Auf den Felsen von Sorrento
Trat ein schlanker, ernster Knabe;
Die Orangenbäume tragen
Gold'ne Frucht, daß er sich labe;
Bei der zarten Myrte schattet
Der Cypresse dunkle Töne,
Meeresflut und Lüfte singen
Eines Liedes linde Töne.
Und der Knabe horcht den Tönen,
Schaut das Grünen und das Blühen —
Ueber Ischia der Sonne
Letzte Strahlen schon verglühen.
Mit Gesängen leis' gerudert
Kehren heim die Fischerleute,
Und der Knabe horcht den Liedern,
Eilt und grüßt die Abendröthe.
Steigt hinauf zu dem Balkone,
Offen nach dem klaren Meere,
Wandelt droben, bis der Himmel
Sendet seine goldnen Heere.
Höher schwellt's ihm dann den Busen,
Flammend blickt er in die Ferne,
Tage künft'gen Ruhmes lodern
Ihm wie Sonnen in der Ferne,
Und erfüllt sind diese Träume —
In Ferrara's Fürstensaale
Vieles Edle ist versammelt,
Schönheit glänzt im Kerzenstrahle.
Aber einem von den Männern
Folgt vor allen leises Flüstern,
Er vor allen wird begünstigt
Von den fürstlichen Geschwistern.

Tasso ist es, dem zum Kranze
Lorbeer blüht zugleich mit Myrte,
Er, der Knabe von Sorrento,
Welcher auf den Felsen irrte.
Was er träumte, was als Ahnung
Herrlich ihm die Brust durchklungen,
Herrlich Wahrheit ist es worden
In dem Lied, das er gesungen,
In dem Liede, das so köstlich
Singt von Lieb' und Heldenruhme,
Mächtig bald wie Klang von Waffen,
Bald wie Flüstern einer Blume.
Weit umher die Städt' und Fürsten
Ihn, den hohen Sänger, loben;
Aber höher noch und stolzer
Hat die Liebe ihn erhoben,
Jene Liebe, hell und muthig
Aufgeglüht, zu Leonoren,
Welche furchtlos sich die Schönheit
In der Hoheit Glanz erkoren,
Und geschmückt mit jenen Strahlen,
Die des Sängers Haupt umlodern,
Kühn es wagt, den Stolz des Thrones
Gegen sich in Kampf zu fodern.
Doch besiegt in diesem Kampfe
Sank der Sänger blutend nieder. —

Traurig nun aus düstrer Zelle
Tönen seine Himmelslieder.
Wahnsinn soll ihn dort umfangen?
Ach, sein Wahnsinn ist die Liebe,
Jene Liebe, die nicht wandelt,
Ewig, wie das Sterngetriebe.
Blüthen keimen, Blüthen fallen,
Tage ziehen hin um Tage,
Leonore ist gestorben,
Tasso's Schmerz ist ohne Klage.
Frei, doch ohne Ruhe irrt er,
Keine Stätte kann er finden,
Eine Wunde tief im Herzen,
Die kein Arzt ihm kann verbinden.
Blüthen keimten, Blüthen fielen,
Tage zogen hin und Jahre,
In der Stadt der Siebenhügel
Liegt ein Todter auf der Bahre.
Kennet ihr die bleichen Züge?
Kennt ihr Leonorens Sänger?
Ja, der Duldende um Liebe
Duldet nun und irrt nicht länger.
Morgen sollt' in ird'scher Feier
Er den Lorbeerkranz empfangen,
Zum Empfang der Palmenkrone
Ist er heute heimgegangen.

Mai 1836.

Zwei Briefe an Karl von S.

Erster Brief.

Es ist gewiß recht drollig, daß ich auf den Einfall komme, an Sie zu schreiben, um so mehr, da Sie wahrscheinlich in wenigen Tagen hier sind und ich den Brief Ihnen in höchsteigener Person vorlesen kann, aber was thut's? Ist denn ein Brief etwas Anderes, als geschriebene Conversation, und soll ich nicht auch einmal schriftlich mit Ihnen conversiren? Und dann — wär' ich morgen denn noch in der Stimmung, es Ihnen als etwas Besonderes anzuvertrauen, daß ich heute Hoffmanns Phantasiestücke erhielt und bis in die Dämmerung hinein darinnen las? daß ich dann an den Flügel eilte und sang, und als mit dem Glanze der abendlichen Lichter, wie immer, auch mein Inneres sich entzündete, daß ich da gar wagte, Kreislers Akkorde nachzuspielen? Ach, man muß ja spielen und singen, recht aus tiefster Brust

heraus, wenn man diese Blätter lieset, diese wunderbaren Verkündigungen aus dem ewigen Wunderreiche der Musik; unwillkürlich gehen einem die Worte auf in Tönen und drängen sich einem auf die Lippen, daß man sie hinaushauchen muß, und mit ihnen die Sehnsucht, die von ihnen erweckt, brennend, ringend uns sonst verzehren würde. Und die Finger wühlen in den Akkorden, und möchten allen Schmerz und alle Seligkeit des Lebens in ihnen ergreifen und zusammenfassen und dann ausheilen lassen, daß die Brust, der tödtlichsüßen Bürde entladet, endlich einmal frei aufathmen und dann still werden könnte. Uns frei machen — das will alle Musik. Wenn ein Lied in unsere Seele tönt, es ruft uns zur Freiheit. Wenn der Choral feierlich emporschwillt im hohen Gewölbe des Domes — er will mit seinen mächtigen Klängen die Bande zersprengen, die uns fesseln. Wenn in der Symphonie die Akkorde durcheinander ringen, sich fassen und von einander losreißen, sich durchdringen und vergehen einer in dem andern — sie wollen fort in die Unendlichkeit — uns den Weg bahnen dahin. Ja, Musik ist göttlich entsprungen wie wir, aber auch gefesselt wie wir. Daher strebt wol die Septime verlangend hinaus, aber sie muß sich zurücksenken in den Dreiklang. Daher können wir in den Tönen der Unendlichkeit wohl fühlen, aber nicht auf ihnen uns stürmend hinaufschwingen. Ach, wie sehnen wir uns unbewußt nach dem Tode, denn sterben müssen wir ja, wenn wir empfangen wollen, was die Musik uns verheißt und wonach wir oft so sehnsüchtig weinen!

Zweiter Brief.

Ich möchte Sie um die genaue Bekanntschaft mit Hoffmann beneiden. Es hat Ihnen Mühe gemacht, sie zu erlangen, aber es war auch der Mühe werth.

Ich hätte Novalis kennen mögen, den heiligen Dichter und heiligen Menschen, der nur einmal sündigte, als er noch nach irdischer Schönheit verlangte, nachdem die gestorben war, zu der er in den Hymnen an die Nacht mit Worten unsterblicher Liebe geredet hatte. Aber es war nur Verirrung, was ihn zu der sterblichen Erscheinung zog: seine Seele war der himmlischen Geliebten geblieben, und diese konnte sie siegend nachziehen in die Heimath.

Ich habe Novalis schon geliebt, als ich, noch ein Kind, ihn zum ersten Male las. Ohne ihn klar zu verstehen, fühlte ich ihn im Innersten. Seine Worte und Bilder umgaben mich wie mit wunderbarer Dämmerung, durch welche ein ganzer Frühling von mystischen Blüthen mir entgegenleuchtete. Köstliches Sträucherwerk schien auf geheimnißvollen Altären angezündet; ich athmete es mit bänglichsüßer Beklemmung. Die herrlichen Lieder kamen mir vor wie in einer fremden Sprache gedichtet, die ich erst allmälich und zwar mit entzück-

ter Verwunderung über den zaubermächtigen Sinn der neuen Worte verstehen lernte. Novalis war ein leuchtender Strahl in dem Morgenwerden meines innern Tages, so wie ich Goethen wol als das volle Licht bezeichnen darf.

Man spricht oft davon, daß ein Gedicht musikalisch sei, und bezeichnet mit diesem Prädikate gewöhnlich eines von reichem Sylbenfall und volltönenden Reimen. So eines würde ich indessen nur klangvoll nennen; musikalisch aber heißt mir ein Gedicht nur dann, wenn es mir gleiche Empfindung erregt wie die Musik, und zwar eben die von etwas Unendlichem.

Ein solches Lied darf nicht anfangen, sondern nur beginnen, laut zu werden, nicht schließen, sondern nur aufhören. Es darf die Empfindung nicht scharf ausgesprochen, gleichsam körperlich vor uns hinstellen, sondern muß wie der Ton aus unsichtbarer Ferne heraus und an uns vorüber schweben und wie der Ton verhallen, so daß uns die Ahnung bleibt, es töne noch immerfort und sei nur uns unhörbar geworden.

Goethen ist das oft gelungen, weshalb seine Lieder auch so herrlich sind. Schillern gelang es nur einige Male; ich nenne hier die beiden Theklalieder. Novalis aber ist durch und durch musikalisch, selbst in seiner Prosa. Darum ist auch das Märchenhafte seine Luft, denn ein ächtes Mährchen muß durchaus musikalisch nach meinem Begriffe sein.

September 1837.

Eine Nacht vor dem Selbstmorde.

Es war Nacht, heiße, schwarze Nacht — eine von jenen Nächten, wo das Blut wild durch die Adern braust und man nicht athmen kann.

Der Graf, welcher bisher, das Gesicht in die Kissen verborgen, auf dem Divan gelegen hatte, sprang jetzt auf und eilte mit dem Ausdrucke der innersten Angst an das weitoffene Fenster

„O mein Gott," sagte er, „noch kein Lufthauch! Sterben zu müssen mit dieser Gluth vor der Stirne!"

Er stützte sich mit der rechten Hand auf die Brüstung und bog sich weit hinaus. Aber vergebens — nicht der leiseste Hauch war zu fühlen. Er sah zu den Sternen hinauf; sie flimmerten matt, wie schlaftrunken, in der dunklen glühenden Luft. Er warf sich zurück und ging, die Hand an die Stirne gepreßt, langsam im Zimmer auf und nieder — am Fenster konnt' er es nicht mehr aushalten — der Duft der Orangenblüthen und des Jasmins betäubte ihn.

Plötzlich stand er still und lehnte sich an den Kamin. Auf den Boden starrend, verschränkte er langsam die Arme. Dann hob er den Kopf und blickte in das sanfterleuchtete Zimmer.

„Sterben zu müssen," wiederholte er — „es ist schnell dahin gekommen — ich glaubte nicht, daß die Kraft mir so mit eins versagen würde. Aber ich hab' es heute gefühlt — heute, bei dem Feste, welches mich eiskalt ließ. Sonst betäubte ich mich noch im Tanze, in der Musik — konnte für Augenblicke noch vergessen, — heute blieb ich ruhig und fühlte mit fürchterlicher Besonnenheit ganz und in jedem Augenblicke das Leben. Es ist Zeit nun, aber — meine Mutter, meine Mutter!"

Er preßte für einige Augenblicke seine Hände auf die Augen, und halberstickte Laute drangen aus seiner Brust. Dann warf er sich an dem Divan auf die Kniee und streckte die Hände, krampfhaft gefaltet, mit Seelenangst gen Himmel.

„O mein Gott!" rief er und seine Stimme brach und zitterte — „o mein Gott, wenn Du Erbarmen hast, so gieb es mir — laß mich leben! Du weißt, wie ich gekämpft und gerungen habe, — Du weißt, wie ich hundert Mal ermattet bin und doch mich wieder aufgerafft habe — und leben wollte — o, um meiner Mutter willen — nun kann ich nicht mehr, nun erbarme Du Dich meiner, und gieb mir Kraft, das Leben nur zu ertragen. Du kannst es, aber wenn Du nicht kommst, da muß ich sterben, denn — " seine Stimme erstickte fast in Thränen — „ich bin müde."

Er hatte sein Gesicht an dem Divan verborgen und hörte es nicht, daß die Thür sich öffnete und der Baron hereintrat. „Armer Freund," sagte dieser, „noch immer diese Kämpfe?"

Der Graf blickte auf und streckte ihm die Hand entgegen, ließ sie aber wieder sinken, noch ehe der Baron sie ergreifen konnte. Dann hob er sich mühsam in die Höhe und sank todtmatt in den Divan zurück. Der Baron setzte sich neben ihn und blickte ihn lange mit ruhigem Schmerze an.

„Ja," sagte er endlich, „ich glaub' es, daß von Dir das Leben nicht lassen will. Du bist so schön, so jung — es hat Dir so viel gegeben — es hat so viel von Dir gehofft. Es würde Dich schmerzlich umklammern, wenn der Tod Dich ihm gewaltsam entreißen wollte — wie vielmehr nun, wo Du es freiwillig von Dir stoßen willst."

„Freiwillig?" fragte der Graf mit schmerzlichem Lächeln.

„Du hast Recht," erwiederte der Baron. „Nein, hättest Du frei und unbefangen Deinen eigenen Weg gehen können, er hätte Dich nicht hierher geführt. Aber sie haben Dich hierher gedrängt, sie haben Dir als Knabe keine Zeit zum Spielen, als Jüngling keine Zeit zum Reifen gelassen; sie haben Dich fortgerissen von Genuß zu Genuß, so daß Du nun, wo Du erst anfangen solltest, schon am Ende bist, und Dich vom Leben abwendest wie der Uebersättigte vom Mahle."

„So ist es," sagte der Graf. Der Baron fuhr fort:

„O unsere Zeit — die thörichte — eilende! Weiß sie denn nicht,

daß sie mit ihrer unsinnigen Hast den Weg nur schneller durchläuft, nicht mehr erreicht, weil das Ziel unverrückbar dasteht? Dieses Ziel ist Sättigung, darüber hinaus liegt nur furchtbare Oede, oder das Grab. Es giebt Menschen, die mit stumpfen Sinnen und erstorbenen Herzen in dieser Oede wandern können — aber die es nun nicht können?"

„Die sterben," sagte der Graf ruhig.

„Und lassen —" erwiederte der Baron — „und lassen hinter sich ein ganzes Leben, das sie mit gleichgiltiger Eile durchflogen haben wie ein Buch, welches man der Mode wegen lieset. Ist es durchblättert, wird es weggeworfen, und doch standen vielleicht köstliche Worte darin, Worte, die da tausend Mal gelesen werden sollten, — Worte von himmlischem Frieden, von ewiger Liebe!"

„Warum mir das?" fragte der Graf heftig. „Ich kann nicht wieder von vorn anfangen. Hast Du mir das nicht selbst gesagt? Hast Du mir nicht gesagt: kämpfe nicht länger — es ist unnütze Qual?"

„Ich hab' es," bemerkte der Baron ruhig, „und was ich sagte, war nicht, um Dich zurückzuhalten. Du kannst nicht mehr zurück — ich weiß es nur zu gut, aber — es schmerzt mich."

Der Graf war einige Male auf und nieder gegangen — jetzt stand er vor seinem Freunde still, und indem er sein fieberhaft glühendes Auge auf ihm ruhen ließ, fragte er leise: „und wär' es nicht mehr möglich?"

„Zu leben?" fragte der Baron zurück.

„Sich hinzufristen von einem Tage zum andern, — auszuhalten — sich zusammenzuraffen — o das Leben! sollt' es denn wirklich todt sein für mich?"

„Das Leben nicht, Dein Herz ist todt."

Der junge Mann faßte krampfhaft die Hände des Freundes. „Und weißt Du denn nichts, was es noch einmal lebendig, ach, nur zucken machen könnte? Dazu bedarf es ja nur des Schmerzes. Weißt Du keinen solchen Schmerz?"

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ein solcher Schmerz muß groß sein — euer Dasein ist zu eng, um ihn zu fassen. Ihr könnt ihn nicht einmal um ein Weib fühlen."

„Aber Du — fühlst Du ihn?"

„Ich fühl' ihn — um die Zeit — um Alles, was untergeht — um Dich. Du bist mir sehr lieb gewesen — ich könnte weinen um Dich, aber Dich retten kann ich nicht."

Der Graf hing am Halse des Freundes. „Armes Kind," sagte dieser, „Du hättest lange, lange Jahre früher leben sollen, in der schönen Zeit, wo das Leben noch jung war, wo die Menschen noch kindlich waren, wo man noch irrte, aber auch noch glaubte. Da wärst Du ein Troubadour geworden und entzückt um Liebe gestorben."

„Um Liebe!“ wiederholte der Graf schwermüthig. „O, Du sagtest einst, es sei ein Himmel im Frauenherzen. Sollt' ich kein solches Herz finden können?“

„Hast Du Muth, es zu suchen?“ fragte der Baron, wehmüthig lächelnd.

Der Graf schwieg einige Minuten. Er athmete schnell und fieberisch, sein Körper zitterte, seine Züge zuckten unter den Qualen, die in ihm wühlten. „Nein,“ sagte er endlich. Sein Gesicht war ruhig geworden — der Todeskampf war überstanden.

Es schlug zwei Uhr. „Soll ich gehen?“ fragte der Baron.

„Nein,“ antwortete der Graf, „ich muß erst Morgenkühle athmen, ehe ich ende.“

Sie setzten sich an das Fenster und sprachen von Dingen, die sie gemeinschaftlich erlebt hatten; von ihrer ersten Bekanntschaft.

Sie hatten sich zuerst auf einem Balle berührt, in dem Augenblicke, wo der Graf nach einem wilden Tanze sich erschöpft und mit düsterm Ueberdrusse auf einen Divan geworfen hatte. Der Baron war an ihm vorübergegangen und hatte langsam gesagt: „junger Mann, nicht so rasch, Sie kommen noch zu früh an.“

Die seltsamen Worte machten den Grafen überrascht in die Höhe fahren. Er betrachtete den Baron, welcher einige Schritte von ihm entfernt, in einem Männerkreise stand, und erinnerte sich jetzt, diese hohe, schlanke, etwas gebeugte Gestalt, dieses bleiche, leidenschaftliche Gesicht, diesen stillen, kalten Blick schon früher bemerkt zu haben. Eben wollte er seinerseits sich an den Baron wenden, als einige seiner jungen Freunde mit irgend einer Thorheit dazwischen kamen.

Es vergingen mehrere Tage, und der Graf würde jene geheimnißvolle Warnung vielleicht ganz vergessen haben, wäre er nicht dem Baron zufällig wieder begegnet. Dieses Mal trat er wirklich an ihn heran und bat ihn lachend um eine Erklärung.

Der Baron ging gewandt darüber hin, verstrickte aber den jungen Mann in ein Gespräch, in dessen Verlauf dieser den tiefen Menschenkenner seine ganze Seele sehen ließ. Der Baron war immer ernster geworden — als sie sich trennen mußten, faßte er die Hand des Grafen und sagte in einem Tone trauriger Ueberzeugung: „Sie fragten mich vorhin: wo Sie denn noch zu früh ankommen würden? Beim Selbstmorde.“ Damit verlor er sich in der Gesellschaft.

Der Graf blieb einen Augenblick betroffen stehen, dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus. Er — reich, jung, unabhängig, denn seine Mutter hatte nur seinen Willen — und Selbstmord! Der gute Baron mußte ein wenig verrückt sein. Auch die jungen Freunde des Grafen waren, als dieser ihnen die Unterhaltung erzählte, derselben Meinung, und der Baron war für einige Zeit die Zielscheibe ihres übermüthigen Witzes. Er schien das nicht zu bemerken und ließ auch

den Grafen gehen. Nur manchmal, aus irgend einem entfernten Theile des Saales, suchte sein Auge mit ruhiger Theilnahme die schönen, aber schon etwas ermatteten Züge des jungen Mannes.

Dieser stürmte noch immer von Genuß zu Genuß, oder ließ sich vielmehr von seinen Freunden halb gleichgiltig mit fortreißen. War er eines Gegenstandes müde, so eilte er mit doppelter Hast einem andern nach, bis auch dieser erreicht, genossen und ihm gleichgiltig war. Endlich hatte Paris nichts mehr, was ihn reizte. Er ging nach Italien, er stürzte die frisch eingegossene Schaale hinunter und fand auch hier die Hefen des Ueberdrusses. Da kam er nach Paris zurück und fand Alles wieder — Glanz, Bewegung, Vergnügen, aber auch seinen Ueberdruß daran. Er versank in dumpfe Gleichgiltigkeit, aus der er sich nur bisweilen aufriß, um sich mit Gewalt in den Wirbel um ihn her zu stürzen. In dieser Zeit kehrte der Baron zurück, nachdem er lange von Paris abwesend gewesen war. Er hatte den jungen Mann nicht vergessen; auch der Graf fühlte einen wunderbaren Zug zu ihm. So fanden sie sich und schlossen eine Freundschaft, wie sie zweie im Kerker schließen, von denen der eine für den Morgen verurtheilt ist.

Denn der Graf war nicht mehr zu retten; die erstorbenen Nerven seines Herzens ließen sich nicht mehr beleben, selbst durch die Freundschaft nicht. Er fühlte sie wol noch, aber nur wie der Todtkranke es noch fühlt, wenn man ihn sanfter bettet. Der Baron wußte dieses, er hatte den jungen Mann gleich von Anfang an aufgegeben — er sah den dunklen Weg, den der Graf unvermeidlich gehen mußte, aber er wollte ihn, wollte wenigstens mit ihm gehen und am Ende, da, wo der Abgrund sich aufthat, ihm noch einmal die Hand drücken. Darum war er heute gekommen.

Sie saßen noch immer am Fenster — eben hatte es vier Uhr geschlagen — da fühlten Beide im gleichen Augenblicke eine leise Kühlung vorüberwehen. Der Baron fuhr zusammen, der Graf stand auf, beugte sich hinaus und athmete mit einigen langen Zügen die nun plötzlich erfrischte Luft. Dann wandte er sich um zu seinem Freunde und sah ihn mit festem Blicke an.

Der Baron verstand den Blick und ging nach seinem Hute. Im Begriffe, diesen zu nehmen, sah er auf dem Tische einen reichen, halb entblößten Dolch.

„Mit diesem?" fragte er darauf deutend.

„Ja," antwortete der Graf. „Ist die Hand ruhig, trifft der Dolch am sichersten. Auch knüpft an diesen sich eine Erinnerung. Ich wurde einst in Venedig damit verwundet, von einem Unbekannten, im Kampfe für eine unbekannte Dame, die sehr schön war." Er schwieg eine kurze Zeit und setzte dann hinzu: „vielleicht hab' ich in jenem Augenblicke zum einzigsten Male mit aller Kraft empfunden, daß es mir süß ist, durch diesen Dolch zu sterben, ist

der letzte Hauch von Poesie in der kalten Wirklichkeit meines Todes."

Der Baron hatte still zugehört, jetzt athmete er rasch auf und trat zum Grafen. Sie reichten sich die Hände, ein kurzer heftiger Druck derselben, dann ließen sie los und sahen sich nur noch an. Auch das war vorüber, sie hatten sich abgewandt von einander, der Graf trat wieder an das Fenster, und der Baron zog hinter sich leise die Thüre zu.

Am andern Morgen fand man den Grafen todt — wie es schien, ohne Kampf gestorben. Der Baron hatte in der Nacht auf immer Paris verlassen.

Februar 1838.

Drei Briefe an Moritz Retzsch.

Erster Brief.

Es war gestern, daß ich in den deutschen Skizzen der Mrs. Jamieson Ihren Namen fand. Ich las mit inniger Freude; diese Frau hat Sie verstanden. Mir waren Sie mit einemmale wunderbar nahe gerückt, und ich fühlte das Bedürfniß, zu Ihnen zu reden. Einst schrieb ich Ihnen: ich werde künftighin noch viel an Sie dichten; jetzt meinte ich, diese Zeit sei da. Ich fand auch Ideen in Menge, Bilder, Folge, alles war da, aber die Form fehlte. So will ich denn das Dichten fürs erste lassen und an Sie schreiben. Ob Sie die Briefe jetzt schon zu lesen bekommen, weiß ich noch nicht, aber wenn ich Sie wiedersehe, gewiß.

Und nun, obgleich Sie mir nicht antworten können, frage ich Sie, ob Sie mich vergessen haben? Ich frage Sie im Geiste und antworte mir in Ihrem Namen mit Nein. Ich fühle es mit recht heitrer Zuversicht, Sie denken noch des jungen Mädchens, das sich Ihnen so erwartungsvoll nahte und von Ihnen so gütig aufgenommen wurde. Zwar mochte ich Ihnen etwas — wie soll ich denn sagen — aus einem fabelhaften Lande erscheinen, als ich Ihnen ganz ehrlich gestand: daß ich von Ihnen nur das Schachspiel kenne und von Ihrer Glocke nur gehört habe. Mein Gott, wo haben Sie denn gewohnt? fragten Sie verwundert. Auf dem Lande, Herr Professor! erwiederte ich kleinmüthig. Meine Freundin, die mich Ihnen schon angekündigt hatte, bat nun um Romeo und Julia. Doch das mochte schon von den andern Besucherinnen in Beschlag genommen sein, denn Sie brachten uns die Glocke. Da Sie Dichterin sind, sagten Sie zu mir, wird Sie dies am meisten interessiren. Sie hatten uns in das dritte Zimmer gewiesen und kamen nur auf Augenblicke zu uns. Ich gestehe ehrlich, ich vermißte Sie nicht, meine ganze Seele war bei Ih-

rem Werke. Die alte Zeit der Minne, der ächt deutschen Liebe wehte mir daraus entgegen. Am liebsten aber war mir das letzte Blatt, wo Sie selbstständig schufen und uns die hohe Glocke gefallen und zersprungen zeigten, mit Vergänglichkeit umher. Ich sagte: dies Blatt ist gedichtet, und trug es in meiner Seele mit fort.

Das zweite Mal sah ich die köstlichen Fancies, Ihren Todesengel, Ihre Mignon mit dem wunderbar verklärten Antlitz und den Augen, wie ich noch keine gesehen, und aus denen alle ihre Lieder herausblicken: Kennst du das Land; Nur wer die Sehnsucht kennt; und endlich das Engelslied: So laßt mich scheinen, bis ich werde. Sie selbst sah ich bei diesem Besuch noch wenig; wie sich erst mit dem dritten Tone der Akkord vollendet, so sollte erst der dritte Morgen bei Ihnen unsere Bekanntschaft zu einer wahren machen.

Wir waren, ehe wir zu Ihnen kamen, bei Tiedge gewesen; er hatte viel von Ihrem Todesengel gehört, und da er gerade ein Titelkupfer für eine neue Ausgabe seiner Werke wünschte, so war das Bild ihm bedeutend geworden. Wir sprachen begeistert davon, und Tiedge wünschte immer ungeduldiger, es einmal zu sehen. Ich schlug vor, Sie auf eine halbe Stunde darum zu bitten; er faßte das hastig auf und trieb uns nun selber fort. Zum Glücke fanden wir Sie fast allein; die stille Dame und der noch stillere Herr, welche am Tische saßen, störten wenig, und wir rückten sogleich mit unserer Bitte heraus, oder eigentlich, ich rückte heraus, denn meine Freundin war etwas ängstlich. Sie schwiegen — man wußte nicht recht, wie Sie es aufgenommen hatten. Endlich äußerten Sie, daß Sie das Bild nicht gern fremden Händen anvertrauten. Ich erbat mich nun, es selbst zu Tiedge zu tragen, erhielt jedoch keine bestimmte Antwort. Darüber brachen die Stillen auf, Sie begleiteten sie hinaus, wir hatten uns zu Romeo und Julia gesetzt. Höre, sagte meine Freundin, er hat es uns übel genommen. Wie sollte er das? erwiederte ich. Ueber das, was wir sahen und ich fühlte, mag ich nicht deklamiren. Sie kamen wieder herein und auf mich zu. Wollen Sie wirklich so gütig sein, selbst Tiedgen das Bild zu bringen? Ich versicherte es in voller Freude, meine Freundin war froh, daß Sie nicht böse waren. Sie erklärten mir nun die Idee des Bildes; ich sollte sie dann wieder Tiedgen erklären. Doch wollten wir noch nicht fort, besahen das schöne Blatt, woran Sie eben zeichneten, und nahmen dann den zweiten Theil des Faust vor. Bald bat meine Freundin um eine Erklärung. Sie kamen an unsern Tisch und setzten sich endlich zu uns. Zum ersten Mal sprachen wir mit einander. Sie vertrauten uns; Sie redeten von Ihrer Seele. Wir verstanden Sie; ich vergesse das nie; es hat mich damals sehr stolz und sehr glücklich gemacht, macht es mich auch heute noch. Als wir gingen, nahm ich das Bild mit.

Ich kam lange nicht wieder. Körperliches Leiden hielt mich ab; allerlei Störungen traten ein, und gewiß war am Donnerstage das schlechteste Wetter. Meine Freundin reiste ab; nun konnte ich gar nicht daran denken, denn meine Mutter hatte einen hohen Begriff von der Wichtigkeit der Zeit für den Künstler und sagte: man müsse in seinen Ansprüchen auf dieselbe nicht unbescheiden sein. Ach, wenn ich nicht unbescheiden war, so war ich dafür recht herzlich ungeduldig — und auch eitel genug, mir einzubilden, Sie würden sich über mein Außenbleiben wundern.

Nun, wenigstens vergessen hatten Sie mich nicht, als ich endlich acht Tage vor meiner Abreise mit der Mutter zu Ihnen kam, und eben so freundlich waren Sie auch noch. Auch sprachen Sie viel mit mir, ja, obgleich mehrere Damen kamen, fast nur allein mit mir. Das machte mich so froh; vieles, was Sie sprachen, weiß ich jetzt noch, so wichtig war es mir.

Dann war ich noch einmal bei Ihnen, um Abschied zu nehmen, noch eine Stunde allein mit Ihnen, Ihre Seele noch einmal vor mir, wie ein blauer Himmel voll leuchtend goldner Gedankensterne und weißer, phantastischer Traumwolken. Ich sah noch einmal still und tief hinein und — nahm Abschied.

Warum ich Ihnen das alles erzähle? Weil diese Stunden als lichte Edelsteine in dem Schatz meiner Erinnerungen funkeln, weil es ist, als habe ich eine köstliche Perle gefunden, wenn ich einen hohen Menschen finde. Lassen Sie mich diese Perle mit andern an den schlichten Faden meiner Worte aufreihen.

Für heute sag' ich gute Nacht, sag' es weit hinüber durch die stille Luft, die sich allmälich mit Frühling füllt. Vielleicht dichten Sie jetzt, ich aber will schlafen. Gestern konnte ich es nicht; da hielt Mignon mich wach, und Ihre unsterbliche Spukgestalt Erlkönig.

Zweiter Brief.

Ich hatte heute eigentlich auf Sturm gerechnet. Die Eichen im Walde drüben sollten rauschen, die Thüren klappern, einige Ziegel allenfalls herunterfallen. Dann hätte ich von Erlkönig geschrieben. Aber der Sturm ist nicht gekommen und die Nacht trübhell geblieben, — es geht also nicht. Dafür ist mir jedoch etwas anderes eingefallen, und zwar, daß unsere Bekanntschaft gar nicht so jung ist, wie wir anfangs dachten. Wir haben uns vielmehr schon vor hundert Jahren oder länger noch, in jenem wunderbaren Lande gekannt, von dem die klugen Leute nichts wissen wollen, von dem wir aber nur den Namen nicht wissen. Daß es da ist, wissen wir gar wohl, und Sie werden bei einigem Nachdenken sich gewiß auch auf unsere Bekanntschaft besinnen. Zwar waren Sie bedeutend reicher als ich, aber unsere Ver-

fassung war republikanisch und ein Bürger so gut wie der andere, daher Sie denn auch ganz freundschaftlich mit mir umgegangen sind.

Das Land war übrigens sehr schön. Ich würde es gern beschreiben, wenn ich nur etwas klarere Erinnerungen hätte. Doch giebt es, glaub' ich, hier und da Schilderungen davon. Die besten hat Hoffmann geliefert, der es mit Aufmerksamkeit in seinen späteren Jahren bereist hatte. Ich bin nur als Kind dort gewesen. Jetzt weiß ich nur noch von einigen Liedern, daß ich sie einst dort gehört habe. Auch manche Blumen, die in unserm Frühlinge blühen, erkenne ich wieder und bekomme Heimweh, wenn ich sie lange ansehe.

Wir sind eigentlich unverzeihlich thöricht gewesen, daß wir aus Neugier, die Erde kennen zu lernen, willig in diese engen Kleider hineinkrochen, die uns doch gleich von Anfang an unbequem saßen und uns auch jetzt, nachdem wir schon mehr daran gewöhnt sind, noch an manchen Bewegungen hindern. Nun — was hilft es; wir stecken einmal darinnen; auch mag es wol unser Schicksal sein. Es ist sonst auch recht hübsch auf der Erde, aber für die, welche aus unserm Lande kommen, fehlt es am gehörigen Comfort.

Besonders wurden Sie damals bedauert. Da ich um so viele Jahre später abreiste, hörte ich das Alles mit an, und sah Sie auch oft, wie Sie ungeduldig auf der Erde herumwanderten und nach dem rechten Wege suchten. Wir hätten Ihnen gar zu gern geholfen, schickten Ihnen auch, so viel es nur ging, Träume herunter; aber die armen Jungen konnten bei aller Mühe doch keinen Weg durch die Nebelwand brechen, welche, wie ich seitdem gesehen habe, von der Erde her die Grenze unsers Landes unsichtbar macht. Wir waren schon sehr besorgt um Sie, da sahen wir eines Tages mit der größten Freude, daß der schöne Götterriese, der Gedanke, zu Ihnen gekommen war und da, wo er mit Ihnen stand, den Nebel ganz ruhig weggeblasen hatte. Das wunderbare Licht aus unserm Lande strömte nun frei in Ihre Brust, und der Keim, welcher dort lag, wuchs zum üppigen Weingerank empor. Bald reifte auch die Traube, der schöne Riese zerdrückte sie in einem goldenen Becher und reichte Ihnen den Trank. Wir sahen mit Jubel, daß Sie ihn verwegen hinunterstürzten. Augenblicklich war auch Ihr Auge klar, Sie sahen uns alle und eilten an der Hand des Gedankens, uns zu begrüßen. Unsere Königin empfing Sie äußerst huldvoll; es wurde ein großes Fest veranstaltet, wo Sie alle die Geister kennen lernten, mit denen Sie jetzt in so freundschaftlichem Verkehr stehen. Auch die Freundschaft mit Shakspeare schreibt sich von daher, und Sie empfingen Erlaubniß, gelegentlich wieder einen Besuch abzustatten. Sie werden es wol nicht versäumt haben; ich sah Sie aber nur noch zweimal, denn wie Sie wissen, kam ich dann auch auf die Erde und habe, seit ich der Kindheit und den Feen

entwuchs, auf meine eigne Hand den Weg durch den Nebel noch nicht finden können.

Dritter Brief.

Heute nun stürmt es und brauf't durch die geschlossenen Laden in das Zimmer, wo ich einsam sitze. Auch das Licht brennt mit ungewisser Helle und an den Wänden spielen mystische Schatten, und doch ist es keine Erlkönigsnacht.

Denn die muß dunstig sein, dämmernd, daß man nur das Nächste wie verschleiert sehen kann, feucht, daß es einen leise durchrieselt. Unruhig Mondlicht, frisch leuchtender Schnee und der Schein eines allmälich gelöschten Feuers sind Dinge, die nicht hinein gehören. Selbst der Sturm muß nicht, wie heute, pfeifen und heulen, sondern gedämpft und geheimnißvoll daherbrausen.

Wie dieser nebelichten Natur wegen Erlkönig der beste Text für den Musiker ist, so ist er auch eben darum der schwierigste Vorwurf für den Maler. Einst hielt ich ihn sogar für unausführbar, und sagte zu einem jungen Künstler: wer den malen will, muß Geistermaler sein, denn mit Irdischem reicht man da nicht aus. Hätte ich Sie damals schon gekannt, ich hätte es Ihnen gleich zugetraut. Sie haben den einzig möglichen Weg gewählt, indem Sie nicht ein Bild malten, sondern nur das Gedicht in Farben umdichteten. Das konnten auch nur Sie, weil Ihnen wol allein so ganz die Form nur das Mittel zu dem Zwecke ist, die Idee zu veranschaulichen.

So sehen wir denn auf diesem Bilde eben so wenig Vorder-, wie Hintergrund, sondern ganz einfach Nacht und Wind. Dieser wird durch den Mantel des Vaters angedeutet, welcher weit zurückfliegt und mit der Finsterniß zusammenfließt. Das dunkle Pferd in seinem mächtigen Laufe tritt gleichfalls nur ungewiß aus dieser heraus, wogegen ein vorüberstreifender Lichtschein hell auf den Knaben fällt, welcher quer über dem Pferde, mit zurückgeworfenem Kopfe im Arm des Vaters liegt. So weit ist alles Hast, angstvoll vorwärts strebende Bewegung, Erlkönig aber bewegt sich nicht. Sicher wie der Schatten, gleitet er ruhend neben den Geängsteten, Eilenden her. Aus ihm haben Sie ein Meisterstück gemacht. Das geisterhafte Antlitz mit Haar und Stirnbinde, welches über die Schulter des Vaters sieht, die Kralle, welche nach dem Knaben ausgestreckt ist, ohne ihn zu berühren, weil körperliche Berührung dem Gespenste überflüssig ist, der Mantel, welcher wie der des Vaters wallt und verdämmert — und alles dieses in einer Farbe gehalten, in fahlem, widerlichem Moorgrün — mit einem Worte, Ihnen haben Seine Majestät Erlkönig in höchsteigener Person gesessen.

April 1838.

Ein Frühlings-Tagebuch.

1838.

Den 27. April, Morgens 9 Uhr, zum ersten Mal in ungeheizter Stube.

1. Ist es denn sonnig?
Nein! Ist es trübe? Auch nicht! Leise wolkig
Ist es — und halb erhellt — und gänzlich wonnig.

2. Birken und Kiefern!
Ihr glaubt nicht, welchen malerischen Waldrand
Vereinigt eure Stämm' und Zweige liefern.

3. Zweige der Birken!
Ihr winkt von weißen Stämmen, über Wiesen,
Euch zu aus den verschiedenen Waldbezirken.

4. Schwärzlicher Boden!
Wie stehen schön in dir die frischen Pflanzen,
Aus denen Blumen zieh'n will Gottes Odem.

5. Oeffnet euch, Scheiben!
Lass't ein die feuchten Lüftchen und Gerüche,
Und schließt euch dann, damit sie d'rinnen bleiben.

Nach der Natur. In Versen glückt mir's besser, als in Prosa.

1. Die Veilchen pflückt' ich mir, die morgenfrischen;
Nun trag' ich eingeglas't sie hin zum Wäldchen
Und steck' ein schlankes Birkenreis dazwischen.

2. Da komm' ich denn vorbei am weißen Kätzchen,
Es sitzt auf weichem Sand, an grünem Rasen,
Es hat sich gut gewählt sein Ruheplätzchen.

3. Nun hab' ich mir drei Zweiglein abgebrochen, —
Der ganze Wald schwieg höchst behaglich stille;
Kein Blättchen hat auch nur ein Wort gesprochen.

4. Die Biene kommt besuchen unsre Veilchen,
Sie summt dicht über ihnen an der Erde,
Da giebt ihr jedes sein bescheid'nes Theilchen.

Am Nachmittag, welcher kühl ist, nachdem es heut schon dreimal heiß und wieder kühl geworden.

Den 28. April, Sonnabend, gegen ein Uhr Nachmittag, den ganzen Morgen Wechsel in der Luftstimmung, jetzt leidenschaftlicher Wind, mit heißem Dazwischenleuchten der Sonne.

1. Zu viel von der Natur wird mir gestohlen
Durch meine blöden Augen — gehen will ich,
Mir gläserne Verstärkung her zu holen.

2. Nun kann ich hier im streifenden Schatten stehen,
Und bald an Veilchen meine Nase halten,
Bald in den Sonnenschein hinüber sehen.

3. Es liegen drinnen die verschied'nen Felder,
Hier schwärzlich, dorten grün, die hellen Wiesen;
Die schichtenweis' rings aufgehäuften Wälder.

4. Es trennen von einander sich die Bäume;
Die Birken schimmern, bräunlich stehn die Buchen,
Die Weiden bilden goldig grüne Säume.

5. Die Schwalben fliegen auf dem wolkigen Grunde,
Und bläulich auf dem dunkeln Wald sich kräuselnd,
Kommt dort heraus der Rauch der Mittagsstunde.

Was soll ich schreiben oder erfinden, denken oder mir einbilden! Ich habe nichts recht, ich bin träge im Geist und thue auch alle meine Bewegungen mit Trägheit. Dem Winde gedankenlos zuhören, das nehm' ich so mit; warte auf Briefe und auf Dinte, und weiß nicht, ob der Abderrahman, den ich jetzt vorhabe, was Gescheides werden wird oder nicht.

Den 2. Mai, Abends nach 7 Uhr. Sonne unter im Goldlicht; oben im Mittage das erste Viertel anfangend zu glänzen.

Ihr Düftchen, die ihr still und schlau entwichen,
Als kaum der Sonnenschein die Knospen sprengte,
Was kommt ihr heimlich her zu mir geschlichen?

„'s ist schöne Luft." — Ja wohl. — „Wir möchten kosen."
So kommt doch her. — „Ach, willst du's uns erlauben?" —
Gar gern. — „Ach, leider, sind wir nicht aus Rosen."

Thut nichts. — „Wir kommen von den alten Bäumen."
Thut nichts, ihr seid nicht alt. „Du bist recht freundlich,
Daß zwischen uns du gehen willst und träumen."

„Heut sind wir noch nicht viel, doch kannst du morgen
Ganz früh — " — Nun denn? — „Da werden die auch hier sein,
Die heut noch in den Knospen sind verborgen."

Wenn ich's nur nicht verschlief'! Aus meinen Decken
Komm' ich so früh nicht los. „Das lass' nur gut sein,
Wir schicken Sonnenstrahlen, dich zu wecken."

Den 6ten Mai, Sonntag Morgens 7 Uhr.

Drei lange Tage sind mir nun vergangen,
Seit ich durch's Fenster nur geseh'n die Sonne,
Seit unbewegt vier Wände mich umfangen.

In kranker Trägheit lag ich auf den Kissen
Und hatte keine Sehnsucht nach der Grünheit,
Und wollte nicht von frischen Lüften wissen.

Heut aber hab' ich nicht so recht mehr Ruhe,
Verstohlen schiel' ich auf die hellen Wege —
Und an den Füßen rühren sich die Schuhe.

Gestern gedichtet, Abends.

Ihr vollen Zweige, winket ihr? — Ich komme!
Rufst du mich, Nachtigall, zum ersten Mal? — Ich komme!
Ihr Kirschenblüthen, brecht ihr auf? — Ich komme!

Heute in aller Ungeduld nach draußen.

1. Ohlkirschenblüthen!
Ihr seid die ersten hier am neuen Plätzchen —
Mög' euch denn jeder Tag vor Sturm behüten.

2. Wald gegen Morgen!
Die Sonnenstrahlen fallen vor dir nieder —
Du bist wie hinter Silberflor verborgen.

3. Wald gegen Norden!
Dich haben diese Strahlen schon getroffen,
Davon bist du so deutlich grün geworden.

4. Bäume der Ferne!
Ihr schmelzet weich hinüber in den Himmel,
Den dämmernden — wie seh' ich euch so gerne!

5. Bäume der Nähe!
Undankbar wär' ich, wenn ich nicht mit Freuden
An euch hinauf im leisen Wandeln sähe.

6. Einsame Eiche!
Wie trägst du, zwischen Birk' und Kiefer stehend,
Denn gelbe Blätter noch im grünen Reiche?

7. Ich bin krank gewesen!
Du lichte Sonn' — und ihr, ihr Blüthendüfte,
Laßt mich in dieser milden Luft genesen.

Gegen Mittag, wo der Wind weht. Den 7. Mai, Montag, Abends 10 Uhr.

Was macht mich wol so herzlich froh?
Es ist der Blüthenduft;
Was wiegt mich wol in Träume so?
Das ist die milde Luft.

Es blickt das warme Abendroth
Mir freundlich ins Gesicht;
Ich habe keine Müh' und Noth
Ums goldne Mondenlicht.

Ich wandle still im Pappelgang',
D'raus ich zur Ferne seh',
Mir ist wol nach den Freunden bang',
Allein es thut nicht weh'.

Den 8. Mai, Dienstag, Abends nach 10 Uhr. — Müde und eigentlich wider Willen schreibend.

1. Ich bin am Morgen heut' hinausgegangen,
Wo gegen Westen stehn die Hügeleichen,
Die kürzlich erst zu grünen angefangen.

Durch nasses Grün bin ich hinangestiegen,
Als Gold und Perlen tragende Vasallen
Sah ich die Gräser mir zu Füßen liegen.

Und als ich oben eintrat, wo im Ringe
Die Sträucher standen und Geschatte warfen,
Da flatterten zwei weiße Schmetterlinge.

Und als ich wieder mich gewandt nach Osten,
Da lag der Garten noch in Sonnennebeln,
Die feurig um die Blüthenbäume kos'ten.

2. Das Abendroth ist rings umhergezogen;
Es liegt am Rand verstreut in sanften Scheinen,
Darüber voll sich wölbt der blaue Bogen.

Die Pappeln stehn auf rosenfarbnem Grunde;
Ein Fleckchen mitten inn' ist blau geblieben,
Darauf der Mond sich zeigt in blassem Runde.

Die schwachen weißen Abendnebel schmiegen
Sich an ihn an, indeß ihm gegenüber
Weich hingelagert goldne Streifen liegen.

Den 11. Mai. Freitag, Abends 7 Uhr. Sonnenuntergang; kalte, helle Luft.

Frost, böser Frost, wo hast du denn gelauert?
Von wannen brichst du denn hervor so plötzlich,
Daß Alles rings im kalten Fieber schauert?

Ich dächte doch, dir wär' dein Recht geschehen,
Da, als vor dir zu schwarzem Stein die Erde,
Zu hellem Eis geworden Flüss' und See'en.

Wie sausest du nicht her auf luft'gen Rossen,
Wie hast du nicht aus deinem blanken Köcher
Die spitzen Pfeile sichern Ziel's verschossen!

Was rührst du mit den überbliebnen, stumpfen,
Denn nun aus Uebermuth noch an die Blätter,
Daß sie erschrecken und zusammenschrumpfen?

Nein, nein, auf grüner Flur darfst du nicht wohnen;
Fort mit dir, fort, zu deinem Haus im Norden,
Mit Felsenthürmen und mit Eisbalkonen.

Den 15. Mai, Dienstag, Morgens gegen 12 Uhr. Warm und blau.

Abends sieben Uhr.

In Westen flimmert mattes Sonnenleuchten,
Gewölk verschmilzt und sondert sich; es duften
Die Gräser, gleich als lägen sie im Feuchten.

Schwarzbräunlich hängen die erfrornen Blätter,
Ich geh' einher im winterlichen Kleide;
Wir nennen das in Deutschland Maienwetter

Den 16. Mai, Morgens sieben Uhr.

Heut aber ist der Mai von rechter Laune;
Man wandelt und vergiebt die letzten Tücken;
Besieht das grüne Blatt, und läßt das braune.

Auch läßt, was dort heraufzieht gegen Abend
In grauer Sanftmuth, uns zu schließen wagen
Auf Regen, endlich Baum und Kraut erlabend.

Halb acht Uhr.

Den Himmel hat es langsam überschlichen;
Im Osten bleiben zwar noch blaue Brocken,
Doch schmachtend ist die Sonne schon erblichen.

Wie zögernd fängt es leis' nun an zu regnen —
O Tropfen warm und köstlich, aus dem Hause
Bring' ich euch meine Blumen, — woll't sie segnen!

Gleich nach acht Uhr.

Du falsches Weh'n aus Osten! Freundschaft heuchelnd,
Hast du geschmiegt dich an die armen Blumen,
Die Wolken tückisch auseinander schmeichelnd.

Nun ruhen sie im Blauen, weiß und friedlich,
Und Sonnenstrahlen schlüpfen durch und machen
Sich bald bei der und bald bei jener niedlich.

Den 29. Juni, Freitag, drei Uhr Nachmittag.

Heiß, der Wind nicht kühlend, Gewitterwolken, atlasartig auf den schönsten himmelblauen Grund gemalt. Laub, Saaten, Blumen, selbst das auf den Beeten wuchernde Unkraut prachtvoll durch Ueppigkeit und Frische.

Ihr Wolken, ihr Wolken wunderbar, woher? und ach, wohin?
Ihr ziehet und wandert immerdar, — woher? und ach, wohin?

Es wehet vorüber leis' der Wind, der laue Wind der Nacht, —
Es brauset der Sturm durch's Fichtenhaar, — woher? und ach, wohin?

Es fällt und vergeht ein Tröpfchen Thau, noch eh' wir d'ran gedacht,
Es rauschen hinab die Wogen klar, — woher? und ach, wohin?

Es wechselt des Menschen Sinn bei Tag', es schwindet über Nacht
Die Liebe, die warm im Herzen war, — woher? und ach, wohin?

Es drängen sich Wandrer fort und fort ein in die Welt voll Pracht,
Dann gehen sie wieder, Schaar auf Schaar — woher? und ach, wohin?

Als ich das gestern dichtete, warf mir die Sonne aus zuckenden Strahlen den letzten glühenden Blick zu. Einige Wolken von der Farbe der wilden Veilchen, hortensiafarb gerändert, hingen in der durchsichtigen Luft, die mich, wie ich sie im Gehen langsam mitathmete, allmälich herstellte. Daß ich zu dichten versuchte, war das erste Zeichen der Genesung nach vier fieberhaften Tagen.

Den 9. Juli, Montag, sechs Uhr Nachmittag.

Die Wolken, welche bis neun Uhr regneten, leise aus Westen nach Osten geweht, wo sie rauchblau sind. Heute Morgen tropfenschweres Dastehen der weißen Lilien, keckes und frisches der Weiden und Sträucher am Flusse. Dieser in kleinen Wellen von Glasfarbe sich bewegend, zwischen denen es aus dem Grunde dunkelblau heraufsah. Vorgestern lag der ganze Himmel darinnen, und über den grünen Baumspiegelungen schwirrten durchsichtige blaue Libellenflügel. Beim Bade geht allerlei Kleines vor: schrieb' ich an einen Liebhaber, so würd' ich's erzählen.

Es ruhte, gebadet vom Sonnenlicht, der blaue, wallende Strom;
Wir fuhren, es störten die Ruder nicht den blauen, wallenden Strom;

Wir fuhren, es standen die Weiden schlank im schlanken, saftigen Rohr,
Im Rohr, das sich weißlich um's Ufer flicht, dem blauen, wallenden Strom.

Wir fuhren, es standen die Fichten nah' im bläulich schattigen Wald,
Doch immer erglänzte im Sonnenlicht der blaue, wallende Strom.

Und als wir zurückfuhren — nämlich vor einigen Tagen, wo wir auf einem großen Oderkahn fünf Stunden unterweges waren — sahen wir Sonne und Mond, beide roth und einander zum Verwechseln ähnlich, ließen zwei hübsche kleine Vögel aus den Netzen, worin sie sich gefangen hatten, kauften auf dem Strome Fische, wobei ein schwarzer Hund ernsthaft im Kahn des Fischers saß — und stiegen endlich auf einer kleinen Wiese aus, die im Thau schlief, um welche herum erfrischte Sträucher eingeschlafen waren, und wo unser Wagen wartete.

Tagebuch über unsere Blumen.

Ein Anfang ohne Fortsetzung.

Den 26sten December 1839, Donnerstag, Abends um die achte Stunde.

Wir haben jetzt acht Blumentöpfe im Wohnzimmer. Ein Monatsrosenstock hat über drei Wochen eine volle blasse Rose getragen; ein Granatrosenstock — ich nenne ihn so, seiner purpurfarbenen Blüthen wegen — treibt neues, zartes, röthliches Laub. Beide stehen im Kabinet, wo die Sonne am längsten bleibt. Am ersten Fenster des Zimmers steht ein feines Schilf und ein Napf mit zwei Safranpflanzen und einer Zwergtulpe; am zweiten zwei Safranpflanzen, eine Hyacinthe und eine Tazette oder Jonquille, was ich sehen werde, wenn sie blühen wird. Die Safranblätter stehen schon als grüne Büschel aus den Schaalen hervor, und die Hyacinthe fängt an ihre Kolben aus der Tiefe der Blätter zu entwickeln. Sie kann schon leise flüstern und begrüßte heute den Sonnenschein, indem sie ihm sagte, sie fände ihn ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit. Der Sonnenschein antwortete artig: ihre Bemerkung mache ihn sehr glücklich, und er werde Alles thun, um morgen wieder scheinen zu können. Da aber ein blasses, violettes Gewölk als Saum im Mittag stand, befürchtete die Akazie draußen Schnee. Ich habe jetzt noch zum Fenster hinaus gesehen, die Nacht ist ruhig, Stern und Schnee leuchten, aber nur gedämpft, denn hin und her kommt schon schwarzer Boden durch, das macht dunkel.

Den 27. December, gegen Nacht.

Heute brachte die Mutter noch mehrere Töpfe herauf, unter andern eine Ranunkel, welche drei bis vier zarte Blätter zeigt. Die Knospen am Monatrosenstock färben sich schon, die Hyacinthe aber blieb heute stumm; vermuthlich hat ihr das Wetter nicht gefallen, denn obschon der Tag schön anfing und Gewölke von den sanftesten Farben über dem Walde gegen Morgen ruhten, so überzog es sich doch bald ganz und gar und wir erwarteten Schnee. Statt dessen aber fing Regen an zu fallen, und als der Abend kam, zeichneten die Bäume sich mit düsterer Verwirrung der Aeste auf lichtlosem Himmel.

Den 28. December, nach der Dunkelstunde.

Der Tag zeigte ein wunderbares Spiel von allerlei falben, seltsamen Lichtern, die Hyacinthe blieb aber wie gestern stumm. Als ich von ihr weg und wieder in mein Zimmer ging, rief der Rosenstock mich heiter an. — „Gieb dir mit der keine Mühe," sagte er, „sie spricht nicht eher, als bis die Sonne wieder recht scheint; sie kann auch nicht, sie steckt noch zu tief in den Blättern. Mir dagegen wird es

durchaus nicht schwer." — Ich trat zu ihm und er war wirklich sehr beredt. „Mir gefällt es recht gut hier," sagte er unter andern; „es ist weder zu heiß noch zu kalt, eine ganz vernünftige Wärme. Und dann hör' ich deinen Gesang recht gern, obgleich deine Stimme mir nicht völlig klar zu sein scheint." — „Du hast Recht," bemerkte ich; „sie ist sonst besser und wird es hoffentlich bald auch wieder werden." — „Sie ist gut genug," erwiederte er mit dem Tone eines Gönners; „und was mir auch gefällt, du singst keine weinerlichen Lieder." — „Bist du denn so lustig?" fragte ich. — „O, ganz ausnehmend," gab er zur Antwort. Wir hätten wol noch weiter gesprochen, aber der Vater kam, und jetzt, wo ich wieder Zeit hatte, fand ich meinen neuen Freund schon fest eingeschlafen.

Den 29. December, am tiefen, vom Sturm bewegten Abend.

Die Gesellschaft wurde heute wiederum vermehrt, aber nur durch noch Schweigende. Dafür war der Rosenstock um so gesprächiger. — „Sieh'," sagte er, als es eben draußen einmal hell wurde, „sieh', wie schön die blauen Blicke des Himmels zwischen den gelblich blendenden Gewölken hervorzucken." — „Ja," bemerkte ich, „es ist schön, aber wie schön ist auch die Blüthe an dir." — „Ich find' es selber," erwiederte er lachend, „und kann nicht läugnen, daß ich etwas eitel darauf bin und mich gern in deinem Auge spiegle.

Den 30. December, gegen Sonnensinken, während alle Farben durch einander spielen.

Am Rosenstocke hat sich eine zweite Blüthe aufgeschlossen. Sie ist nicht voll, man sieht, daß Luft und Licht ihr gefehlt hat, aber sie hängt doch lieblich über die frischen Blätter her. — „So sollten Deine Wangen sein," sagte der Rosenstock, als ich neben ihm stand und ihn freundlich ansah; „Du bist noch so jung, wovon bist Du so bleich?" — „Ich habe mich viel gesehnt," erwiederte ich; „jetzt zuletzt nach einem wärmeren Lande." — „Ja," sagte der Rosenstock, „hier ist es kalt; ich fühle es wol auch, wenn der Herbst kommt. Vielleicht kannst Du indessen bald einmal in die schöneren Länder reisen." — Ich schüttelte den Kopf. Der Rosenstock schwieg und ich ging leise fort.

Den 31. December, Abends, bei wehendem Sturme.

Die beiden Blüthen sind blaß geworden, fast schon farblos, doch stehen frische Knospen daneben, daher der Rosenstock auch wie gewöhnlich guter Laune war. — „Der letzte Tag des Jahres!" sagte ich leise, als es dunkel und stürmischer wurde. — „Ja," antwortete er, „das Jahr schließt sich langsam, wie ein Thor, das einen feierlichen Klang giebt." — „Woher hast Du denn dieses Bild?" fragte ich lächelnd. — „Ei," sagte er, „dergleichen kommt uns so; die Luft stiehlt's den Dichtern vom Munde weg, um es uns zu bringen." —

„Und so seid ihr geistreich von gestohlenem Gute?" — „Warum nicht? Macht ihr es besser? Aber lass' uns noch einen Blick zurück in das Jahr werfen, ehe es sich schließt. Es hat viele Blüthen welken sehen." — „Und viele Hoffnungen." — „Nachtigallen sind gestorben." — „Menschen auch." — „Dir?" — „Nein." — „Dann danke." — „Das thu' ich." — „So schlafe wohl. Morgen hab' ich eine Blüthe. Gute Nacht!" — Und er schlief ein, und in der Nacht wird das Jahr sich schließen.

Den 1. Januar 1840, Abends, während der Sturm über das Eis auf den Wogen haufet.

Mein Rosenstock hat sich doch gewiß einen hübschen Neujahrswunsch ausgesonnen. „Unsere Knospen blühen schneller und schöner auf, wenn der Sprosser in der Nacht schlägt," sagte er mit artigem Anstande, als ich zu ihm trat, „mögest Du Nachtigall und Rose zugleich sein und unter Deinen Liedern heller als je erblühen!" — Ich wünschte ihm nun auch alles Schöne: warmen Mai, schöne Nächte, liebliche Regenschauer. Er dankte mir sehr freundlich.

Als ich gegen Abend an ihm vorbeiging, rief er mich noch an und fragte: was das für eine sonderbare Stimme gewesen sei, die er heute gehört habe. Ich sagte ihm, es sei Besuch da gewesen. „So?" erwiederte er sehr verdrießlich.

Den 2. Januar.

Der Rosenstock war heute noch übler Laune; nach einem einsilbigen guten Morgen schwieg er eben so hartnäckig, wie er sonst redselig ist. Die Hyacinthe aber sprach unendlich zärtlich mit dem Sonnenscheine. — „Ach, komme doch öfter," bat sie, „die Luft ist so düster und der Wind weht so kalt herein." Der Sonnenschein lachte und sagte: „Denkst Du, wir sind hier auf der Ebene von Damaskus?" — „Ach, da muß es schön sein!" seufzte sie. — „Sehr schön," antwortete er; „da sind keine solche Wolken, durch die ich mit aller Mühe nicht kommen kann, und die sich auch jetzt gleich wieder breit machen werden." Es dauerte auch wirklich nicht lange, so kamen die Wolken an, als ob sie es versäumten, und bald war Alles wieder ernsthaft grau. In dem Safrangrün hört' ich's auch zischeln; gewiß kommen da bald Blüthen heraus.

Den 3. Januar, Abend und Sturm, einer nicht mehr ohne den andern.

Heut erfuhr ich endlich, was dem Rosenstocke gefehlt habe. Er war in seinem Nachmittagschlafe gestört worden. „Lieber," sagte ich, „da wirst Du morgen noch mehr gestört werden, indem mehrere Gäste kommen. Es ist aber ein Blumenliebhaber dabei, der wird Deine beiden schönen Rosen bewundern." — Das schien ihn gnädiger zu stimmen, wenigstens sagte er nichts weiter über die erfahrene und auch nichts über die ihm bevorstehende Unbequemlichkeit.

Einige Frühlingsblätter aus Dresden.

1841.

Den 16. März.

Die Nebel weben sich um die Bäume — der Rasen im Garten dämmert schon grün — es wird Frühling werden.

Vor einigen Wochen, als ich Thalberg gehört und die Sakontala gelesen hatte, da war ein wunderbares Lebensgefühl in mir erwacht. Seitdem kam der Tod über uns, doch blieb noch ein Funken jenes Gefühls unter der Asche der Trauer glimmen, und ich hoffe, er wird nicht verlöschen. Ich will später ein Reis an ihm entzünden.

* * *

Der Heldenkreis der Ommaijaden zog in diesen Tagen im feierlichen Schritte um mich her. Ich stand mitten inne und meine Seele redete mit ihnen.

Den 17. März — früh.

Aus dem ganz grauen, ganz nebelnden Garten ging ich gestern noch zu Elisen und spielte mit ihren Kindern. Aus einer Kritzelei auf ein Stückchen ganz zerknittertes Papier wurde eine Art von Zeichnen — d. h. ich saß am Tische in der Kinderstube und streichelte in zweifelhafter Helle Häuser, Bäume, Thürme und Rasen. Oskar sah rechts, Hedwig links zu, Hugo lernte eine Fabel und versicherte dazwischen, meine Hervorbringungen seien wirklich allerliebst, Laura endlich betrachtete Alles schweigend und sinnig. Ich dachte daran, daß unter den Blinden der Einäugige König ist; mir ward aber wohl unter den Kindern. Hugo und Laura haben wunderbare Augen.

* * *

Wer sich das ganze Leben in Poesie verwandeln könnte, wäre der wahre Alchymist. Das sagte ich zu Tiedge in der letzten Stunde, wo wir allein waren, und er freute sich so über den Gedanken. Guter! Sein Tod ist mir auch Poesie.

* * *

Die Gedanken ziehen mir wie Schwärme von Vögeln um das Haupt, aber ich kann nicht immer einen bei den Flügeln ergreifen.

* * *

Das nächste Jahr dürfte für mich kein liederreiches sein; Sehnsucht und Wehmuth sind doch die beiden Eimer, mit denen man am besten aus dem Brunnen der Lyrik schöpft.

Den 18. März — gegen Mittag, bei Sonnenschein, wie er im März sein muß, warm in frischer, reiner Luft.

Ich habe ernste, aber ruhige Gedanken.

Seit ich Tiedge's stilles, blasses Todtenangesicht sah, will ich den Frieden, noch ehe ich sterbe. Warum denn warten, bis wir erstarrt

sind, um ruhig zu sein? Ich will es sein, wenigstens auf ein Jahr. Viel länger wird es wol nicht dauern können, aber so lange wenigstens will ich am Grabe sitzen und still die Luft einathmen, wenn sie vorüberzieht, um fern von mir das Leben zu bewegen. Die Menschen, welche vorüber kommen, will ich freundlich grüßen, aber mich nicht nachwinken lassen. Kommen sie zu mir, werd' ich sie gern bei mir niedersitzen lassen, aber wenn sie wieder gehen, nicht mit ihnen gehen, auch nicht ihnen sehnend nachblicken. Nicht immer Sehnsucht, auch einmal Genügen, — Hineinziehen in sich — Ruhen in sich. Ich hatte heißen Durst; ich habe einige Züge gethan — mein Durst ist für manche Tage gestillt — ich will am lieben Grabe sitzen, und der Thau wird leise in die Blumen um mich her niederfallen.

* * *

Ob es denn manchmal Gedanken sein mögen, was ich denke?

Nachmittags.

Im Garten — schöne Luft, — aber wenn ich den Weg hinaufging, zauf'te mich der Wind, und wenn ich umkehrte, brannte die Sonne mir in die Augen — ich will daher lieber den Abend abwarten. Man sollte im Frühlinge immer nur am Morgen oder am Abend hinausgehen, denn die heiße Sonne wirkt nach der Winterstarrheit ebenso wie eine plötzliche Leidenschaft nach langer Ruhe — sie betäubt uns.

Im Vorbeigehen machte ich einen Besuch im Glashause, dessen Thüren heute zum ersten Male feierlich geöffnet waren. Auch die Fenster standen halb offen, an dem letzten blühten Veilchen. In der Mitte des Hauses stand in grüner Nische eine Pyramide von weißen und rubinrothen Camellien- und andern zarten Blüthensprossen. Gleich an der Thür hielten schlanke Rosenbäumchen sich schön und gerade, braun-purpurne Blätter leuchteten an jeder Zweigspitze der kleinen, zierlichen Kronen. Draußen endlich war das Laub von den Alpenpflanzen weggenommen worden — man richtet sich also förmlich auf den Frühling ein.

Halb sieben Uhr.

Ich mache Vorstudien zum Araberleben. Vom Sonnensinken an bis jetzt im Garten, bald dem nur noch im Einschlafen unruhigen Winde entgegen, bald die ruhige Abendröthe anblickend, die mich wieder ansah. Dabei dachte ich an die Todten und zuletzt: bittet für die Lebenden.

* * *

Die Thüren und Fenster des Glashauses waren sorglich verschlossen worden, einige Lorbeerbäumchen aber scheinen schon draußen übernachten zu sollen und schauerten im Winde. Ich bin noch so

wenig mit diesen Bäumen unserer Zunft vertraut, daß ich erst nach langer Untersuchung mit mir ins Reine kam, ob es Lorbeer sei oder nicht.

* * *

Vorher las ich venetianische Novellen vom Freiherrn von G. Wahrlich, der Schaum, der in den Lagunen von den Rudern spritzt, muß poetischer sein, als dieses Buch.

* * *

Ach, es ist doch herrlich, Dichter zu sein!

Den 19. März, beim Hereinblicken der begonnenen Nacht.

Heute Morgen überstürzt worden mit der Fülle von Gedanken und Bildern, die Retzsch in das Album seiner Frau gezeichnet und uns, Elfrieden und mir, besonders gezeigt hat. Wir erriethen wenig, aber wir verstanden viel — unmöglich aber war es, die Blätter alle zu behalten. Auch wie sie folgen, weiß ich nicht mehr. Einzelne: — Die Ruhe auf der Flucht — Christus als Knabe auf dem Berge und später unter seinen Geschwistern — die Gesangstunde, wobei Amor als Pulthalter dient — Amor, der Tauben verkaufen will — Johanna d'Arc — Faust und Gretchen, diese von Faust das Fläschchen empfangend — ein armer Knabe — ein betender Engel — der Künstler, der den Leierkasten spielt — der Dichter, welchem die Poesie den Weg des Kreuzes zeigt — der einsame Pilger — das Wandern der Menschen — Thekla und Max — Egmont und Klärchen — der Rathsherr, der gemalt wird — der Herbst — der Winter — Jugend und Frühling, von einem Genius gegen die Zeit geschützt — ein Jäger — ein schöner Page — eine sinnende Dame, ihren Hund an der Leine haltend — die Phantasie — das Mädchen, das sich vor der Katze im Bette fürchtet — das Kind unter dem Lebensbaume — das arme Mädchen, welches schläft — das Mädchen, dem der Wind den Hut entführt — der Geist der Liebe, welcher seine Gaben bringt — die Mutter mit den sie umspielenden Kindern — Retzsch selber — der Menschengeist an der Sphinx — die Kinder, denen der Schmetterling unter dem Hute weggeflogen ist — eine Zauberin — Faust bei Gretchen im Kerker — der Jüngling, der sein Schwesterchen reiten lehrt — ein junger König mit seiner Schwester — ein Abend — der kleine Bär — zuletzt die Dämmerung. Nun ich weiß doch noch eine ziemliche Menge.

Eines hab' ich aber doch noch vergessen — Mäherinnen, welche den Amor in einem Heuhaufen finden, und das junge Mädchen, welche die Thiere füttert, wäre das zweite. Ich wünsche fast, daß mir keine mehr einfallen, sonst werd' ich mit Schreiben nicht fertig. Jetzt bemerk' ich nur noch, daß ich Retzsch den Vorschlag gemacht, ein Buch über ihn zu schreiben — daß er ihn sehr freundlich aufgenommen und

mir Materialien dazu versprochen hat — daß wir ihn einmal auf seinem Weinberge besuchen wollen, daß das Buch über ihn ein gutes werden kann und werden soll, wenn der Geist hilft.

Nachmittags trug ich gegen Oskar mit einer Schachtel Schweizersoldaten meine Geburtstagsschuldigkeit ab und verließ ihn in der ernsten Beschäftigung, sie vor dem mit Veilchen bekränzten Kuchen schlachtdrohend aufzustellen.

Den 20. März.

Meine liebe Mutter wird kommen — es liegen nun noch einige freundliche Wochen vor mir — hinter diesen aber die zwölf stillen Monate, die ich verleben will.

An meiner Marie hab' ich gestern Morgen im Geiste schon gezeichnet. Sie soll werden, wie ich sein möchte, also ein Stückchen Zauberin. Im Ernst: ich denke, sie soll mir gelingen.

Schloß Goczyn wird für gefährlich erklärt. — Mir lieb, denn das ist ein Zeichen, daß ich wahr geschrieben habe. Das Unwahre ist immer unschädlich.

Sonderbar aber — ich habe meine Worte manchmal lau gefunden, und Andere fürchten sich davon zu verbrennen. Gehör' ich denn zu den Salamandern, daß ich im Feuer leben kann?

Den 21. März.

Es ist schon sehr spät und ich bin sehr müde, aber ich muß noch nachträglich von gestern bemerken, daß der Niagarafall eingestürzt ist. Nun giebt's eine Wirklichkeit weniger und eine Sage mehr.

* * *

Und die Veilchen duften aus dem Schlafstübchen herein — ich muß sie hier herein setzen; der Duft ist zu stark für die Nacht.

Den 24. März.

Seit einigen Tagen fallen in Zwischenräumen leise Regen; Wolken hängen über der Erde und über dem Flusse wie träumend — wunderbare Beleuchtungen scheinen in dieses Dämmern hinein, und unter ihnen wird es von Stunde zu Stunde grüner, und drüben aus den Bergen quillt weißer Duft empor.

Heute vor einem Jahre starb Felix — ich wollte sein Grab besuchen, einen Kranz darauf legen — nun regnet es — so sind nur meine Gedanken Besuch und Kranz zugleich.

Mit dem Niagarafall-Einsturz war es nichts — er steht noch, wie er stand. Da wird einem nun so etwas erzählt und — man glaubt es.

Den 25. März.

Heute hat noch kein Sonnenstrahl geschienen, und der Nebel wallt aus der Ferne bis in die Räume zwischen den nächsten Bäumen. Dabei aber ist es köstlich mild und die Fliederknospen schwellen sichtlich.

Ich war im Garten, um mir im Glashause einen Strauß zu binden, als Trost in eine Gesellschaft, wo Niemand mich vermissen würde, wenn ich nicht käme, wohin ich aber gehen muß. In solchem Falle kann man nichts besseres thun, als sich einen schönen Strauß mitnehmen — das Auge ruht sich auf ihm aus — der Duft liebkoset uns — die Blumen sehen uns treu und herzig an. Und mein Strauß ist sehr schön. Zartes Grün, ein Zweig duftiger Zieria und ein Zweig weißer Erika dazwischen, — vorn ein goldgelber und zwei dunkelrothe Blüthensprossen, sowie einige Veilchen — einige weiße Zweige zittern mehr zurück gebunden — er ist reizend, und ich bin stolz darauf wie auf ein schönes Gedicht. Als ich ihn fertig hatte, ging ich mit Elfrieden den Garten hinab; ich trug den Strauß und sie ein Töpfchen mit chinesischen Primeln, dazu hatten wir unsere dicken Wintermäntel um und ganz alte Hüte auf — wir mögen unter den zum Regen bereiten Wolken abenteuerlich genug ausgesehen haben.

* * *

Die Bekanntschaft von einigen Stechpalmen hab' ich neulich gemacht und ihr Laub ganz allerliebst gefunden. Mit der schwarzen Hauskatze aber in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, ist mir noch nicht gelungen, obschon ich ihr zweimal die schönsten Worte gab. Doch verlier' ich die Hoffnung noch nicht, denn sie war gestern Abend bereits viel gnädiger, als das erste Mal.

Den 26. März.

Ein heller Tag — a glorious day; — Sonnenschein hoch oben in der Luft — Sonnenschein zwischen den Bäumen webend — Sonnenschein über den Rasen weg in die Wege hineinrollend — „bald — bald blühen die Veilchen auch!"

* * *

Ich ging erst gegen Abend aus; zuerst die Allee hinab zwischen schöner und namenloser Welt, — dann auf einsameren Wegen wieder hinauf bis auf den Palaisplatz, und endlich, als ich Elise nicht zu Hause fand, noch in den Palaisgarten, wo ich dieses Mal noch nicht gewesen und nun fast allein war. Mich überfuhr es in dem Wiederschauen — ich ging rasch an die Mauer — die Sonne war eben mir gegenüber gesunken, die Stadt links lag im Schatten, rechts die Bäume, die fernen Ufer, die Berge — Alles im Duft — die Elbe rauschte und flutete hellblau — kühle Luft zog eilig vorüber — die Kastanienbäume mit den schwarzen, verschnittenen Kronen standen wunderlich hinter mir — der Garten schon so dämmernd und die Stelle des Sonnenunterganges noch so leuchtend — ich hatte kein Gefühl, es in dieses Alles hineinzuthun — ich athmete auf und sah umher und that einige Schritte und stand wieder, bis ich endlich ging, an Tiedge's stillem Hause vorbei.

Ich geh' vorbei am stillen Haus,
Für Andre sieht's wie eh'mals aus,
Für mich ist's ausgestorben.

Weiter konnt' ich nicht — der Sinn war zu voll. Nun in der schwarzen Nacht steht der Mond beim Abendstern.

Den 27. März.

Giebt es wirklich ein Vergehen? Was wirklich war, kann das aufhören zu sein? Eben fühlt' ich einige Augenblicke aus den letzten Monaten so deutlich, so lebend wieder, und sie sind vergangen? Ich kann manchmal das Wort nicht fassen.

Die Wehmuth ist ein Nachtfalter — heute, mit dem Abend, begann sie in Kreisen um mich herzuziehen. Ich sagte: Du hast meine Stirn schon gestreift — hülle sie nicht mit deinen Flügeln ein — ziehe vorüber. Sie zog vorüber, ich wurde heiter, und wir fingen den Arioste an.

* * *

Ich glaube an jedes Herrliche, was wir uns nur von Menschen denken können. Ich glaube auch, daß Jeder seine wahre Geliebte oder seinen ewigen Geliebten in der Welt hat — er kann sie und ihn oft nur nicht erreichen. Die ihre Geliebten finden, das sind die Glücklichen — die sie nicht finden? — Sie warten auf den Himmel.

Den 30. März.

Von George Sand las ich neulich zuerst ein Drama. Stern, warum aus deiner Bahn?

* * *

Auch von einer geachteten deutschen Schriftstellerin habe ich nun zum ersten Male etwas gelesen — aber es ist auch zum letzten Male geschehen. Immer Tugend, Entsagung und ein poetischer Tod — man hält es beim besten Willen nicht aus, so viel Achtung man auch für die Schriftstellerin empfindet, die nur so denken kann. Ich weiß nicht — in englischen Büchern entsagen und sterben die Mädchen auch zuweilen; aber man sieht ein, warum sie entsagen, und sie sterben natürlicher. In den Büchern dieser Schriftstellerin aber ist mir die sämmtliche Entsagung so unnütz vorgekommen, daß ich es mit dem besten Willen zu keiner Rührung bei den unglücklichen Ausgängen bringen konnte.

Dagegen hab' ich heute mit der lebhaftesten Begier die Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn gelesen. Alle Achtung! Das ist ein geschichtlicher Roman, der diesen Namen verdient. Alle Begebenheiten der Zeit benutzt, leicht und sicher vor uns abgerollt, in allen die Gestalt der Heldin deutlich, die Heldin ein wirkliches Mädchen, ihre

Umgebungen ebenfalls Menschen, dazu ein zutraulicher Erzählungston — hier kann man etwas lernen.

* * *

Bei Elisens Kindern war ich am Sonntag den ganzen Nachmittag; Laura ist ein Engel — wenn man sie ruft und sie das Köpfchen langsam wendet und einen ansieht, so treffen einen ihre braunen Augen wie eine Ueberraschung.

* * *

Ich denke schon voraus an Marie und an Alles, was ich sie sagen lassen will. Die Gespräche müssen noch natürlicher werden, als in Schloß Goczyn.

* * *

Gestern gegen Abend, als ich mit Elisen in den Garten ging, fand ich manche Gesträuche schon grün, auch schon einen Fleck weißblühenden Krautes. Im Glashause prangten die Camellien. Der Frühling kommt.

Den 31. März.

Wenn der Tiefsinn geht und wandert,
Zieht der Frohsinn lachend mit,
Jener hat ein ernstes Schreiten,
Dieser einen leichten Schritt.

Tiefsinn ist ein schlanker Jüngling,
Frohsinn scheint es halb zu sein;
Brüder sind's — am liebsten kehren
Sie bei einem Dichter ein.

Beide sitzen dann im Schatten,
Der durchfunkelt wird von Licht,
Und der Dichter zwischen ihnen
Zeigt ein sinnend Angesicht.

Heute früh, als ich in den Garten ging.

Ich fand die ersten Veilchen,
Sie hauchten ihren Duft,
Von keinem Strahl gerufen,
In kühle, trübe Luft.

O meine liebe Mutter,
Noch kommst Du nicht zu mir,
O meine liebe Mutter,
Drei Veilchen schick' ich Dir.

Es drängten wol an hundert
An einem Stocke sich;
So viel' Mal sind's gewesen,
Daß ich gedacht an Dich.

(Der Mutter gesandt.)

Den 2. April.

Ich bin der Veilchendieb.
Ich habe die kleinen Dinger,
Wenn sie mit ihren blauen
Kelchen ins Aug' uns schauen,
Doch gar zu herzlich lieb;

Es zuckt mir in jedem Finger,
Sobald ich sie nur sehe,
Ein Andrer widerstehe,
Ich habe sie zu lieb,
Ich bin der Veilchendieb.

Wie diese Reime verrathen, hab' ich heute Morgen im Garten Veilchen gepflückt, so wie außerdem mir die Namen von vielen Sträuchern aufgeschrieben, wobei ich diese, je nachdem sie die Blätter entfaltet, oder gefaltet, oder noch in Knospen zeigten, in träumende, erwachende und erwachte eintheilte. Erwacht waren erst eine Lonicera und eine Spiraea, im Erwachen die übrigen Loniceren, — im Traume noch die übrigen Spiraeen, die Syringen, die Lonicera iberica, welche ein zarter Strauch ist, gerade wie die Spiraea acutifolia, die mich mit ihren wunderfeinen Zweigen und röthlichen Laubknospen fast entzückt. Als ich mir bei dem Bücken Kopfweh geholt hatte, suchte ich mir an den Steinen vor dem Altane noch die Primula crenata auf, die ich gestern im Gewächshause kennen gelernt hatte.

Primula palinuri ist auch eine neue Bekanntschaft. Sie wächst baumartig an den Felsen am Golf von Neapel, behält das Laub, ihre Blüthe gleicht unserer Schlüsselblume, aber die Knospen sind wie von Silberschmelz eingehüllt. Dieses sah ich, das andere erzählte mir der Graf. Er ist sehr gütig im Erzählen, das gab mir Muth, ihn nach Portugal zu fragen; da sagte er: Im December und Januar blühen die Hyazinthen, Jonquillen und Narzissen, und die dreifarbige Winde überziehe die Hügel ganz himmelblau. Im April und Mai käme Myrten- und Orangenblüthe, auch Granaten und Rosen blühten dann, zugleich wären die Orangen reif. Die Myrte wucherte überall, Heide gäb' es an acht Arten, sehr schöne, viele Genisten, viele Fleckenblumen. Trotz diesem Allen könnte ich doch keinen portugiesischen Frühling beschreiben. Selber sehen, das ist einmal das Beste.

Gestern Abend erklärte mir ein Professor der Philosophie das Schöne als die „erscheinende Idee." Er sprach auch über das Häßliche, Alles in natürlichem Deutsch, so daß ich es verstand.

Vorgestern wollt' ich nach gewöhnlicher Art ganz einsam spazieren gehen, aber ein ungewöhnlicher Geist kam über mich, und ich machte einen Besuch. Ich fand bei der besuchten Dame meine Brasilianerin, die mit dem Munde, der so schön singt, mein Buch lobte. Nachdem ich ihr die Stirne dafür geküßt, saßen wir und schwatzten gemüthlich und gescheid. Endlich brachen wir zugleich auf, und ich wollte eigentlich nach Hause gehen, ging aber dafür mit der wunderbaren Frau fast bis zu ihrem Hause. Sie schalt mich, daß ich zwei blonde Helden gewählt habe; ich versprach ihr im nächsten Buche einen

braunen, und sie gab mir die Zuthaten, aus denen ich ihn schaffen sollte. Ich will es thun — ein bischen idealisch wird er aber ausfallen.

Als ich zurück ging, begegnete mir in der Marienstraße eine Dame, die mir bekannt schien. Ich sah mich nach ihr um, sie that dasselbe, wir blieben beide stehen, näherten uns einander, und sie fragte höflich, wie ich mich befände. Ich sagte eben so höflich, ich glaubte, wir wären einander ganz fremd. Sie bat tausend Mal um Entschuldigung: sie habe mich für Frau v. Z. gehalten. Ich entschuldigte mich gleichfalls unter unbezwingbarem Lachen mit meinem Glauben, in ihr Fräulein v. T. zu sehen. Dann trennten wir uns.

Nun kam ich durch den Zwinger, da wurde mir entgegen ein großer Ochse geführt, der den Kopf immer nach mir hindrehte. „Nun," dachte ich, „wenn das liebe Thier sich losrisse und dich verfolgte, so wäre ein Abenteuer da, aber am Helden würde es sicher fehlen." Ich sah mich um, es war ringsum kein Held zu sehen — ich dachte: so geht's im Leben immer. Glücklicher Weise war der Ochse auch kein Romanochse und ließ sich ruhig weiter führen.

Den 27. April.

Ich möchte nicht sterben, ohne daß ich das Meer und einen Orangenbaum im Lande wachsen gesehen hätte.

Den 19ten.

Woher dem häuslichen Leben der stille Reiz kommt, der sich manchmal an einem Tage besonders offenbart? Eben aus dem Gefühl des Hauses, wo wir wohnen, wo wir uns einschließen können in Abgeschiedenheit, wo wir thun können, was wir wollen, worin wir sind, weinen, wenn wir Trauer haben — welches unser ist.

Wir leben doch so still, seit Wochen war Niemand hier, als heute mein Vetter Karl; weiter ist nichts vorgegangen, ich habe keine freudige Nachricht bekommen, meiner Eitelkeit ist nicht geschmeichelt worden, es ist kein Putz angelangt, keine besondre Freude liegt unmittelbar vor mir — es ist Alles, wie es war, ich habe noch immer mancherlei ernste Gedanken, und doch fühl' ich seit gestern wieder einmal ein so schönes Wohlsein im Hause, daß ich diesem, meinem Ort der Ruhe, meinem Hafen vor den Stürmen, meinem Heim im Geiste den hellsten Kranz des Dankes geflochten habe.

Ja, der gestrige Abend war schön und still. Die Kerze brannte ruhig auf dem entfernten Tische, die Fenster waren dem Mondschein offen, der aus der klaren Nacht hereinblickte. Wir, Mutter und ich, saßen auf dem Sopha und — strickten. Ja im Ernst, ein weiches Strickzeug war in meinen Händen, die es gern hielten. Es hat sie auch heute Morgen auf der Treppe, heute Nachmittag unter dem Ahorn beschäftigt. So widerwärtig mir das Strickzeug in Gesellschaft ist, wo die Hände graziös ruhen, oder mit leisen Bewegungen

das Gespräch begleiten sollen, so gern hab' ich es im Familienkreise, oder in einsamer Stunde. Es macht keinen Anspruch auf Gedanken; die meinigen waren heute in den Strahlen und Schatten von Victor Hugo, und freuten sich, daß dieser Dichter noch immer neue Liebesworte zu finden wisse. Und ein Gedicht lernt' ich auswendig, und heute Abend übersetzt' ich es, und da schick' ich es Ihnen:

O wenn ich schlafe, nahe meinem Lager,
Wie Laura einst sich gab Petrarka kund,
Daß mich Dein Hauch vorüberwehend streife,
Und halb sich öffnen
Wird da mein Mund.

Und über meiner düstern Stirn, verschattet
Vielleicht von einem schwarzen Traum voll Pein,
Laff' Deinen Blick wie ein Gestirn erglänzen,
Mein Traum wird plötzlich
Voll Strahlen sein.

Und meine Lippe, hell von einer Flamme,
Hauch' einen leisen Kuß ihr luftig auf,
Und werde so ein Weib aus einem Engel,
Und meine Seele,
Sie wachet auf.

Den 20sten, Nachmittag.

Als ich eben draußen saß, klapperten die Dreschflegel, das Gras keimte unter dem Herbstsonnenschein und dem Herbstwolkenschatten, die Oleanderblüthen leuchteten, die letzten Blumen blühten in den Töpfen auf dem Beete, manchmal duftete die Reseda bis hinauf zu mir, die Enten waren hungrig und spazierten hoffnungsvoll umher. Ich las in Wilhelm Wackernagels Gedichten einige, die ich behalten will. Ich habe oft in diesem Dichter gelesen, wie man einen lesen soll, eine Jahreszeit hindurch, bald in der, bald in der Stunde, wenn man eben sicher ist, aufmerksam zu lesen. So kenn' ich denn das Buch, aber nicht den Dichter — von dem weiß ich durchaus nicht, was für ein Mensch er ist. Nun aber hatt' ich eben nichts Anderes zu thun, und da fing ich denn an, mir aus den Blättern seines Buches zu denken, was für ein Mensch er sei und wie er geliebt habe.

Also ich dachte mir —

Den 22sten, gegen Abend.

Ach, gestern konnt' ich nicht mehr weiter schreiben, und heute war es so kalt, daß ich Alles vergaß, was ich gedacht hatte, um mich vor den noch übrigen Septembertagen und dem October zu fürchten,

vor dem bösen Zeitraum, in dem man in und außer dem Hause friert und schauert und blaß aussieht und sich nicht gern von der Stelle rührt. Ich wollte, der November wäre da — dann hat man sich für den Winter eingerichtet. Der ganze Tag war heute grau, am Nachmittage fiel ein leichter Regen, den die Sonne endlich mit schwachem Lichtathem weghauchte. Da sah man sie doch, aber wie anders, als im Frühlinge schien sie durch den Regenstaub! Im Frühlinge so golden, so voll Duft im Lichte, jetzt weiß, brillantner wol und daher reiner, aber auch so kalt! Jetzt ist ihr Schein kein warmes Bad mehr für die Blicke. Auch die perlgrauen Töne der Wolken, die leise zergingen, das Blau, welches durchschimmerte, das Baumgrün — Alles war blaß, wie das Licht. Nur das Gras leuchtet wie im Frühlinge. Unsere Myrtenbäume blühen so, daß es ist, als wären Perlennetze über ihre Kronen gezogen.

Da send' ich Ihnen das letzte Lied aus Abdelaziz und Selima — das einzige, welches Sie noch nicht kennen. Ich hatte nichts mehr hinzuzufügen — es war die Liebe des Wüstensohnes und der Khalifentochter allein, welche ich schildern wollte — eine Geschichte sollte diese Dichtung nicht werden. Und so, nachdem Selima dem Geliebten versprochen zu fliehen und Abdelaziz ihr dafür sich ganz gelobt, blieb mir weiter nichts mehr zu thun, als in meiner eigenen Person so zu sprechen:

Und fragt ihr, wo sie geblieben?
Ich sag', ich weiß es nicht;
Ich weiß von ihrem Lieben,
Von ihrem Schicksal nicht.

Ob sie auf rauschenden Wogen
Gefahren aus Meer in Meer,
Ob in eine Wüste gezogen —
Fragt den Wind: wohin, woher.

Denn was aus ihnen geworden,
Das wurde nie bekannt,
Ob sie nach Süden, nach Norden
Geflohen, in welches Land.

Doch giebt's für Lieb' eine Ferne?
Wer da liebt, was kann ihm geschehn?
Ich glaub', es haben die Sterne
Sie lange selig gesehn.

Den 25sten, Vormittag.

Der Wind sauset, sauset, sauset — ob er es kalt macht, ob er die Landschaft stört, ob er den armen Tag ganz aus dem Geleise bringt — was frägt er danach? Er sauset. Er kann auch nicht danach fragen, aber eben deswegen ist er unerträglich. Manche Menschen können auch nicht anders als einem das Leben stören — der Postbote, der einen widerwärtigen Brief bringt — der Anwalt, der einem die ärgerlichste Rechnung schickt, die es geben kann, die für einen verlorenen Prozeß. Aber man möchte doch am liebsten Postboten und Advokaten verwünschen.

Und noch schlimmer — es giebt Menschen, die einen gar nicht zu stören brauchten, und die es doch ewig thun. Grämliche, eitle,

neidische, langweilige, egoistische Menschen stören, sobald sie da sind. Der grämliche Mensch murrt über Alles, der eitle will ewig mit Lob bedient werden, der neidische gönnt einem nicht die Luft, der langweilige will jeden Augenblick unterhalten werden, der egoistische denkt nur an sich, spricht nur von sich und macht die Augen groß auf, wie zu etwas Unerhörtem, wenn man daran zu denken wagt, er könne einmal etwas für einen Andern thun, d. h. nur etwas ganz Unbedeutendes, sich einmal die Schuhe feucht machen, um einem Andern etwas zu besorgen, eine Stunde irgend eine gewohnte Beschäftigung aufgeben, um einen Andern anzuhören, zu trösten, zu erfreuen. No, not he; you are very foolish indeed; surely, not he.

An K. U.

Den 29sten.

Warum haben Sie mir denn eben jetzt ein so herbes Buch geschickt? Eben jetzt, in der Zeit der herben Luft, wo Abends und Morgens kalte Nebel das Licht einhüllen und die Zimmer voll Unbehagen sind? Daß ich es lesen würde, noch aufmerksamer als Vater, wußten Sie recht gut, denn es ist geistreich, aber es ist unerquicklich, das Ergebniß eines gestörten Lebens, eine Bekanntschaft, die zugleich anzieht und peinigt. Warum haben Sie mich zu der gezwungen? Denn die folgenden Bände muß ich nun natürlich auch lesen — ein Bruchstück wäre noch quälender, als das Ganze. Im Grunde haben Sie Recht, von mir auch das Lesen solcher Bücher zu verlangen — man muß sich überwinden und auch solche Menschen kennen lernen — sie sind einmal in der Welt, aber sie quälen, der Glanz weicht erschrocken aus der Welt, wenn ihre müden Augen auf ihn fallen. Und ich liebe den Glanz und ich bedarf seiner — er ist die Sättigung meiner Augen.

Wissen Sie, wie ich mich wieder erholte, nachdem ich mich genug von Ihrem geistreichen Buche hatte ängstigen lassen? Ich dachte an Goethe, an sein schön still Greisenleben, an seine großen Augen, welche wie zwei Sterne aus Märchen durch die Ueberlieferung leuchten, und vor diesen meinen Gedanken ward die Welt wieder hell und ich war getröstet.

O, an Dichter denken und selber dichten, das macht ruhig und glücklich. Ich wollte Ihnen wünschen, daß Sie dichten könnten, wie Sie wollten — Sie verdienten es durch Ihr ächtes Gefühl für alle ächte Poesie, mir ist's auch immer, als müßten Sie es können, als fehlte es Ihnen nur an Entschluß. Was Sie wenigstens ganz gewiß können, das ist ein volksthümliches geschichtliches Buch schreiben. Wenn Sie mir nur erst einmal sagten: ich habe damit angefangen. Aber Sie lassen und lassen die Zeit vergehen, thun Alles für Andere

und nichts für sich — was Sie könnten, nämlich — und werden noch einst bereuen, meinem ungeduldigen Antreiben nicht gefolgt zu sein. Unterdessen schick' ich Ihnen hier wieder etwas. Sie sagen, Sie mögen Aphorismen von mir lesen — nun da hab' ich Ihnen einige zusammengeschrieben. Und dann hab' ich auch für dieses Jahr ein kleines Herbst-Album gedichtet, wechles weniger Gedichte, aber, wie mir dünkt, mehr Poesie enthält, als das von 1840. Au revoir.

Aphorismen.

Es ist besser, einen Charakter ohne viele Eigenschaften, als selbst große Eigenschaften ohne einen Charakter zu haben. Die Eigenschaften sind nur der Stoff, der Charakter ist die Form. Der Stoff ist unnütz ohne eine Form. Aus dem Stoffe der Welt wird erst durch die unendlichen Formen das Leben.

Wenn man manche Menschen reden hört, sollte man wirklich meinen, der Teufel habe die Welt erschaffen, nicht Gott.

Freude, Genuß, selbst Begierde, Alles wird rein in einem reinen Gemüthe.

Alles Wunderbare aus den Märchen wird nach und nach Wirklichkeit werden. Nur daß es in den Märchen die Geister thaten und daß es jetzt der Geist thun wird.

Geheimnisse wird es ewig geben, wie in der Chemie Urstoffe.

Wollten wir denn auf den Grund des Alls sehen können, wie auf den eines seichten Teiches?

Man kann nicht Jedem Alles geben, Vielen selbst Vieles nicht.

Die Chemie ist eine unendlich poetische Wissenschaft, denn sie ist die Liebesgeschichte der unorganischen Körper.

Wer eine Leidenschaft sucht, der wagt sich, wie Columbus, in das unbekannte Meer. Wird er nun, wie Columbus, eine Welt voll Herrlichkeit entdecken? Wird er, wenn er sie entdeckt hat, dort sich ansiedeln dürfen? Wird er, wenn er das darf, nicht an heißer Luft, an fremden Früchten sterben? Und wenn er diese Welt nicht findet, wird er da glücklich zurück zur Heimath kehren, mit seinem Glauben, mit seiner Kraft — nicht auf einem elenden Boote, krank und hoffnungslos? Wird er überhaupt zurückkehren? Nicht untergehen im wilden Meer, oder sich verzweifelnd hinabstürzen?

Es giebt Abgründe, in welche nur die Kühnsten ohne Schwindel hinabsehen können — in das menschliche Herz kann Keiner den ersten Blick thun, ohne zu schwindeln.

Es giebt Gedanken, die man nie aussprechen kann, nicht mit den Lippen, noch mit der Feder. Und doch sollte man sich eigentlich dazu zwingen — es wäre der Sieg über die innern Dämonen, über alles Grauenhafte in uns, aber — welche Menschenkraft vermag es?

Die Erde ist im Himmel.

Wo ein Menschenherz schlägt, da ist Erde — Hölle und Himmel.

Wir Deutsche sind schlechte Leiter der Elektricität.

Der Diamant läßt sich nur mit Diamanten schneiden — warum können denn edle Menschen durch gemeine Menschen verwundet werden?

Jeder unserer Gedanken soll, wie die Palme, in der Erde seine Wurzel haben, aber auch eben so wie die Palme sich gen Himmel erheben.

Das ist das Göttliche bei der Liebe, daß sie immer das Höchste bleibt, selbst wenn der Geringste sie ausübt.

Die morgenländischen Märchen sprechen darum so sehr an, weil wir in ihnen das gewohnte Leben nicht verlassen dürfen, sondern das Wunderbare zu uns in das gewöhnliche Leben kommt. Eines ächten Dichters Leben ist ein morgenländisch Märchen.

Es ist ein wunderschönes Gefühl, der Morgenstern eines Menschen gewesen zu sein.

Liebe macht nicht verzweifeln. Nur die Leidenschaft wühlt das Herz auf, wie der Orkan das Meer.

Das erste Wort der Liebe, welches deutlich ausgesprochen zu uns kommt, bewegt uns seltsam, selbst wenn unser Herz ihm nicht antwortet.

Es läßt sich eher das Feuer verbergen, als die Liebe.

Gedanken sind Oxyde, welche aus dem Metall unsers Geistes und der Luft der Welt entstehen.

Die Wissenschaften sind Diamantenminen für den Dichter. Die Araber, ein auserwähltes Volk der Poesie, haben das wohl gewußt.

Der Grammatiker ist der Anatom der Sprache.

Dem Hypochonder sollten alle Weltanschauungen verboten sein.

Die erste Pflicht des Menschen ist gesund sein, denn nur dann kann er seine übrigen erfüllen.

Ein neuer Gedanke in einen gesunden Geist geworfen, wirkt wie ein Gährungsstoff in edlen Wein gethan — er trübt, um zu klären.

Gestalten in geschichtlichen Dichtungen bilden sich auf folgende Weise: man hat die Thatsachen vor sich, man setzt die Beweggründe zu diesen Thatsachen voraus, aus den Beweggründen ergiebt sich der Charakter, man thut die Tracht und die Gewohnheiten des Landes und der Zeit hinzu und ist fertig.

Jede Begebenheit hat einen Vater, den Willen, und eine Mutter, die That. Es müßte interessant sein, von manchen den Stammbaum ermitteln zu können.

Es giebt Zeiten, wo wir Alles erkennen, erlernen und begreifen, aber nichts recht lebhaft empfinden können. Das sind Winterzeiten, in denen der Saft sich sammelt, welcher im Frühlinge durch die Zweige rinnen und die Knospen füllen soll.

Ein Wunder geschiehet, wenn ein Traum plötzlich ins Leben tritt und uns wie mit einem Regen von Blüthen überschüttet. Weiter ist es nichts, denn es kann nichts geschehen, was ein Mensch nicht schon geträumt hätte.

Zur Liebe gehört ebensowohl Genie wie zur Kunst. Denn das ist nicht Liebe, wenn ein Gefühl den zweiten, dritten, selbst den ersten Platz in der Seele hat, die Seele muß in dem Gefühl aufgehen wie Rauchwerk im Feuer. Von wem man nicht mehr sagen kann: er ist, sondern nur noch: er liebt, der ist genial in der Liebe, alle Uebrigen sind Stümper.

Glücklich, wer auf den Flügeln der Begeisterung in seines Schicksals Tiefe sich hinabschwingt!

Der Dichter sollte auf grüner Höhe in stillem Hause wohnen und ruhig hinabsehen in das Geschehende. Manchmal freilich muß er hindurch wandeln, aber auch dann eben nur schauend.

Alle Correspondenz ist nur Surrogat — besonders für Liebende.

In einem Verhältniß zwischen Liebenden, welches noch nicht entschieden ist, ist eben so viel Unsicherheit, wie in der Luft, ehe der Frühling wirklich erscheint.

Der leidenschaftlich Liebende ist nicht artig, eher das Gegentheil. Artigkeit zeigt immer Unbefangenheit.

Das Unschöne wird nie schön, selbst wenn die graziöseste Frau es thäte; aber das Schöne kann oft unschön werden, wenn eine ungraziöse Frau es thut.

Herbst-Album.

1842.

Beschäftigungen.

Reif im Garten sind die Früchte,
Und der Gärtner nimmt sie ab,
Und Gedanken und Gedichte
Schreib' ich treu zum Drucke ab.

Leben und Ermüden.

Bäume aus dem fernen Süden
Blühen voll in Duft und Glanz,
Während matt und traurig ganz
Unsre Bäume schon ermüden.

Rathschläge.

Furchtbar, sagst Du, ist die Trennung?
Ob ich keinen Trost denn sehe?
Träume Dir die liebste Nähe
Bei des liebsten Namens Nennung.

Schreibe Briefe und Gedichte,
Gieb verwelkten Blumen Zungen,
Rede mit Erinnerungen,
Wenn die Sterne ruh'n im Lichte.

Alles willst Du von Dir weisen?
Alles nennst Du fruchtlos Treiben?
Dann wird nichts Dir übrig bleiben,
Als zur Liebsten hinzureisen.

Tröstung.

Dem liebeskranken Herzen,
Dem thut der Scherz so weh'?
Ich will auch nicht mehr scherzen,
Wenn ich Dich traurig seh'.

Der hat am Fenster lehnen
Dein Mädchen einmal sehn
In Traurigkeit und Thränen
In ihren Augen stehn.

Ich will Dich milde fragen,
Was Dich bedrückt und quält,
Ich will Dir leise sagen,
Was mir ein Stern erzählt.

Da kannst Du ja nicht wissen,
Was traurig sie gemacht;
Ob sie nicht weinen müssen,
Weil sie an Dich gedacht.

An die Mutter.

Meine Mutter, lieb' und innig,
Meine süße Schützerin,
Weiß nicht immer, was ich bin,
Doch Dein liebend Kind, das bin ich.

Zage nimmer, wenn mein Nachen
In die Flut sich wagt hinein,
Glaub's, ich werde glücklich sein,
Schon um glücklich Dich zu machen.

Eine Nacht.

Romanze.

„Meine Schönheit, sieh' es dämmern,
Und nicht länger halte fest
Mit dem süßen Blick den Armen,
Denn Du weißt, er muß zum Fest."

Schlanke junge Männer alles
Sind es, die den mächt'gen Wein
Schlürfen aus den hellen Gläsern,
Bei der hellen Lampen Schein.

Und er küßt die schlanken Finger,
Und er küßt den weichen Mund,
Und er fährt im reichen Wagen
Zu des Freundes Tafelrund'.

Schlanke junge Männer alles
Sind es, welche laut im Scherz
Prahlen mit den leichten Siegen
Ueber dies und jenes Herz.

Aber der, so kaum geschieden
Von der Schönheit, die er liebt,
Schweigt und saget nur sich selber,
Was sie ihm für Liebe giebt.

Von den jungen Männern allen
Würde er der schönste sein,
Schaute nicht ihm gegenüber
Einer in den Lampenschein.

Niemals unter höh'rer Stirne,
Unter dicht'rer Locken Nacht,
Gab es Augen größer, dunkler
Und im Blick von tiefrer Macht.

Und er richtet diese Augen
Auf den Glücklichen, der schweigt,
Und ein Blitz des Hasses zuckend
Auf der hohen Stirn sich zeigt.

„Gaston, Deine Lippen schweigen,
Deine Augen schweigen nicht,
Denn das Leuchten des Triumphes
Hell aus ihrer Bläue bricht."

„„Wenn Du schwiegst im Kreis der Freunde,
Hab' ich jemals Dich befragt?
Und was meine Augen sagen,
Haben sie es Dir gesagt?""

„Gaston, aber meine Augen,
Hör' es wohl — sie sagen Dir:
Feindschaft, glühend, unversöhnlich,
Tödtlich zwischen Dir und mir.

„Denn Du hast die Frau verlocket,
Welche flammend mich umschlang,
Von mir hat sie sich gewendet
Wegen Deiner Stimme Klang.

„Als Du heute sie umschlungen
In dem weichen Dämmerlicht,
Fühltest Du in Deiner Nähe
Da Camilla's Athem nicht?

„Warnten die vertrauten Bäume,
Warnte nicht der Springquell euch?
Nein, ich konnte steh'n und schauen,
Durch verrätherisch Gesträuch.

„Weiter brauch' ich nichts zu sagen,
Du verstehest meinen Blick;
Komm mit mir, und einer kehre
Nur zu diesem Fest zurück."

„„Deine Lästerung Dich sprechen
Ließ ich ganz und ungestört,
Aber jetzt vernehmt es Alle,
Die ihr meine Stimme hört.

„„Seine Zunge hat gelogen;
Sie, wie Engel schön und rein,
Die ich lieben darf, war niemals
Nur auf eine Stunde sein.""

Und die Nacht ist tief geworden,
Und im Gartenhause ruht
Die von Gaston träumt und seufzet,
Bleich in ihrer Liebesgluth.

Da erklirrt die kleine Pforte,
Deutlich in der Nacht gehört,
Und zu der Geliebten Füßen
Stürzet Gaston wild verstört.

Und er faßt die schönsten Hände,
Preßt die heiße Stirn darauf,
Und er sieht mit durst'gen Blicken
Zu dem schönsten Antlitz auf.

„Laß mich sehen Deine Augen —
Seit ich sie zuletzt gesehn,
Hab' aus einer Todeswunde
Ich das Blut sich stürzen sehn.

„Und dies Blut — der ihm des Lebens
Pforten aufriß — das war ich,
Aber er, der starre Todte,
Er, Camilla, schmähte Dich."

Da erstarren ihre Hände,
Da erbleicht ihr Angesicht,
Und es zucken ihre Lippen,
Reden aber kann sie nicht.

Und mit Blicken des Entsetzens
Siehet Gaston starr sie an:
„Sage mir, daß ich mit Ruhe
Meiner Rache denken kann.“

Und er hofft noch, daß sie rede,
Doch sie weint und bebet blos,
Da erstarrt, vernichtet läßt er
Ihre schönen Hände los.

Bang' mit den befreiten Händen
Deckt sie zu ihr Angesicht,
Fürchtet sie der Sünde Strafe?
Gaston rührt die Rechte nicht.

Langsam mit gebroch'nen Schritten
Geht er in die Nacht hinaus,
Niemals hört auf seiner Schwelle
Wieder Gastons Fuß dies Haus.

Fast verschollen ist sein Name,
Seine Mutter hofft nicht mehr,
Seit dem unheilvollen Feste
Sah'n ihn keine Augen mehr.

Die er liebte, starb in Schweigen,
An den Lippen einen Ring,
Den in einer Liebesstunde
Sie aus Gastons Hand empfing.

Die schlummernde Liebe.

Mir ist, als wär' ich im Herzen
Noch unermeßlich reich,
Als hätt' ich eine Liebe,
Die jeder andern gleich.

Und sie läge nur noch ruhig
In stillem Zauberschlaf,
Weil noch bisher nicht einer
Das Wort des Erweckens traf.

Und sie würde sich, erwachet,
Erheben so wunderschön
Wie ein goldner Sonnenaufgang
Ueber dämmerblauen Höh'n.

Ich selber möchte sie schauen
In ihrem vollen Licht,
Und kannst das Wort Du finden,
Ich will Dir wehren nicht.

Wenn.

Wenn aus den Sternen
Mit leisem Tritte
Käme das Glück herab,
Wenn es könnte lernen
In unsrer Mitte
Lächelnd wohnen,
Bis für uns auf Erden
Offen wäre das Grab,
Im Himmel winkten die Kronen!

Wir wollten ihm singen
Liebliche Lieder,
Wie einem himmlischen Kind;
Wir wollten ihm bringen
Frisch täglich wieder
Die Blumen, die schönen,
Die so selten auf Erden,
Doch in unserm Garten sind —
O sag', ob wir's locken mit Tönen?

Zuflüstern.

Bist Du finster, denk' an mich,
Bist Du traurig, schreib' an mich,
Steht die Stirne Dir in Brand,
Denk', ich lege meine Hand
Lind darauf.

Ich begehre nicht, daß Du
Ewig sei'st und bleibst in Ruh' —
Dunkle Nacht und wilder Schein
Müssen in dem Geiste sein,
Welcher kämpft.

Ich verheiße Dir, es wird
Aufgelöst, was Dich verwirrt,
Klar in Klarheit sollst Du sehn —
Sieh', die Tage, sie vergehn —
Bleibe stark.

Ewig.

Sind die Sterne ewig?
Sieh', das weiß ich nicht,
Doch die Lieb' ist ewig,
Daran zweifle nicht.

Selig unvergänglich,
So wie Gott es ist,
Wenn es die geweihte
Eine Liebe ist.

Im Nebel.

Der Nebel kommt zur Treppe,
Und löst die Locken auf —
Des Herbstes düstre Tage
Die schweben schon herauf.

Doch seh' ich sie mit Lächeln,
Denn täuscht mich nicht ein Schein,
So wird von Wunderlichtern
Erhellt ihr Dunkel sein.

Gebet.

Was schaust Du in die Sterne
Mit diesem feuchten Blick?
Was hältst Du Deine Hände
So auf die Brust gepresset?
„Ich habe gebetet um Glück."

Du warst so still geworden,
Die Sehnsucht lag Dir weit;
Du sprachst mit Gott so ruhig,
Und jetzt da kannst Du beten —
„Um irdische Seligkeit."

Und wenn Du nun statt ihrer
Empfingest tiefes Weh',
Was würdest denn Du sagen
Allein und stumm und bebend?
„Vater, Dein Wille geschehʼ."

Dichterleben.

Auf meinem See der Dichtung
Da zieh' ich wie ein Schwan,
Die Sterne sehn mich liebend
Auf der bewegten Bahn.

Und spielende Gedanken
Die blüh'n wie Lilien schön,
Und glüh'n wie Rosenwolken
Und sind wie Flutgetön'.

Und ferne seh' ich leuchten
Der Erde ganze Pracht,
Bis Alles leis' verschwindet
Im sel'gen Schlaf der Nacht.

Liebeszauber.

Romanze.

Wenn die Erde eingeschlafen
Und die Sterne werfen Schein,
Vor der Mitternacht die Stunde
Soll ich an dem Fenster sein.

Und mit heißem Athem küssen
Meine Stirne und mein Haar —
Ja, das wär' ein Liebeszauber,
Wie aus Mährchen, wunderbar.

Dann will er mit mächt'gem Willen
Durch das Schweigen, durch die Nacht,
Durch die Ferne, durch das Leuchten
Dringen mit der Liebe Macht.

Doch es giebt der Wunder viele,
Alles, alles kann geschehn —
Um die elfte Stunde werden
Mich die Stern', am Fenster sehn.

Wann und Wenn.

Für einen.

Wann ist das Licht am hellsten?
Wann schwindet alles Weh'?
Wann schlägt mein Herz am schnellsten?
Wenn Dich von fern ich seh'.

Wann ist die Luft am klarsten,
Am kindlichsten mein Sinn,
Und mein Gespräch am wahrsten?
Wenn still ich bei Dir bin.

Wann werden mir die Sterne
So wie Bekannte sein?
Wenn ich Dir nie mehr ferne,
Wenn Du auf ewig mein.

Wie der Pfad?

„So viele Augen blicken
Durch Thränen in die Welt —“
Sieh hier die rothen Knospen,
Von Blühenskraft geschwellt.

„So Viele scheiden hoffend
Und kehren nie zurück —“
Sieh dort das junge Mädchen,
Es spricht mit seinem Glück.

„In hoffnungslosem Schweigen,
Wo leidet keine Brust?“
Horch, wie die Vögel zwitschern
So sorglos in der Luft

Es ist die Welt voll Schatten,
Es ist die Welt voll Licht,
Wie unsre Pfade führen,
Wir Pilger wissen's nicht.

Wolkenfahrt.

Tragen willst Du die Geliebte
In der Wolken Reich hinauf?
Sag' mir, von den Wolken welche
Nimmt in ihren Duft euch auf?

Mit dem Blicke sie verfolgend,
Will ich sehn, wohin ihr zieht,
Wie ein Mädchen sonst wol sinnend
Nach dem Mond, dem blassen, sieht.

Jene dort ist hell von Purpur,
Und vom Winde sanft geschwellt,
Nun umfange die Geliebte,
Und entschwindet vor der Welt.

An die Zurückgekehrten.

Lieblich, lieblich muß es sein,
In den Wolken so zu fahren —
„Ja, man kann da selig sein,
Und wir haben es erfahren.

Und aus all' dem Klang und Schein
Kehrt ihr in die Nebel wieder?
„Ja, es zog das Erdensein
Uns mit sanfter Sehnsucht nieder.

„Lieblich ist der Lüfte Hall,
Und die Träume sind Gefährten,
Und die goldnen Strahlen all',
Die den Pfad und uns verklärten!“

„Heilig ist die Heimath hier —
Bis wir einst auf ewig scheiden,
Wollen fromm und menschlich wir
Hoffen, beten, lieben, leiden.

Farbiger Abend.

Die Farben löschen aus,
Der Purpur und das Gelb,
Das diamanten ist;
Mein liebes Heimathhaus,
Wie Du so stille bist
Unter der Dämm'rung
Grauröthlichem Gewölb'!

Und auch die Bäume stehn
So stille all' umher,
Als wollten sie nun ruhn.
Mag wol der Wind noch wehn?
Noch eine Bitte thun
Will ich nun schweigend,
Dann will ich heut' nichts mehr.

Erste Schauer.

Auf den Beeten sind noch Blumen
Und die Wälder sind noch grün,
Doch ich möchte schon, ich sähe
Flammen in den Oefen glühn.

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Frühling,
Welcher denen, die er liebt,
Alle Tage frisch und duftig
Wundervolle Blüthen giebt.

Meine Liebe singt im Schatten
Eine junge Nachtigall;
Täglich Lieder süß melodisch
Lernt von ihr der Wiederhall.

Meine Liebe ist ein Zauber,
Die des Lebens grauen Tag
Farbig wunderbar verwandelt —
Glücklich, die ich lieben mag.

Den 29sten.

Braust heute der Sturm mit eherner Gewalt! Ist es eiskalt! Ach, die letzten Septembertage! Ich wollt', es wäre November!

Mir ist bange. Das Rauschen wächst mit dem Dunkel. Heute Morgen war ich draußen, muthig in Regen und Sturm. Aber da war er noch nicht so wild, wie er jetzt geworden ist.

Nachmittags kam der — geistreiche Bekannte. Wir streiten immer, er für das Phantastische, ich für das Wirkliche. Auch heute war unser Streit lebhaft, während das Zimmer vor der Sturmdämmerung düsterer und düsterer wurde. „Man muß Grund und Boden behalten," rief ich endlich, „sonst verliert man sich im Nebel." — „Ich werde mich jetzt im Nebel verlieren," antwortete er, stand auf und sagte uns auf längere Zeit Lebewohl. Ich glaube nicht, daß er jetzt schon zu Hause ist — beneide ihm seinen einsamen Ritt im Sturm nicht. Und doch — Männer lieben dergleichen — nicht? Aber mir ist bange. Daß nicht eine Flamme heute Nacht irgendwo aufzucke — mein Gott! Poète, ich rufe Sie — weben Sie stille Gedanken um mich her — einen Kreis, in dem ich geschützt sei vor dem Grauen dieser Nacht. Auf dem Meer — wie furchtbar muß sie da sein. Wenn ich jetzt in einem krachenden Schiff Todesangst fühlte, oder ein geliebtes Leben da schweben müßte zwischen Untergang und Rettung, in dem Kampfe des Menschenwerkes mit den Wellen, deren Recht es ist, in wilder Lust zu brausen! Nein, was ich liebe, soll nie in Gefahr sein, ohne daß ich da bin, sie zu theilen. Vereinigt kann man lächeln — getrennt muß man verzweifeln. Schlafen Sie wohl — ob ich es bei dem immer wilderen Brausen können werde, weiß ich nicht.

Den 30sten.

Ich konnte doch schlafen, obgleich der Sturm den Regen an die Fenster warf, prasselnd, mit ungezügelter Heftigkeit. Ich war innerlich still, und da horchte ich nur noch eine Zeitlang darauf hin wie auf ein wild Mährchen, und dann schlief ich ein.

Heute regnet es und wird auf Plätzen und Wiesen mit Macht noch einmal grün. Auch die Dahlien und andern Herbstblumen blühen aus neuen Knospen. Gestern Abend duftete ein Stengel Reseda zwischen meinen Papieren, und dieses Duften tröstete mich in dem Grauen vor dem Sturm — mir war es, als fühlte ich einen liebenden Gedanken aus der Ferne mich berühren.

Die Poesie kann jetzt nicht blühen, wenn auch die Dahlien es thun — es ist zu kalt für sie. Aber die ernsthafte Betrachtung geht mit mir in der kalten Luft spazieren, oder setzt sich zu mir, wo ich in den grauen Zimmern friere, und unterhält mich recht tiefsinnig, wenn auch ein wenig feierlich.

So hat sie mir zwei Frauenloose gezeigt.

Ich hatte von beiden Frauen schon gelesen — von Louise Reichardt in Oehlenschlägers Selbstbiographie, von Mary Wollstonecrofft in einer biographischen Skizze von William Godwin. Da aber las ich von ihr nur, daß sie **Vindication of the nights of woman** und Briefe über Norwegen geschrieben und mit Godwin in kurzer glücklicher Ehe gelebt habe.

Jetzt las ich nähere Nachrichten über ihr Leben und in ihnen die Bestätigung meiner innersten Ueberzeugung, daß die sogenannte Emancipation das Weib nur unglücklich machen kann, wenn sie es nicht sogar entsittlicht.

Mary Wollstonecrofft war ein edles weibliches Wesen. Der edle, deutsche Sonderling in Paris, Graf Gustav von Schlabrendorf, spricht es aus, und sein Name ist einer, der für einen Ausspruch bürgt. Er sagt selbst, daß er sie geliebt habe. Ein Mann, wie der Graf nach allen Stimmen war, liebte nur ein edles, sittliches Weib. Und dennoch verirrte Mary sich durch ihre Grundsätze zu den unsittlichsten Handlungen — zur Lüge und zum Selbstmorde. Nachdem sie eine Leidenschaft für einen verheiratheten Mann bekämpft, tritt sie in ein Verhältniß zu einem andern. Dieses Verhältniß wird durch nichts geweiht, weil Mary das Aeußerliche der Ehe verachtet; dennoch nimmt sie, äußerer Rücksichten wegen, den Namen dieses Mannes an und gilt für das, was sie nicht ist — sein Weib. Das war Lüge. Als er ihr später untreu wird, versucht sie in der Verzweiflung den Selbstmord. Natürlich, daß sie verzweifelt; sie hatte nichts, als diesen treulosen Mann — allem Anderen hatte sie freiwillig entsagt. Später geht sie, wieder aus einer Rücksicht, gegen ihre Grundsätze eine Ehe mit Godwin ein. Es ist also nicht einmal Consequenz in ihrem Leben.

Mein Gott, wenn die reformationssüchtigen Frauen es doch nur fühlen wollten, daß unser Geschlecht seine wirkliche Emancipation nur von der Liebe des Mannes empfangen kann. Eine andere ist ja gar nicht möglich. Die öffentliche bürgerliche Stellung einer Frau, stehe sie unter einem Tronhimmel oder auf einem Katheder, ist immer eine falsche. Eine Frau darf nur Einfluß üben wie eine Gottheit — unsichtbar. Da kann dieser, ist sie hohen Geistes genug, still durch die ganze Welt dringen. Aber eine herrschende oder eine gelehrte Frau wird immer nur eine Ausnahme bleiben, und ich gestehe es — ich möchte keine Ausnahme sein. Wenn mir heute ein Magus anböte, mich durch eine Berührung seines Stabes augenblicklich in eine Gelehrte zu verwandeln, so dankte ich erschrocken und würde mich künftighin soweit wie möglich von ihm entfernt halten. Ich würde mir unnatürlich vorkommen. Gelehrt sein ist die Sache der Männer — unsere gesellige Aufgabe nur liebenswürdig sein.

Ich sag' es noch einmal: wir können ein besseres Loos nur von der Liebe der Männer erwarten. Sobald diese uns ganz edel lieben, ist die Zeit unserer Freiheit da. Wer aber soll die Männer lehren, uns ganz edel lieben? Wir allein können es. Lasset uns Jede es ganz verdienen. So lange es nur einzelne edle Frauen unter der Schaar der gewöhnlichen giebt, werden die edlen oft behandelt werden, wie die gewöhnlichen. Unser ganzes Geschlecht muß sich auf eine sittliche Höhe erheben. Die Männer müssen nichts mehr von ihm lernen, als es achten. Jetzt lernen sie oft von ihm uns verachten, oder wenigstens ganz an uns zweifeln. Eine unterdrückte Anklage gegen Frauen hab' ich schon aus dem Gespräche manches Mannes gehört. Das weiß ich: eine Frau, die einem Manne den Glauben tödtet, hat viel zu verantworten. Glaubt der Mann nicht mehr an das Weib, so glaubt er auch nicht mehr an die Häuslichkeit, und das Haus ist das Allerheilige der Sittlichkeit. Mein Urtheil über einen Mann wenigstens ruht immer auf dem seinigen über uns.

Lassen Sie uns nun das Schicksal von Louise Reichardt betrachten. Durch die Pocken entstellt, fesselt sie durch ihre geistige Schönheit, welche mächtig aus ihren Augen blickt, durch ihren poetischen Gesang. Ein junger Mann, der ihr Neigung giebt und welche von ihr empfängt, verunglückt auf schauderhafte Weise in der Schweiz.

Nach einigen Jahren gelingt es einem jungen Maler, ihr Herz einer neuen Neigung zugänglich zu machen — er stirbt in Italien. Da wird Louisens Leben eines für Andere. Sie erzieht ihre jüngeren Geschwister, sie gründet eine Musikschule, ist die Freundin ihrer Schülerinnen und anderer edlen Menschen, erwirbt, denkt und wirkt nur, um zu helfen, und so verklingt ihr Dasein. Ich frage nicht, welches dieser beiden Frauenloose Sie das schönste nennen — ich weiß es.

Goethe wußte auch, was uns Frauen glücklich machen könnte.

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz voll Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euern Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wol ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre gold'ne Zeit.

Wird diese goldene Zeit je kommen?

October.

Den 3ten.

Draußen geht ein Wind, den man fast Sturm nennen könnte. Der October fängt lieblich an. Einige Bekannte wollen in Hoffnung auf den Altweibersommer noch frieren. Ich meine, es könnte ihnen doch etwas zu frisch werden. Mir ist das Wetter jetzt bei den warmen Oefen ziemlich einerlei — nur möchte ich, daß die Dahlien noch einige Wochen ohne Nachtfröste blühen könnten. Zur Einsaat ist dieses Wetter, feucht und frisch, recht eigentlich vom Himmel gekommen, — Sie sehen, ich fange schon an, mich zur Landwirthin einzurichten — also das Wetter ist dankbar zu empfangen und die Wiesen sind so köstlich grün! Auch die Eichen und Akazien sind es noch, d. h. diese noch am Wasser — am Waldsaume nicht mehr. Die Birken aber sind schon ganz entlaubt, und die Blätter des Ahorns werden nicht wie andere Jahre purpurn, sondern kränklich gelb. Das ist noch die Schuld der dürren Zeit. Auf eigene Hand blühen noch Löwenmaul, Sauerampfer und eine schöne dunkelblaue Blume, die, wie ich glaube, Veronika heißt. Wenn ich nach den häufigen Nebeln schließen darf, auf Spätherbstmilde nämlich, so können Sie noch immerblühende Rosen und Reseda hier finden.

Da hab' ich von einem jungen Polen gehört — glücklich und sehr wohlhabend in Frankreich verheirathet, der ein so unendlich Heimweh hat, daß er es kaum mehr dort aushält. Nun soll die Frau ihm fol-

gen, und sie ist eine einzige Tochter. Was wird nun siegen? Und was muß es sein in dem Boden, auf dem das Vaterhaus stand, in der Luft, die wir zuerst eingeathmet haben, das so aus dem Glücke mit unsäglicher Sehnsucht zurückziehet? Was ist es, das selbst der ärmsten Heimath diese Macht giebt? Friederike Brehmer erzählt uns irgendwo: ein Lappländer habe sich in einem der Lieblingsländer der Sonne nur nach einem Fleckchen Schnee gesehnt, worauf er mit dem Kopfe liegen könne. Das hat mich sehr gerührt, und auch an den jungen Polen werd' ich jetzt manchmal denken, unwillkürlich, mit dem Interesse, welches mir dieses Schicksal einflößen würde, wenn es gedichtet wäre. Und es könnte gedichtet werden — überhaupt ahn' ich in Polen eine Fülle poetischer Stoffe, welche mich sowohl zur Sprache wie in das Land zieht. Wenn ich geschrieben haben werde, was jetzt in meiner Seele ist, dann möcht' ich mich dem Studium Polens hingeben und mir dort den Inhalt einiger Bücher nehmen. Wenn ich bis dahin meine polnischen Freunde noch habe, wäre es sehr leicht. Aber freilich erst in zwei, drei Jahren bin ich geistig frei, und wer weiß, ob dann. Ach, mir thun die Augen weh!

An Moritz Retzsch.

Den 4ten.

Lieber Meister, gestern Abend dachte ich an Sie.

Ich hatte das Fenster aufgemacht, welches aus meinem Zimmer nach Osten geht. Aus diesem seh' ich zwischen Baumgruppen weithin auf Wiesen und Wald. Jetzt erscheint die Sonne für mich noch zu früh, aber später seh' ich sie aus diesem Fenster oft aufgehen und die Wintergegend in eine funkelnde von Gold und Krystall verwandeln. In der Zeit denken Sie an mich, wenn es schöner Morgen ist. Gestern war der Wald in trüben Duft gehüllt, aber die Wiesen leuchteten wunderschön. In den nahen Bäumen, blassen Silberpappeln und dem hellen ausländischen Ahorn ging der Wind leis' und traurig. Es ist Herbst, Meister — der Wind küßt noch das Laub, ehe es erbleicht und fällt. Doch können wir noch schöne Tage sehen. Wenn so einer in der stillen Mittagsstunde in der farbigen Gegend ruht, wenn Sonnengold und Laubgold verschmelzen, wenn die letzten Schmetterlinge um die letzten Blumen herfliegen — dann denken Sie wieder an mich, Meister. Ich werde jede solche Stunde still athmen, — vielleicht dann in ein Gedicht hauchen. Doch nein — das wol nicht. Mir ahnt, ich werde dieses Jahr keine Lieder mehr dichten — aber das nächste wieder, hoffentlich. Und werd' ich Sie im nächsten Jahre wiedersehen? Weiß ich es? Wünschen thu' ich es. Wer in die Zukunft blicken könnte! In das, was wir ahnen, träumen, ersehnen, fürchten, erwarten müssen — was Zukunft heißt! —

Steffens sagt tief und schön: „keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden." Ja, und keine Hoffnung des Wiedersehens kann die Trennung unfühlbar machen, und kein zukünftiges, verheißenes Glück ist ein gegenwärtiges.

Man füllt die Stunden mit stillen Gedanken, wie Schaalen mit Rosenblättern — es nutzt nichts, aber ein leiser Duft verbreitet sich.

Schreiben Sie mir, ich bitte, was Sie im Winter zeichnen werden. Ihr übriges Leben kenne ich. Was ich thun werde? Wenn der Geist mich nicht verläßt, am Morgen immer schreiben, am Nachmittag arbeiten und lernen, am Abend lesen und singen. Dem Sturm zuhören, träumen, vielleicht auch manchmal traurig sein, vielleicht selbst oft. Meiner Freunde denken alle Tage. So wird der Winter vergehen. Wenn es Frühling ist, schreib' ich Ihnen wieder, und will Ihnen erzählen, ob ich glücklich war, was ich gedichtet habe und was ich vom Sommer hoffen darf.

Lieber Meister, Lebewohl für den Winter.

Den 4ten.

Meine armen Augen — die thun mir recht weh. Können Sie mir nicht helfen durch einen magnetischen Gedanken?

Schicken Sie mir wenigstens recht gute Bücher, d. h. solche, in denen nicht nur Geist, sondern auch Schönheit und Heiterkeit ist. Welche Namen Ihnen eine Gewähr für solche Bücher geben dürften, weiß ich nicht — ich glaube, es wird jetzt sehr selten ein klarpoetisches Buch geschrieben. Rückert kann es, aber wer sonst noch — das könnte ich wirklich in diesem Augenblicke nicht sagen. Die Dichter haben sich alle in das Leben gemischt, und nun können sie dem Gewaltsamen nicht die Darstellung verweigern, die es verlangt. Auch scheint das Verlangen danach allgemein — haben Sie es doch sogar von mir gefordert, und Sie thaten das nicht allein. Ich werd' es auch leisten — das Gewaltsame ist einmal im Leben, und der Dichter ist der Erzähler des Lebens. Aber eben jetzt möchte ich mich beim Lesen erholen, ach, und wie möchte ich das Gewaltsame anders kennen lernen, als in der Dichtung? Wollen Sie es nicht? Ich wünschte mir sonst auch wilde Empfindungen, wollte ergriffen und fortgerissen werden — jetzt hab' ich unsägliche Angst, daß es geschehen könnte. Jetzt hab' ich gefühlt, daß, wie das Meer, das Leben ewig bewegt ist, selbst in der Ruhe. Jetzt genügt mir diese Bewegung in der Ruhe. Man würde erstaunen, wenn man wüßte, wie ich nur ganz das Einfache will. In meinem Leben soll nichts ungewöhnlich sein, als ich selber. Könnte mein Name bleiben, so wäre mir's lieb, aber mein Schicksal soll sich durch nichts auszeichnen, als durch Stille — es soll zu keinem Drama, selbst zu keiner Novelle den Stoff liefern können — die Antwort auf die Frage: wie lebte sie? soll sein: davon weiß man nichts. Dann werde ich glücklich gewesen sein.

Später am Nachmittage.

Mutter versicherte, es sei heute ein Herbsttag zu einem Sommerkleide. Ich aber sah mir die großen grauen Wolken mit blendenden Rändern an, die an der Sonne vorüberzogen und Dämmerung in das Zimmer warfen. Sie sahen sehr schön aus, aber nicht gerade, als enthielten sie Wärmestoff, und so dachte ich daran, daß ich unwohl sei, und blieb säuberlich d'rinnen.

Da hab' ich eine Romanze angefangen, kann sie aber nicht fertig dichten. Versuchen Sie, ob Sie es können — hier ist sie.

1. Es war ein ernstes Mädchen,
Von schlankem Wuchse, bleich,
Die war einer Insel Fürstin,
Einer Insel, groß und reich.

Das Eiland ruht', ein Räthsel,
Im blauen, schimmernden Meer,
Die Wolken zogen wie Klänge
Langsam rund umher.

Und in den Klang der Wellen
Da sang es wunderbar,
Das war die junge Fürstin,
Bleich, mit dunklem Haar.

Sie war nicht schön, doch hatte
Ihr Aug' ein sternartig Licht,
Und wenn sie sang, da blieben
Ruhig die Herzen nicht.

Sie aber ward ergriffen
Von keinem, keinem Blick —
Ohne Liebe zu bleiben,
Ist das ihr seltsam Geschick?

2. Die Fürstin war so einsam
In ihrem grünen Reich,
Da rief sie schöne Geister,
Die sahen Menschen gleich.

Doch waren sie nicht Menschen,
Hatten kein Blut, kein Herz —
Die Fürstin saß am Ufer,
Und neben ihr saß der Schmerz.

„Einsam — einsam — einsam —
Ewige Sternenschaar,
Ist das mein Loos auf Erden?"
Da sang sie so wunderbar.

Die Lieder zogen mächtig
Ueber das blaue Meer;
Wer sie hörte, dem wurde
Die Brust vor Sehnsucht schwer.

Abends.

Ich habe mir noch Alles, was da leuchtete, in die Seele ziehen lassen, das brennende schwebende Grün des Akazienbaumes, das feuchte Sonnengold, das Schimmern der bräunlichen blendenden Wölkchen. Der Dichter muß Alles wissen — den Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes — die Art und Weise der Wolken — die Gewohnheiten des Nebels — die Neigungen der Bäume und Blumen — das Betragen der Gräser. Dann hüllt er das, was er gesehen, was alle Tage geschieht und darum den Menschen als das Alltägliche erscheint, in die Magie seiner Worte, und da ist es plötzlich wunderbar gewor-

den, und Alle hören erstaunt, vielleicht selbst entzückt zu. O poète, es ist schön, so verwandeln zu können und so angehört zu werden, und traurig, fast wie mit Kraft und Sehnsucht im Kerker leben, muß es sein, die Gedanken und nicht das Wort zu haben. In dieser Empfindung, die ich sowohl innerlich hatte, schrieb ich einst eine Bitte an unsere Sprache, die ich Ihnen noch sende, ehe ich zum Schlafe sage: bitte!

Gieb deine schönsten Töne mir,
O meine Muttersprache, daß
Ich Herzen fassen mög' mit dir, —
Von allem deinem Trotze lass',
Sei weich, von meinem Geist bewegt,
Weich, wie des See'es Flut es ist,
Die träumend sich ans Ufer legt
Und dort des Weiterziehns vergißt.
Und was ich rede, hall' ins Ohr,
So flüsternd süß, so lieblich sacht,
Wie Frühlingsregen in der Nacht
Herunter auf den Tulpenflor.

Was ist wol mächt'ger, als das Wort?
Gleichwie die Lüfte vor dem Wind,
So treiben uns're Seelen fort,
Wenn sie vom Wort ergriffen sind.
O glücklich, wem's gegeben ward,
Von dessen Lipp' es lieblich weht:
Es ist nicht nur die Gegenwart,
Darinnen er als König steht;
Die Federn dienen ihm — er schreibt
Auf jungfräulich Papier, was weit
Hinübergeht in künft'ge Zeit
Und unverändert köstlich bleibt.

Wie Viele hatten nicht die Brust
Von wunderbarer Kraft erfüllt,
Und Keiner hat darum gewußt,
Und nutzlos blieb sie tief verhüllt,
Sie starben lange hin vor uns —
Wir achten ihres Grabes nicht,
Und Viele sind noch unter uns —
Wir achten ihrer Seele nicht;
Das ist, sie haben nicht die Macht,
Herauf in Sonnenglanz und Schein
Zu fördern Perl' und Edelstein
Aus ihres Busens Meer und Schacht.

Es ist das trauriges Geschick,
Ein gütiges hat mir's erspart,
Wie Jene red' ich mit dem Blick,
Doch auch mit Worten mancher Art.
Sei mir denn hold, du Sprache lieb,
Du süße erste, die ich sprach,
Und deine schönsten Laute gieb,
Was innen klingt, zu hauchen nach;
Als goldne Fassung leuchte du
Um des Gedankens Edelstein,
Und die Empfindung frisch und rein
Fass' als krystall'ne Schaale du.

An L. L.

Den 5ten.

So bleiben also auch Sie dabei, ich solle Dramen schreiben? Ich habe noch immer nicht das rechte Vertrauen zu mir selber, daß ich sie — ungewöhnlich schreiben könnte. Gewöhnlich würde ich es können, aber Sie wissen, ich will nie etwas Gewöhnliches.

Es ist wahr, ich traute mir auch nicht zu, einen Roman schreiben zu können, und Sie versicherten mir, ich könne es, redeten mir zu, ließen mir keine Ruhe, plagten mich eigentlich etwas, so lange,

bis ich Ihnen den Willen that. Sie pflegen in allem beharrlich zu sein — ich werde mich zuletzt wol auch zu einem Drama entschließen müssen.

Damit Sie ungefähr beurtheilen können, wie ich bisher einzelne Scenen geschrieben habe, will ich Ihnen einen meiner dramatischen Pläne mittheilen, denn ich muß bekennen, daß ich allerdings deren schon mehr als einen gefaßt, aber auch immer wieder aufgegeben habe.

Es mögen jetzt fünf Jahr sein, da las ich eine Erzählung von Méry, die Adepten der leiblichen Unsterblichkeit. So glaub' ich wenigstens, war der Titel — der Inhalt war eben das Auffindenwollen einer leiblichen Unsterblichkeit. Die Adepten glaubten auch endlich das Geheimniß gefunden zu haben — sie feierten ein wildes Fest und verspotteten Gott und Himmel. Am andern Morgen versammelten sie sich zu einer Berathung über ihr nun endloses irdisches Leben; der älteste Adept nur schien aus seinem Morgenschlummer nicht erwachen zu können. Endlich währt es den Andern zu lange — sie senden in sein Schlafgemach — die Vorhänge des Bettes werden aufgezogen — er ist todt.

Diese Erzählung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht — ich entwarf ein Drama.

Ich dachte mir den letzten dieser Adepten, der alle die andern hinsterben sah und nun, ein finsterer Greis, dem Tode entgegensieht, gegen den er nicht mehr kämpft, weil es nutzlos ist. Aber noch haßt er ihn und sieht ihn mit Wuth näher und näher schweben. Etwas würde ihm noch Genuß sein können — wenn er die Qual der Enttäuschung, welche er einst empfunden hat, im Sterben einem Andern hinterlassen könnte.

Er ist aller Zauberkräfte mächtig — er sieht auch in die Ferne und Verborgenes. So, mit diesem Blick des Magus, sieht er einen jungen Spanier, und in diesem hat er sein Opfer gefunden.

Es ist Nacht. Geheimnißvoll schwebt sie über den Rosen von Alhambra, denn es ist in Granada, wo das Haus des Don Feliz steht, der seinen Freunden ein lärmendes Fest giebt.

Er eilt aus dem Saale fort. Unregelmäßig auf- und niederschreitend in dem lampenerleuchteten duftenden Garten, kämpft er gegen den Feind des Lebens, gegen seinen Feind, den Tod.

Mitten aus dem Jubel des Festes hat ihn der Gedanke: du mußt sterben, herausgetrieben. Weniger als je kann er ihn heute fassen, wo er des Lebens volle Schönheit wie noch nie mit wüthender Begier empfindet.

Don Feliz haßt den Tod, wie der Adept, aber nicht, wie dieser, als Vernichter. Daß der Tod ein anderes Leben giebt, weiß er; aber er will kein anderes Leben, als das, welches um ihn her flammt, duftet, blüht, welches er athmet, trinkt, in seinen Adern

fühlt, mit seiner wilden Jünglingskraft umfaßt, wol mit sinnlicher, aber auch mit dichterischer Leidenschaft liebt.

Zu dem kämpfenden jungen Manne tritt plötzlich ein Mönch, sein Lehrer einst. Er kommt unbefangen, um gewöhnlicher Dinge willen, aber Don Feliz bricht aus gegen ihn. Der Mönch kann den Jüngling nicht verstehen — er spricht reine milde Worte zu ihm — zürnend fährt Don Feliz auf.

Ich will das Leben,
Was soll mir Gott?

Der Mönch. Du läugnest ihn?

Don Feliz. Ihn läugnen?
Thor, welcher mir die Thorheit zutraut! Trotz,
Elender, einer kleinen Seele ist's,
Zu läugnen, was man nicht begreift. Ihn läugnen?
Ich glaub' ihn, weil er unbegreiflich ist,
Und denke, nebenbei gesagt, auch gut
Genug von mir, um anzunehmen, daß
Gott selber es der Mühe werth gehalten,
Den Don Feliz zu schaffen.

Wieder allein und in noch wilderem Kampfe geblieben, ergreift es ihn plötzlich, zum ersten Male, ob der Tod sich nicht bekämpfen lasse. Ein Santon wohnt in der Nähe in den Bergen, das Volk erzählt sich Wunderbares von ihm. Zu ihm soll jetzt ein Diener eilen; aber durch ein Vorgefühl herbeigezogen, befindet der Magier sich an der Thür des Hauses, und der Diener führt ihn nach wenig Augenblicken in die Gegenwart seines Herrn.

Der Magier. Du hast nach mir gesandt?

Don Feliz. Vor Augenblicken;
Wie hat mein Bote Dich so schnell erreicht?
Wenn Dich auch Geisterhände tragen — er
Eilt nur mit Menschentritten.

Der Magier. Ich war nahe,
Ein Kraut am Thore Deines Hauses suchend,
Das nur im Vollmondschein und hier gepflückt,
Erfüllt, was zu gebieten ihm ich denke.

Don Feliz. Was ist's?

Der Magier. Das Leben aufzuhalten, wenn
Das Schwert ihm rothe Pforten aufgerissen.

Don Feliz. So ist, was sich das Volk erzählt, denn wahr?
Du bist ein Arzt und heilest wunderartig?

Der Magier. Ich bin ein Arzt — die Wunder sind des Volkes.

Don Feliz. Es sagt noch mehr, es nennt Dich Zauberer.

Der Magier. Aus seinem Munde reden alle Stimmen,
Nur die der Wahrheit nicht.

Don Feliz. Du traust nicht, merk' ich,
Und thust im Ganzen nicht so übel, doch
Ich binde mir mit meinem Wort die Zunge —
Wird das die Deine lösen?
Der Magier. Ja; das Wort,
Des Don Feliz hat niemals noch gewankt.
Don Feliz. So gieb mir Antwort: bist Du Zauberer?
Der Magier. Wenn Du's so nennen willst — ich wecke Kräfte,
Die And're schlummern lassen.
Don Feliz. Ich will Proben.
Der Magier. Geben.
Don Feliz. Die Nacht ist still; laß Sturm entstehen.

Der Magier spricht leise. Aus der klaren Luft stürzt mächtiges Brausen sich auf die Bäume des Gartens. Diese beugen sich; die Vögel flattern erschrocken auf. Noch zwei Proben fordert Don Feliz. Dann bricht sein Schmerz zugleich mit seinem Vertrauen leidenschaftlich hervor, und er bittet um das Wort, welches dem Tode widerstehe. Der Magier sagt einfach: „das weiß ich nicht." Don Feliz fleht, verheißt, droht — der Magier schweigt. Don Feliz sucht seine Eigenliebe zu reizen — er führt ihm an, was ihm schon gelungen.

Du hast dem Sturm gerufen, und die Nacht,
Die schweigende, ward angefüllt mit Brausen,
Du hast den Bäumen Melodie gegeben,
Du riefst den Geistern und sie kamen —
Der Magier. Die Geister kann ich aus den Lüften rufen,
Dem Tod gebieten kann ich nicht.
Eine dunkle Gestalt (im Hintergrunde). Ich kann es.
Der Magier. Wer ist es, der das sagt?
Die Gestalt. Der mehr, als Du.
Der Magier. Wer Du auch seist, Du lügest.
Die Gestalt. Wagst Du's, Sklav'?
Der Magier. Ich bin Dein Sklave nicht, und wärest Du
Der Teufel selbst, ich sagte doch, Du lügst.
Die Gestalt. Wurm, zitt're.
Der Magier (hoheitsruhig). Nicht vor Dir.
Die Gestalt (die Faust nach ihm hinstreckend.) Du willst's — so hab' es.

Der Magier stürzt todt zu Boden. Don Feliz schaudert zurück.

Don Feliz (nach einem Schweigen). Wer bist Du?
Die Gestalt. Einer, der gleich Dir gerungen,
Doch glücklicher als Du den Riegel fand,
Der vor dem Tod das Leben sperrt.
Don Feliz. Du hast ihn?
Die Gestalt. Und Du sollst ihn empfangen, wenn Du folgst.

Don Feliz. Wohin?
Die Gestalt. Nach meinem Schloss' auf Wolkenwegen.
Don Feliz. So komm'.
Die Gestalt. Ihr Rosse, her und in die Lüfte.

Zwei wilde Pferde brausen heran. Der Adept und Don Feliz schwingen sich auf und verschwinden über den Minareten in sausendem Fluge.

Auf seinem Schlosse bietet der Adept dem jungen Manne den Trank des ewigen irdischen Lebens an, — wenn Don Feliz erst beweise, daß er dem Tode in das Auge sehen könne. Ein Feigling dürfe den Becher nicht empfangen. Der Adept ist eine gewaltige Erscheinung, welche die Ueberzeugung hervorbringt. Von dieser glühend durchdrungen, eilt Don Feliz den Proben entgegen. Der Weg ist ein steiler, einen furchtbaren Felsen hinan.

Don Feliz. Hinan! Die Luft, die schärfer streicht, verheißt,
Daß ich der Höhe nah' sei — mir wird leichter,
Die mir den Athemzug umschleierten,
Die Dünste fallen in die Tiefe nieder,
Allein der Pfad wird steiler und die Nacht
Tritt dichter auf die Versen mir. Der Tritt
Des Jägers, den auf glatten Fels zu setzen
Ich in den Alpujarren einst gelernt,
Bewährt sich nützlich heute. — Eine Form,
Als Schatten stehend in der Finsterniß —
Sie wird zu einem Mann — soll außer mir
Ein and'rer noch bestehn die Prüfung? Fremdling,
Was weilst Du hier, und blickst hinab?
Der Fremde. Ich sehe
Die Nacht.
Don Feliz. Dann sähest Du, was unsichtbar —
Gestaltlos, dunkel liegt sie vor dem Auge.
Der Fremde. Mein Aug' ist heimathlich darin.
Don Feliz. Wer bist Du?
Der Fremde. Ein Wanderer.
Don Feliz. Du gehst auf rauhem Wege.
Der Fremde. Es ist der rauh'ste nicht.
Don Feliz. Doch rauh genug;
Ich riethe Dir, hinabzugehn ins Thal —
Die Nachtluft schauert.
Der Fremde. Ich empfind' es nicht.
Don Feliz. So fahre wohl — ich muß hinan.
Der Fremde. Geh' nicht.
Don Feliz. Was sagst Du?

Der Fremde. Gehe nicht — das Leben ist
Der schlimmste Tod.
Don Feliz. Wie weißt Du, was ich will?
Der Fremde. Es lies't sich Vieles aus dem Blick der Stirne.
Don Feliz. Ich will das Höchste.
Der Fremde. Was an Qual es giebt?
Don Feliz. Dein Wort ist kurz, und dennoch folgt ein langer
Und räthselhafter Schauer ihm — noch einmal:
Wer bist Du?
Der Fremde. Einer, der da wandert.
Don Feliz. Und wohin?
Der Fremde. Nach der jahrtausendfernen Ewigkeit,
So wie Du wandern möchtest — ohne Tod.
Don Feliz. So bist Du einer der Adepten?
Der Fremde. Nein.
Don Feliz. Wer gab Dir dann das ew'ge Leben?
Der Fremde. Der
Dem Tag die Morgenröthe gab.
Don Feliz. Und Du verfluchst es?
Der Fremde. Ich sagt' es Dir. (Er verschwindet.)
Don Feliz (nach kurzem Schweigen). Was war das? Nein, wenn Du
Dem Leben fluchst, dann hast Du nie gelebt —
Ich bleibe fest — und dorten starrt der Felsen.

Daß dieser Fremde Ahasver ist, brauch' ich wol nicht erst zu sagen. Don Feliz besteht die Proben und empfängt, wie er meint, den Becher der irdischen Unsterblichkeit und zugleich die Macht, jeden Andern auch daraus trinken zu lassen. Jetzt dachte ich mir eine schöne Scene, wo er allein auf einer Höhe im Morgenlicht auf den Frühling hinunterschauen und die blühende Erde entzückt als seine ewige Geliebte begrüßen sollte. Dieses Entzücken siegt auch über die Eindrücke, welche verschiedene Gespräche wol hervorbringen könnten — eines mit einem Greise, der nach einem friedlichen Leben mit heiterer Ruhe den Tod erwartet — ein anderes mit einem Sänger, der die Erde nur liebt, weil der Himmel um sie her schwebt — ein drittes endlich mit einem Liebenden, welcher sich auf den Tod freut, der ihm die vorausgegangene Geliebte wieder zuführen soll. Don Feliz kennt noch nicht eine solche Liebe zu einem Wesen, nur die zu der allgemeinen irdischen Schönheit, und diese drückt er jetzt an seine Brust in glühenden Umarmungen.

Aber der unsterbliche Geist erwacht in ihm. Aus ihm quillt das Gefühl des Eingekerkertseins hervor, und die ganze leuchtende Welt geht darinnen unter. In folgendem Monologe dachte ich mir es zu seiner Höhe angeschwollen.

Kathedrale.

Don Feliz. Der Knabe, welcher um den Tod der Mutter
So trostlos weinte, hat mich tief bewegt;
Es giebt des Elends viel auf Erden — Jeder
Empfängt davon sein zugewog'nes Theil
Und schleppt es, bis er ihm erliegt; wenn es
Nicht Thorheit wär', zu beten —
Thorheit — ja,
Das ist es; leere Wort' an leere Luft
Verschwenden, ist es, was wir beten nennen —
Und dennoch zieht es mit Gebetessehnsucht
Unwiderstehlich mich zum Hochaltar.
So sei es denn!
Gott, Schöpfer, Du, von dem
Ich noch nicht weiß, ob ich ihm fluche, oder
Ihn segne — wenn in Deiner stolzen Ferne
Dich meine Stimm' erreichen kann, so höre
Von dieser Stelle, wo ich zweifle, mich
Erbarmen für die Jammervollen heischen,
Die aus der Sterne sel'ger Nähe Du
Hast in den Staub der Sterblichkeit verstoßen.

Verstoßen — daß wir es nicht wären, aber
Wir sind es; daß wir es nicht fühlten, aber
Wir fühlen's, wie wir's sind! O ew'ger Schmerz
Der Menschheit, — der aus allen Klagen tönt,
Aus allen Augen weint — Nicht können nach der Höhe, —
Auch meiner! Dich besingen wollt' ich, aus
Der Seele reißen mit der Wurzel Dich, —
Umsonst — ich bin ein Mensch — ich unterliege —
Ich fühle noch den Sternenschein im Herzen,
Ich möchte noch in blauer Luft zerfließen,
Beim Abendroth in Thränen mich ergießen —
Ich fühle, daß ich ewig elend bin.

Gott, Gott, Du hast die Welt so schön gemacht,
Warum denn uns nicht für die Welt? Warum
Denn das Bedürfniß ohne Stillung und
Den Kerker ohne Sklavensinn? Warum
Hat Alles über uns die Macht empfangen,
Mit tödtlich süßer Sehnsucht uns zu locken?
Warum den Geisterstolz, wenn wir Gewürm nur sind?
Du mußt nicht fühlen können, was es heißt:

Mensch sein und Gott sein ahnen können, sonst
Wär's Teufelshohn gewesen uns zu schaffen: —
Sieh', ich will nicht Dir fluchen — Seligkeit,
Die höchste müßt' es sein, Dich heiß zu lieben.
Ich hab' auch sie wol schon geahnt und will Dir
Nicht fluchen, aber fragen will ich Dich:
Warum Du so unglücklich uns gemacht,
Da Du so glücklich bist?

(Blanka geht durch die Kirche.)

Ist das die Antwort?
Sie ist's; wär' sie es nicht, warum denn sonst
In diesem, diesem Augenblicke eben
Dies Angesicht in meiner finstern Nacht?
Gelästert hab' ich — Mächtiger, vergieb;
Wußt' ich doch nicht, daß solcher Schönheit Licht
Hienieden leuchtete?
O, meine Augen,
Blickt still hinein, bis es euch blendet, und
Ihr nicht mehr könnt vor sel'gen Thränen. Unstät
Und irr' seid ihr bis jetzt umhergetrieben
Von Bild zu Bild — nun werfet Anker; dort
In jener Augen klarer Tiefe, ruht
In jenes Haares Dunkelheit.
Sie betet —
Sie auch lockt's in die Höhe; einst empor
Hofft sie zu ziehn und sendet ihr Gebet
Voraus — ihr eine Freistatt zu bereiten.

Mög' es hinauf — sie soll ihm nimmer nach —
Ich schwör' es: ob sie alle Engel riefen,
Mit herrlichem Gesang, und ob für sie
Des Himmels Thore prangend offen wären,
Sie sollte nicht hinauf. Mit meinen Armen
Umstrick' ich sie; mit meinem Kusse siegle
Die unauflösliche Umarmung ich —
Das ew'ge Leben geb' ich ihr — sie muß
Der Liebe glüh'nden Rosenkranz mir flechten.
Sie geht; ich folg' ihr, und so wahr ich noch
Vor keinem Feind gebebt, wird sie die meine.

Don Feliz ist so gut wie sein Wort. Seine Liebe gewinnt. Blanka, die weiße provenzalische Lilie, neigt sich zu dem schönen Spanier, und eines Abends darf er, der Bekannte in ihrem Hause, der Freund ihres Bruders, sie im Garten erwarten. Hier will er die Entscheidung seines Schicksals von ihr erflehen.

Don Feliz. Sie kommt. O, dieses sanfte Nah'n! die Nacht
War finster trotz des Lichts der tausend Sterne,
So lang' ich einsam hier und zweifelnd harrte,
Doch nun Du nahest, glüht sie festlich auf
Und leuchtet um Dich her.

Blanka. Du hast gezweifelt,
Und ich versprach zu kommen?

Don Feliz. Holder Vorwurf!
Wie gern ertrag' ich ihn! Doch, süße Blanka,
Entzückt es auch, wenn solche Lippen schelten,
Entzückender noch ist's, wenn sie verzeihn —
In einem Kuß laß mich Verzeihung fühlen.

Blanka. Laß ab, ich bitte Dich!

Don Feliz. Ich soll nicht küssen?

Blanka. Nicht so — nicht jetzt! Auf Deinen Lippen brennt es,
Und auch die Nacht ist heiß.

Don Feliz. Willst Du denn kalt sein?

Blanka. Nicht das — o nein, nur ruhig athmen will ich,
Und wenn Du mich umfassest, kann ich's nicht —
O laß mich!

Don Feliz. Das, wovor Dir bangt, ist Liebe,
Die Liebe aber ist Dir unterthan —
Wie kann die Königin die Sklavin fürchten?

Blanka. Die Sklavin nicht, wol aber einen König,
Der mächt'ger ist, als sie. Wie, oder glaubst Du,
Ich fürchte das, was man so Liebe heißt,
Das zierliche Gefühl, wovon die Ritter
In Reimen seufzen? Das ist mir ein Scherz;
Dich fürcht' ich, Unbegreiflicher! Dein Auge
Ist's, was mich zittern macht.

Don Feliz. Du sollst nicht zittern;
Auf dieses Brunnens Rande laß Dich nieder,
Zu Deinen Füßen setz' ich mich — nicht nahe,
Nur so, daß in dem Raum von Dir zu mir
Dein Athem nicht verweht, ohne daß
Ihn meine Lippen mit der Luft empfangen.
Die Augen wend' ich ab, die Hand sogar
Begehr' ich nicht, wenn es Dich ängstlich macht —
Bist Du nun ruhig?

Blanka. Wie Du gütig bist!

Don Feliz. Du, Engel, Deinen Frieden sollt' ich stören?
O nein, bewahr' ihn. — Gerne will ich harren,
Bis Deine Liebe muthig wird. Die Blüthen

Der zarten Scheu, des jungfräulichen Stolzes,
Ich rührte nicht mit einem Hauch sie an.

Blanka. Mein Freund!

Don Feliz. Ist doch das ganze Leben unser,
Und eine Stunde sollt' ich nicht gewähren?

Blanka. Geliebter!

Don Feliz. Ja, das Leben ist ein langes,
Und schnell erschöpft der Mensch des Lebens Lust —
Wir müssen geizen mit dem köstlichsten —
Es wäre denn, Du fühltest es gleich mir,
Daß Liebe nie verarmen kann.

Blanka. Ich fühl' es.

Don Feliz. Und wenn das Leben ewig wäre, wär'
Auch dafür Deine Liebe reich genug?

Blanka. Wär' es die Deine nicht? Und willst Du mich
Im Himmel nicht mehr lieben?

Don Feliz. Nein.

Blanka. Was sagst Du?

Don Feliz. Ein endlos Leben füll' ich Dir mit Liebe,
Doch nicht im Himmel.

Blanka. Gott!

Don Feliz. Du schauderst, Blanka?

Blanka. Vor Deinem unverstand'nen Wort. Was soll das?
Wo giebt's ein endlos Leben, als im Himmel?

Don Feliz. Und wenn es nun auf Erden eines gäbe,
Wenn ich mit Unvergänglichkeit der Jugend,
Mit Ewigkeit der Liebe Dir es reichte —
Wenn dieser Nacht, die leuchtend um uns flammt,
Unzählbar ewig gleiche Nächte folgten
Und jede mich zu Deinen Füßen führte,
Voll Sehnsucht — glühend, zitternd, und in jeder
Mit ew'gem Durst den brausenden Schaum des Seins
Wir selig tränken? —

Blanka. Halt, Entsetzlicher!
Wozu Du lockst, ist Sünde; was Du sprichst,
Verführung — hab' Erbarmen!

Don Feliz. Habe Du's
Mit mir; ich kann nicht mehr zurück; besiegelt
Auf immer ist mein Loos; ich sagt' es Dir,
Ein endlos Leben hab' ich mir auf Erden
Erkauft.

Blanka. Um welchen Preis?

Don Feliz. Um jenes Glück,
Das wir empfangen sollen, wenn wir sterben.

Blanka. Den Himmel?
Don Feliz. Hingegeben um die Erde
Auf immerdar. Darum erbarme Dich
Und stirb mir nicht. Ich kann nicht mit Dir sterben,
Und ohne Dich zu leben — Blanka, Blanka,
Du liebst mich, hast Du mir gesagt, Du mußt
Es fühlen, was es heißt, verlassen sein —
Verlaß mich nicht.
Blanka. O, daß wir sterben könnten!
Don Feliz. Du zögerst.
Blanka. Don Feliz, bedarfst Du mein,
Wie Du der Luft bedarfst, zum Leben?
Don Feliz. Mehr.
Blanka. Kann Dir kein andres Weib das sein, was ich
Dir sein soll?
Don Feliz. Blanka, Du bist mein!
Blanka. Ich bin's,
Ich gebe mich Dir feierlich und ganz;
Nimm mich und meine Himmelshoffnung, mein
Gebet — ich brauch' es ja fortan nicht mehr —
Den Glauben an der Mutter Wiedersehn
Und unser eignes heil'ges Lieben dort,
Nimm Alles hin, wär' es auch nur, um Alles
Mit mir zugleich einst achtlos hinzuwerfen,
Gleich einer welken Blume.
Don Feliz. Deine Hand.
Ich fasse sie, wie noch kein Mann, so heiß
Er auch geliebt, die Hand der Liebsten faßte,
Denn Jeder wußte, daß der Tod kann scheiden,
Und daß es nicht auf ewig war. Ich aber,
Ich weiß, daß es auf ewig ist, daß ich,
So lange noch der Erdball, der uns trägt,
Im Reigen der Gestirne schwebt, und Gott
Vernichtet nicht, was einmal er geschaffen,
An Dich gefesselt und Dein eigen bin —
Und nun — verzeih' ich Dir.
Blanka. Verzeih' uns Gott!
Don Feliz. Er wird es, Liebliche. Sei stark; betrachte
Im Glanz des nächt'gen Lichtes diese Schaale,
Aus reinem Edelstein ist sie geformt;
Kein schlechteres Gefäß als dieses darf
Den Trank, den lebenspendenden, empfangen.
Blanka. Und dieser?

Don Feliz. Siehst Du ihn? Aus reinem Silber
Blickt er krystallen, purpurn Dir entgegen;
Ich reich' ihn Dir, sobald der Mond erst über
Der Linie leuchtet, denn sein volles Gold
Muß in den ersten Tropfen fallen.

Blanka. Gott
Und meine Mutter, Mitleid! Er darf nicht
Verlassen bleiben in der Sünde.

Don Feliz. Langsam
Erhellen sich die dunklen Zweige; schon
Säumt sie der Schimmer, der hervorbricht — jetzt
Erhebt sich, der den Schimmer sendete,
Als Boten seiner Herrlichkeit — noch ruht
Er mit dem Rand des Randes auf dem Baume —
Noch — aber nun nicht mehr! Er schwebt! Ihr Mächte
Des Lebens, schwebt herunter in die Schaale,
Die funkelnde, und Du empfange sie
Und stirb nun nimmer.

(Indem er ihr die Schaale bieten will, sinkt Blanka todt in seine Arme.)

Blanka! Gott im Himmel!

Weiter hatte ich nicht an diesem Plan gedichtet. Das Ende dacht' ich mir so: Don Feliz fühle, Blanka sei seinem gewollten Frevel durch himmlischen Schutz entrückt worden. In seiner düstern Verzweiflung wird er auf Geisterwegen plötzlich zu dem Adepten geführt. Der Adept weiß nichts von der Liebe des jungen Mannes — sie ist rein — er sieht nur das Unreine. Er fühlt sich dem furchtbaren Todesaugenblick nahe — er will vorher noch den jungen Mann, den er noch wie sonst glaubt, durch das Wort: ich habe Dir gelogen! zur Verzweiflung bringen. Er spricht dieses Wort aus — Don Feliz blickt betend gen Himmel: „Blanka, ich kann sterben!" Der Adept stirbt mit einem Fluche — Don Feliz geht, um im Kampfe für Spanien zu sterben.

Es war ein düsterer Vorwurf — dieser Stoff, und ich legt' ihn nieder, weil mich schauerte. Glauben Sie aber jetzt noch, daß ich Talent zum Drama habe?

Den 5ten.

Ich habe den Herbst draußen besucht — finde aber, daß er, wie manches Glück, etwas von ferne Glänzendes ist. Das Gras ist zwar neu, aber nicht so recht frisch — das Laub aber ist schon ganz müde, ausgenommen an einigen Pappelschößlingen, die aus alten Wurzeln ganz zutraulich aufgewachsen sind und durchaus nicht leben bleiben

dürfen, weil sie die Rasenstellen überwachsen und diese frei bleiben müssen, wenn es ordentlich aussehen soll. In allen Schatten ist schon etwas Schwärzliches, und die Luft ist scharf wie ein übellauniger Recensent. Es ist mir ganz recht, daß Sie jetzt nicht kommen, erst im Spätherbst. Da erwartet man nichts mehr als Stürme und Nebeltage; aber jetzt ist es unangenehm, zu sehen, wie die letzten Blumen frieren und die armen Bäume alle Tage kahler werden.

Aber was ich will — daß Sie mein Heim einmal bei dem Anbrechen des Grünens und dem Anheben der Nachtigallen sehen sollen. Dann werden Sie glückliche Tage hier haben. Feder und Stift abwechselnd in der Hand, Erquickung des Auges überall — Abends Musik — was meinen Sie, hab' ich nicht gute Gedanken? Dann wollten wir entzückt den Frühling aufschreiben — was ich nicht sähe, das sähen Sie — was Ihnen entginge, das entdeckte ich. Dieses Jahr war nichts aufzuschreiben, der arme Frühling konnte ja nichts thun; aber einmal hab' ich sein Erscheinen schon gedichtet, in Sonetten, die ich an Tiedge richtete. Das erste derselben haben Sie in meinen Briefen an Tiedge gelesen — es gefiel Ihnen so und Sie baten mich darum. Ich vergaß bis heute, es Ihnen zu schicken; dafür send' ich Ihnen heute auch noch die übrigen.

1. Ich sehne mich nach Lenz! Nach Stromeswallen
In Ufern, welche grün in Sonne liegen,
Nach Lüftchen, welche neckend sich bekriegen,
Nach weißen Blüthen, welche niederfallen.

Nach Veilchen, dunkelfrisch, und Nachtigallen,
Nach Wolken, die sich hell im Blauen wiegen,
Nach Schmetterlingen, die im Grünen fliegen,
Ach, nach den Zauberei'n des Lenzes allen!

Nach Dir! Ich meine nicht, Du könntest kommen:
Der Lenz und Du — das wär' zu viel; nur Schmerzen,
Nicht Seligkeiten pflegen sich zu finden.

Doch wenn die Liebe rings Besitz genommen
Von Erd' und Himmel, muß auch ich im Herzen
Dich heißer und lebend'ger noch empfinden.

2. Und Alles, Alles will ich Dir berichten,
Was nur in Feld und Wald und Busch geschehen
Und werden mag; mir diesmal zu entgehen,
Darauf mög' im voraus der Lenz verzichten.

Nein, er muß Stoff mir geben zu Gedichten —
Auch mein' ich wol, er wird mir Rede stehen,
Er mag doch gern ein Mädchen horchen sehen
Auf seine alten lieblichen Geschichten.

Und glaub' es, lange wird nicht mehr er zaudern,
Der Schnee zerrinnt, die Luft ist trüb' und schmachtend,
Indessen drinnen keck die Lerchen singen.

Auch hört' ich schon die Finken leise plaudern,
Und auch der Kiebitz stehet ernst betrachtend,
Wo wol das Nest am besten anzubringen.

3. Ich sagt' es Dir: der Lenz bleibt nicht mehr lange;
Ich sagt' es Dir mit Lust, gab zum Belege
Dir Alles an, was draußen schon sich rege,
Und sieh', da steht er an dem Bergeshange.

Mit ew'ger Jugend auf der zarten Wange
Steigt er herunter durch die Waldgehege,
Der Wind fährt vor ihm her und fegt die Wege,
Daß reinlich sie sich bieten seinem Gange.

Doch auf der letzten Höhe bleibt er stehen
Und winkt dem Sonnenlicht, daß es ihm leuchte,
Und schauet lächelnd auf die Eb'ne nieder.

Dann öffnet er die Lippen, und im Wehen
Des Windes, durch der Nebel trübe Feuchte
Klingt ringsumher der Ruf des Lenzes wieder.

4. Und schon, kaum daß der leise Ruf verklungen,
Wird ihm gehorcht; Schneeglöckchen sind erschienen,
Und Veilchen nah'n mit demuthvollen Mienen,
Der Mutter heimlich aus dem Schooß entsprungen.

Auch zarte Kräuter sind schon durchgedrungen,
Und Sträucher schmücken sich, dem Lenz zu dienen,
Und ist der Flug, wenn auch noch nicht den Bienen,
Doch manchem Schmetterlinge schon gelungen.

Die Saaten fangen gleichfalls an zu treiben,
Doch mit den Wiesen will's noch recht nicht werden —
Sie dehnen sich noch alle wie verdrossen.

Und auch die Bäume, wie ich sehe, bleiben
Noch träge stehn, schlaftrunken von Geberden
Und halb die braunen Augen erst erschlossen.

5. Der Lenz bemerkt das wol, doch läßt er's gehen —
Er weiß, kommt er nur einmal erst herunter,
Dann wird von selber Alles wach und munter —
So bleibt er denn fürs erste ruhig stehen.

Zum Rechten etwas hier und da zu sehen,
Schickt er einstweilen uns den Storch herunter,
Auch heißt er wol den Abendwind mitunter
Das letzte Laub noch von den Eichen wehen.

Er aber will noch ruhen von der Reise,
Ob Alt und Jung auch lang die Hälse recken
Und schau'n empor mit kläglichem Gesichte.

Und lächelnd recht nach großer Herren Weise
Lies't er, dahingestreckt auf moos'ne Decken,
Ihm im voraus gewidmete Gedichte.

6. Allein zuletzt fällt's doch ihm ein: es thue
Nicht gut, nur so von weitem zu regieren,
Und schnell, als wäre nichts mehr zu verlieren,
Empor er springt aus seiner weichen Ruhe.

An schnallt er sich aufs neu' die Pilgerschuhe —
Neugierig geht die schöne Welt spazieren,
Die Gärten fangen an, sich auszuzieren
Mit buntem Schmuck aus ihrer Mutter Truhe.

Und zwischen jener und vorbei an diesen
Kommt nun herab der Lenz und grüßt mit Nicken
Die Mädchen und die Blumen an den Hagen.

Vor seinem Tritt begrünen sich die Wiesen,
Und freudig haben, um nach ihm zu blicken,
Die Bäume rings die Augen aufgeschlagen.

7. Die Hyazinthen fangen an zu läuten,
Zwar ungefähr wie Glocken nach dem Wetter,
Doch hell erklingend durch das Festgeschmetter —
Aurikeln äugeln gleich verschämten Bräuten.

Die Wiesen wimmeln lieblich von Gekräuten,
Davon ein jedes eines andern Vetter,
Und ungeduldig drängen sich die Blätter
Halb wenigstens aus ihren braunen Häuten.

Ganz können sie noch nicht heraus — die Bäume
Sind, unbehilflich wie zerstreute Dichter,
Noch immer nicht mit ihrem Putz im Reinen.

Daher denn des Gesellschaftsaales Räume
Noch etwas leer, obwohl die goldnen Lichter
Schon längst vom Sonnenleuchter niederscheinen.

8. Die noch nicht Fert'gen nicht zu erschrecken,
Geht leis', unhörbar fast, der Lenz vorüber,
Sich dahin wendend, wo zu ihm herüber
Die zarten Aeste Birk' und Weide strecken.

Wie Engel, welche holde Kinder wecken,
Beugt er zu sanftem Kusse sich darüber,
Indess' sich Abendschatten bläulich über
Den Küssenden und die Geküssten decken.

Wie oft und lang er nun geküsst — wer weiß es,
Was so beim Flüstern über'n Zaun geschiehet,
Beim Flüstern zwischen Zärtlichen und Kühnen?

Doch als es Morgen wird, da strömt ein heißes
Erglühn um Birk' und Weide, und man siehet
Vor allen andern lieblich grün sie stehen.

9. Nun geht es an ein Blühen und Belauben,
Nun gleichet Jeder einem hast'gen Kinde,
Das Buchenlaub wiegt flüsternd sich im Winde,
Der Faulbaum hänget aus die weißen Trauben.

Der Erle kann von weitem schon man glauben,
Daß sie geputzt, und knosp't auch erst die Linde,
Der Ahorn machte dafür sehr geschwinde,
Der läßt den Vortritt sich nicht rauben.

Kastanie eilt mit allen den Entbrannten,
Die mächt'ge Pappel nicht zu übersehen,
Die gravitätisch steht auf breiten Füßen.

O weh! Welch eine Unzahl von Bekannten!
Man kann fürwahr jetzt nicht spazieren gehen,
Man hat ja nichts zu thun, als rings zu grüßen.

Zwischen das achte und neunte Sonett sollte noch eines kommen — auch folgen sollten noch welche, die Stimmung dazu verlor sich jedoch mit einem Male, wie das oft ist. Ganz treu ist diese Schilderung nicht — ich hatte damals das Frühlingswerden noch nicht so genau studirt, wie heute. Tiedge hat diese Sonette, außer dem ersten, nicht einmal gelesen — wie er auch meinen ersten Roman nicht mehr las, weil er zwei Tage nach dem Erscheinen desselben starb. Ich hatte mich gefreut, ihm das Buch vorzulesen — ach, die wir lieben, sterben immer noch zu früh.

Nachmittag.

Ich habe Ihnen Frühlingssonette abgeschrieben, und draußen ist es, wie aus Ironie, trübgrau, kaltgrau, ach, recht prosaisch grau geworden.

Wenn ich so hinaussehe in dieses Grau und daran denke, wie oft in den nächsten sechs Monaten nichts in der Natur zu sehen sein wird, als eben Grau — da will mir fast etwas bange werden.

Poesie, mächtige Herrscherin, gebiete diesem Bangen zu weichen!

Es will nicht — es hat sich in eine Ecke gesetzt und sieht mich an und magnetisirt mich, daß ich es fühlen muß, daß die Brust mir beklommen wird und ich etwas Thörichtes, das heißt etwas Unerfüllbares, wünschen könnte.

Früher wünscht' ich so in das Blaue hinein, mit Seufzen und Sehnsucht, und ließ dabei die Hände im Schooß liegen. Es sollte Alles so von selber kommen, wie der Morgen und der Tag und der Abend. Früher war ich ein wunderlich Geschöpf.

Ich kann betheuern, daß vor wenig Jahren,
Stets voll Erwartung meine Blicke waren,
Das Wunderbare recht genau zu schauen,
Worauf ich hofft' in gläubigem Vertrauen;
Wo ich nur war, da hing an einem Härchen
Ein Liebesunglück — oder Glück, die Märchen,
Sie kamen aus den Büchern in das Leben,
Um freundlich Stoff zu Liedern mir zu geben,
Und wenn an einem Tag' ich nichts gesehn,
Am andern konnte doppelt viel geschehn.

Jetzt, will ich Märchen, geh' ich nachzulesen,
Wie in vergangnen Zeiten es gewesen;
Wenn unsre Pferd' im Sand die Schnecke jagen,
So schlaf' ich, kann ich, ruhig ein im Wagen;

Seh' ich von weitem einen jungen Reiter,
So ist's ein junger Reiter und nichts weiter,
Und was so heut' wie gestern ist geschehn,
Das, weiß ich, werd' ich morgen wiedersehn.

Das klingt nun ganz, als wär' ich jetzt alt geworden und prosaisch. Dem ist aber nicht so, ich habe nie so poetisch empfunden, wie jetzt, weil ich noch nie solch ein deutlich Gefühl meiner selber hatte. Freilich, früher verlangte ich andere Dinge — die ganze Welt sollte sich in romantische Unkosten setzen, um mich zu unterhalten — ein Dichterleben wie Schiller's, Goethe's, fand ich höchst prosaisch — mit Körner und Schulze war ich besser zufrieden, aber mit meinen Bekannten dafür um so weniger — sie sollten alle romanhaft sein, das heißt für einen Roman geeignet, und nicht einer war es. Natürlich, in einer Gegend, in einer Gesellschaft, in einer industriellen Provinz ist durchaus keine Veranlassung, romantisch zu sein. Meine Bekannten mußten es aber doch sein — in den Romanen nämlich, die ich in der Phantasie entwarf, und zu denen mir damals noch meine Umgebung als Stoff dienen mußte, da ich noch nicht die Kraft hatte, zu erfinden. In diese Romane, von denen ich nie ein Wort weder sagte, noch aufschrieb, mußte nun Alles hinein, besonders jede neue Bekanntschaft. Ich baute mir in fernen Gegenden, die ich mir erfand, oder aus Büchern wählte, seltsame Wohnsitze, wo meine Bekannten mich besuchten, wo ein wunderbares Leben war, in welches Begebenheiten mächtig hineinschwebten. Aus diesen Begebenheiten ließ ich nun Schicksale entstehen, die der oder jener annehmen mußte. Manche ließ ich selbst unglücklich werden — es that mir leid, aber ich konnte ihnen nicht helfen — etwas Unglück mußte sein. Zum Glück aßen die Unglücklichen, eben während sie in meinen Träumen duldeten, ganz ruhig zu Abend und hatten vortreffliche Eßlust. Was hätten sie mich verwünscht, wenn meine Träume für sie zur Wirklichkeit geworden wären! Selbst die ich glücklich werden ließ, hätten mir's nicht gedankt, denn sie mußten es auf meine Art sein, und die wäre ihnen unsäglich unbequem gewesen. Es erfuhr jedoch Keiner, was ich mit ihm vornahm, und meine Phantasie ließ sie auch augenblicklich in Ruhe, sobald sie erfinden konnte. Heute würde es ihr die größte, fast eine nicht zu lösende Aufgabe sein, einen Charakter aus jener Zeit in einem Romane ernsthaft, oder gar als Hauptcharakter zu behandeln.

Gute Nacht! Ich wollte, ich wäre nicht traurig.

Den 6ten, Morgens.

Ich las gestern Abend in **Les rayons et les ombres**, von Victor Hugo.

Die Strahlen sind golden wie die eines ruhigen Sonnenunterganges — die Schatten duftig blau, wie die des Abends in einem waldigen und wasserreichen Thale.

Ein Gedicht ist überschrieben „Ce qui se passait aux Feuillantines vers 1813.

Der Dichter redet seine Kinder an. Sie haben ihn „nach seinen jungen Jahren, nach seinen ersten Trieben, seiner ersten Hoffnung" gefragt. Er erzählt ihnen.

Er hatte in seiner, „ach, zu flüchtigen, Kindheit drei Lehrer: einen Garten, einen alten Priester und seine Mutter."

„Der Garten war groß, tief, geheimnißvoll, den neugierigen Blicken durch hohe Mauern verschlossen, übersät mit Blumen, die sich wie Augenlieder öffneten, und mit rothen Insekten, die auf den Steinen umherliefen, voll von Summen und verwirrten Stimmen, in der Mitte fast ein Feld, in der Tiefe fast ein Gehölz. Der Priester war ein freundlicher Greis; seine Mutter — war seine Mutter."

„So wuchs er unter diesem dreifachen Strahle auf."

Da kommt eines Tages ein schwarzer und kahler Mann der Mutter vorstellen, es sei besser, das Kind in eine Schule zu schicken, das heißt, das Collegium bietet dem Kinde „seine schwarzen eichenen Bänke, seine langen düstern Schlafstuben, seine Säle, welche man verriegelt, endlich seinen großen geschlossenen Hof zwischen vier dicken Mauern."

Die arme Mutter ist über die feierliche Rede des Schulmannes ganz traurig und ängstlich geworden. Sie überlegt, ob er nicht am Ende Recht habe, ob es nicht besser sei, den Knaben jetzt unglücklich zu machen, damit er späterhin glücklich sei.

„Es war im Sommer," fährt der Dichter fort. „Um die Stunde, wo der Mond aufging, an einem jener schönen Abende, welche dem Tage gleichen, nicht so hell, aber liebevoller, irrte sie, noch immer traurig und unentschieden, in ihrem Garten umher, wo die Strahlen und der Thau spielten, leise das Wasser, den Himmel, den Hain befragend und auf das Ungefähr horchend, welche Stimmen sie hören würde."

Da sagt ihr der ganze schöne Garten mit allen seinen Stimmen, da sagen ihr „die blassen Winden, die weißen Maßlieben, die hundert Blüthen des Strauches, des Baumes, des Rohres, welche dem Vogel für seinen Gesang Düfte zurückgeben," Alles, was sie sieht, hört und fühlt, sagt ihr: „laß uns dieses Kind."

Und alle diese schönen Stimmen versprechen ihr: „wir werden ihm nur gute Gedanken geben, wir werden die Dämmerung, welche für ihn begonnen hat, in Tag verwandeln; Gott wird seinen entzückten Augen sichtbar werden. Wir werden ihn aus einem Knaben zum Menschen und aus dem Menschen zum Dichter machen. Wir wer-

den dir ihn einfach und geblendet von den Himmeln zurückgeben. Laß uns dieses Kind. Wir werden ihm ein Herz geben, welches das Weib versteht."

Und die Mutter glaubt den Stimmen, und das Kind darf weiter spielen in seinem Garten.

Es ist ein schönes gedankenvolles Gedicht, und ich möcht' es wol übersetzen können, aber jetzt ist das nicht möglich. Vielleicht später einmal.

Dann möcht' ich auch noch eines desselben Dichters übersetzen, ein früheres, Fantômes. Das beginnt:

Wehe, wie viele junge Mädchen sah ich sterben,
Das ist das Schicksal! Einen Raub begehrt das Grab.

So viele sah er sterben — eines blühend und frisch; ein andres schien himmlische Akkorde zu hören, ein andres stützte matt ihr Haupt auf den Arm, und wie der Vogel im Auffliegen den Zweig beugt, so hatte ihre Seele den Körper zerbrochen. Eines, blaß, der Raub des wilden Wahnsinns, murmelte einen Namen, dessen Keiner sich erinnert; eines schwand hin wie ein leiser Gesang — eines lächelte im Sterben, wie ein junger Engel, der heimkehrt. Aller gedenkt er: je songe et me souviens.

Adieu; moi aussi je songe et me souviens.

Den 8ten.

Gestern, verstimmt durch die Feuchtigkeit, setzte ich mich an den Flügel, um zu spielen — aber der war erst recht verstimmt. Wir haben eine klägliche Harmonie hervorgebracht.

Sie haben mich noch nie spielen hören? Ich kann nicht viel, höchstens etwas von Beethoven. Dem Glänzenden hab' ich entsagt. Doch will ich jetzt wieder anfangen, wenigstens das Ruhige zu üben, und auch Ihnen einmal vorspielen. Ein Notturno hab' ich — das lieb' ich zärtlich — hab' es auch in ein Gedicht übersetzt — das sollen Sie hören.

Da es mit dem Spielen nichts war, versuchte ich zu singen, und es ging. Da sang ich: „Nach Sevilla, und italienische Romanzen, und das Alpenhorn" und das kleine Lied:

„Ich möchte Dir so gerne sagen,
Wie lieb Du mir im Herzen bist."

„Nach Sevilla!" Dieses Liedchen, welches ich schon singen konnte, als ich noch nicht singen konnte — ich lieb' es immer noch. Die Stimme klingt schön darinnen, und man braucht keine Beglei-

tung dazu — kann es draußen singen — im Walde. Erst aus Steffens „Was ich erlebte" erfuhr ich, daß Brentano und Louise Reichardt es gedichtet und komponirt haben. Es freute mich, daß ich das erfuhr. Ich mag gern wissen, wem ich zu danken habe, sei es für ein Buch, sei es für ein Lied, oder für Liebe.

Nach Sevilla! das hab' ich oft gedacht, geträumt, gewünscht in der Zeit meiner Sehnsucht nach Spanien. Sie wissen wol noch nicht von dieser Zeit. O, in der war ich poetisch — in dieser Zeit könnte ich dichterisch dargestellt werden. Vielleicht beschreib' ich mich auch noch einmal, wie ich da war. Wie meine Sehnsucht entstanden war? das kann ich Ihnen sagen. Daß Spanien existirt habe, das heißt das arabisch-ritterliche Spanien, das erfuhr ich zuerst aus Florians **Gonsalve de Cordove.** Ich war, wie wol jedes funfzehnjährige Mädchen, ganz entzückt und tief gerührt über alle die schönen unmöglichen Kämpfe, über alle die schönen Gefühle der „Helden," über die Leiden der wunderschönen Prinzessinnen, endlich über das erbauliche Ende. Aber ich blieb ruhig dabei. Da kommt drei Jahr später der große blonde junge Mann, von dem ich Ihnen einmal erzählte, daß er nie seine Sachen ordentlich einpackte, der also kam auf den Gedanken, mir Alhambra von Washington Irwing sehr anzuempfehlen und endlich selbst zu schicken. Da las ich und da war ich gefangen. Da liebt' ich Spanien, da sehnt' ich mich nach Spanien, da weint' ich, daß ich nicht nach Spanien konnte. Und noch jetzt lieb' ich es und noch jetzt wünsch' ich es einst zu sehen. Das Alles hatte Washington Irwing mit seinen ruhigen Worten gethan. Ich konnte mich auch nicht trennen von dem Buche — alle Sagen, die darinnen standen, dichtete ich um und um, das heißt in Gedanken, zu Stande brachte ich nur die Verwandlung der einen von den drei schönen Prinzessinnen in einen Romanzenkranz, „die Schwestern der Alhambra." Es war mein erster, und noch nicht ganz kunstgerecht gewunden. Eine andere „Prinz Ahmed der Liebespilger" hätte ich seelengern dramatisirt, brachte es jedoch nur bis zu einer Scene. Aus meiner Sehnsucht aber dichtete ich:

Meine Heimath.

Willst du jene Ufer grüßen,
Wo die alte Sage wohnt?
Wo die graue Zeit der Helden
In den Felsenschlössern thront?
Wo die goldnen Trauben reifen
In dem goldnen Sonnenlicht?
Freundlich leuchten jene Ufer,
Meine Heimath ist da nicht.

Willst du auf die Berge steigen,
Wo die Morgenwolke ruht?
Wo die Wasserstürze blitzen
Und zur Flamme wird die Flut?
Wo an Felsen tief im Thale
Die Lawine dumpf zerbricht?
Mächtig ist das Land der Alpen,
Meine Heimath ist da nicht.

Willst du auf dem See dich wiegen,
Wo die Inseln ewig grün
Auf der silberhellen Fläche
Licht wie Blumenkörbe blühn?
Den als bunte Arabeske
Das Gestade süß umflicht?
Lieblich ist des See'es Spiegel,
Meine Heimath ist da nicht.

Willst du jene Küste grüßen,
Wo der Berg des Feuers raucht?
Wo von Paradiesesfarben
Meer und Himmel überhaucht?
Wo hervor aus grauer Asche
Wilde Lebensfülle bricht?
Eden ist an jener Küste,
Meine Heimath ist da nicht.

Willst du wandern durch die Tempel
Jener ungeheuern Stadt,
Die das Volk der Weltgebieter
Für die Welt gegründet hat?
Wo aus Trümmern die Geschichte,
Aus Gesang das Leben spricht?
Herrlich ist die Stadt der Tempel,
Meine Heimath ist da nicht.

Aber siehst du jene Fluren,
Abwärts, gegen Niedergang,
Wo im Mondlicht die Granate
Schlummert bei Guitarrenklang,
Wo die weißen Säulen schimmern,
Aufgestellt von Geisterhand,
Und die Berge schneeig glänzen?
Dorten ist mein Heimathland.

Ach, Granada, Alhambra, Sierra Nevada! Namen aus meinen Träumen! Ich möchte doch einmal hin, um mit Augen zu sehen, wovon ich weinend so oft geträumt. Kämen Sie mit, poète? Ich denke — es ist Granada wol des Ansehens werth. Sie müssen auch mit. Sie haben mir ja Schutz versprochen, Schutz von Liedern, gegen die Schauer des Lebens. Poète, werden Sie denn die Kraft haben?

Da schick' ich Ihnen die eine Scene — aber eben fällt mir's ein — Sie kennen wol Alhambra noch nicht? Gewiß nicht — pauvre poète, Sie haben noch Alles vor sich, an Büchern und an Leben — ach, Sie werden noch manchmal müde werden, ehe Sie Alles gelesen und gelebt haben. Nun, die Geschichte vom Liebespilger wenigstens sollen Sie bequem hören — ich will sie Ihnen erzählen. Da:

Prinz Ahmed, Sohn des Königs von Granada, wird von diesem in Folge eines Orakels nach dem eigens dazu erbauten Generalife gebracht und dort der Sorge des gelehrten Eben Benabben übergeben. „Bis zum zwanzigsten Jahr den Prinzen vor Liebe zu bewahren" ist der Auftrag des Philosophen, sonst wird der Jüngling mit Gefahren und der Lehrer mit einem abgeschlagenen Kopfe bedroht. Eben Benabben lächelte bei dieser Drohung: „Sehe ich denn aus wie Einer, der in der müßigen Liebe Unterricht ertheilt?" — Der Prinz wächst also in völliger Unwissenheit über diesen Punkt auf, wird schön und, da es ihm der Alte an Belehrungen nicht fehlen läßt, auch ein Wunder der Gelehrsamkeit, und ist so in das zwanzigste, oder nein! in das neunzehnte Jahr getreten. Da bemerkt Eben Benabben plötzlich in dem ganzen Wesen des Jünglings eine gänzliche Veränderung. Er

vernachläßigt seine Studien, sitzt den ganzen Tag mit seiner Guitarre im Garten, hat eine Menge von Lieblingsblumen, seufzt, wenn der Mond aufgeht, stöhnt, wenn die Sonne untergeht, umarmt oft mit glühender Inbrunst Bäume und Sträucher und verschwendet besonders an einen Baum von schmachtenden Zweigen und bleichem Laube die Zärtlichkeit seines übervollen, erwachenden Herzens. Dem Philosophen kommt das bedenklich vor. Er versucht, seinen Zögling durch einen Vortrag über Algebra zur Vernunft zu bringen. Der Prinz hat aber keine Lust, vernünftig zu sein. „Die Algebra ist mir zu trocken," sagt er; „ich muß etwas haben, das mir mehr zum Herzen spricht." „Sehr übel!" brummt der Alte in seinen dünnen Bart; „der Prinz hat entdeckt, daß er ein Herz hat." Um nun diese Entdeckung wenigstens nicht weiter gedeihen zu lassen, sperrt er den Prinzen in den höchsten Thurm des Generalife ein. Natürlich langweilt sich der Prinz da oben, bis Eben Benabben auf den Einfall kommt, ihm die Vogelsprache zu lehren, welche ihm von irgend einem salomonischen Sprößling überkommen ist. Der Prinz macht reißende Fortschritte in dieser neuen Sprachmethode und versucht sie alsbald an einer Eule, einer Fledermaus, einem Habicht und einer Schwalbe, den einzigen Vögeln, die den Thurm bewohnen. Aber keiner von ihnen sagt ihm zu, er versinkt in seine alte Lethargie, gähnt am Morgen, gähnt am Abend und verlebt so seine einsamen Tage. Während dem ist der Frühling auf die Vega zurückgekehrt, und als Ahmed eines Tages mit der Sonne ans Fenster tritt, flöten und zwitschern tausend Stimmen im Thale: Liebe! Liebe! Liebe! Der Prinz hört mit stummem Erstaunen diesen Ausbruch der allgemeinen Wonne und eilt seinem Lehrer mit der Frage entgegen: „O, Eben Benabben! Du hast mir schon so viel gelehrt, sage mir nun auch, was Liebe sei." Und während der Alte über diese wunderbare Frage Mund und Ohren aufsperrt, klingt es in den süßesten Tönen herauf: Liebe, Liebe, Liebe! „Gott ist groß!" ruft der Mentor; „wer möchte dies Geheimniß verhüllen, wenn selbst die Vögel es ausplaudern?" Doch der Prinz kennt nur den Namen, nicht die Sache. Der Alte macht ihm also eine gräuliche Beschreibung von der Liebe, und sich selber dann so schnell als möglich aus dem Staube, um nicht noch mehr gefragt zu werden. Ahmed wandert indessen von der Eule zur Fledermaus, vom Habicht zur Schwalbe. Umsonst! Ueberall hört er das alte Lied: „ich weiß nichts von dem Dinge, das Liebe heißt." So liegt der arme Ahmed noch eben so unwissend, aber um ein gutes Theil trauriger, eines Morgens auf dem Divan und horcht auf die zärtlichen Laute der Vögel: da flattert, von einem Habicht verfolgt, ein Täubchen herein und birgt sich an seiner Brust. Eine Taube und ein Jüngling in Ahmed's Lage — man kann sich leicht denken, wozu dieses tête à tête führen muß. Es führt auch wirklich zu einer breiten Definition

der Liebe, welche nach der Aussage der Taube „die Qual von Einem, das Glück von Zweien, der Streit und die Feindschaft von Dreien" ist. Eine reizende Erklärung, welche den Eindruck auf den zärtlichen Ahmed auch keineswegs verfehlt. Ganz belehrt über diesen wichtigen Gegenstand, aber auch ganz Wehmuth und Sehnsucht, giebt der Prinz dem Täubchen die Freiheit wieder, um kein liebendes Wesen zu betrüben. Mit schnellen Fittichen senkt sie sich in das blühende Thal und mischt ihre Stimme in den allgemeinen Jubel. Traurig sieht der Prinz ihr nach, traurig horcht er auf die schwellenden Töne: Liebe! Liebe! Liebe! Ach, armer Jüngling! er versteht jetzt diese Töne.

Eben Benabben, der die Unmöglichkeit einsieht, noch länger den Geheimnißvollen zu spielen, erzählt ihm nun auch die Prophezeiung, die Vorkehrungen, um sie unschädlich zu machen, und endlich die Drohung des Königs. Der Prinz willigt aus Liebe zu dem Alten ein, seine wichtige Entdeckung geheim zu halten. Als aber die treue Taube mit der Beschreibung einer wunderschönen Prinzessin wiederkommt, die sie irgendwo gesehen hat, ist Lehrer und König vergessen, der Prinz bekritzelt einen Bogen mit Versen, schreibt noch überdem einen äußerst kläglichen Brief und übergiebt dies Alles mit der Aufschrift: an die unbekannte Schönheit, der gefälligen Taube, die sich denn alsbald auf die Flügel macht.

Mit glühender Ungeduld erwartet er ihre Rückkehr, die sie ihm diesmal ungebührlich zu verzögern scheint. Da flattert sie endlich in sein Gemach, aber ein tödtender Pfeil hat sie getroffen, und zu seinen Füßen verhaucht sie die sanfte, liebende Seele. Um ihren Hals aber trägt sie ein Bild, dessen himmlische Züge sogar noch das Ideal des Prinzen übertreffen und zugleich ein so glühendes Verlangen in ihm erregen, daß er am Leben verzweifelt, wenn er die Prinzessin nicht finden kann. Er entflieht also in der Nacht aus dem Generalife, in Begleitung der Eule, die er mit Mühe dazu vermocht hat, sein Wegweiser zu sein. Der erste Ruheplatz ist Sevilla; dort weist ihn ein alter Rabe, der Chiromantie versteht, nach Cordova zu einem Papagei. Dieser endlich entdeckt ihm: das Urbild des schönen Portraits sei Aldigonda, die Tochter des christlichen Königs zu Toledo. Der Prinz bittet auch den Papagei um seine Begleitung und langt endlich mit seinen kuriosen Reisegefährten und nach vielen Aergernissen in Toledo an. Der Papagei dient als Gesandter bei der Prinzessin und bringt Ahmed die Versicherung ihrer Liebe, zugleich aber auch minder angenehme Nachrichten. Derselbe Stern, der über den Prinzen verfügt hatte, bestimmte auch Aldigondas Schicksal; vor dem 17. Jahre soll auch sie die Liebe nicht kennen lernen. Dieser Zeitraum ist nun verflossen; viele Prinzen haben, ohne sie zu sehen, um sie geworben; ihr Vater, um keinen zu beleidigen, hat für den nächsten Tag ein Turnier veranstaltet, und der Prinzessin Hand soll der Preis des

Siegers sein. Aber ach, Ahmed kann weder kämpfen, noch hat er Waffen. Armer Prinz! Was hilft ihm nun die Algebra? Glücklicherweise weiß die Eule Rath. In einer nahen Höhle ist das Vermächtniß eines maurischen Zauberers, bestehend aus einer Rüstung und einem verzauberten Rosse. Nur ein Moslem darf sie brauchen und auch der nur von Sonnenaufgang bis Mittag. Ahmed sucht die Höhle, verwandelt sich in einen herrlichen Ritter und erscheint unter dem Namen des „Liebespilgers" vor den Schranken. Aber sie bleiben ihm verschlossen; als Maure darf er nicht um eine christliche Prinzessin werben. In Wuth gesetzt, fordert er einen der Mitbewerber zum Zweikampf. Ein Stoß mit der magischen Lanze und sein Gegner liegt am Boden. Aber, o Jammer, nun läßt sich das verzauberte Roß nicht mehr zügeln. Wüthend trägt es den Prinzen auf dem Kampfplatz umher, die Lanze wirft Alles nieder, der König selbst liegt im Sande, und erst als die Sonne die Mittagshöhe erreicht, kehrt der Held wider Willen in die Höhle zurück. Dort sitzt er nun, trübe und einsam, bis ihn die Nachricht von der tödtlichen Krankheit der Prinzessin aus seinem Hinbrüten aufschreckt. Aldigonda ist in den höchsten Thurm der Burg gebracht worden, weist alle Nahrung von sich, und der König, in dem Wahn, sie sei bezaubert, bietet das kostbarste Kleinod der Schatzkammer für ihre Heilung. Ahmed, der von der Eule erfahren hat, daß sich auch der Teppich Salomons darin befinde, begiebt sich, als Beduine verkleidet, zum Könige und verspricht, durch Musik den Zauber zu bannen. Er wird in Aldigondas Nähe geführt und singt, nachdem er einige klagende Weisen auf der Flöte geblasen hat, die Strophen, in denen er seine Liebe erklärte. Die Prinzessin lauscht mit Entzücken, sanfte Thränen entströmen ihren Augen, und als der Sänger zu ihr gebracht wird und sie in seinen Augen die Bestätigung ihrer schönen Ahnung findet, da glühen ihre Wangen in seligem Erröthen, und schöner, blühender als je steht sie vor dem Könige. Dieser erhebt den Prinzen bis in den Himmel, ernennt ihn zu seinem Leibarzt und heißt ihn seinen Lohn selbst bestimmen. Ahmed bittet nur um den Teppich. Er empfängt ihn, breitet ihn unter der Ottomane der Prinzessin aus, setzt sich zu ihren Füßen und spricht: „Wer mag hindern, was in den Sternen geschrieben steht. Wisse, König, daß ich der Liebespilger bin, daß Deine Tochter und ich uns lange schon liebten, und daß dieser Teppich uns beide nach Granada bringen wird." Und während noch alle wie versteinert stehen, bewährt der Teppich seine wunderbare Eigenschaft und schwebt mit den Liebenden ganz gemächlich zum Fenster hinaus. Der König folgt etwas langsamer und langt mit einem gewaltigen Heere vor Granada an. Dort aber besinnt er sich eines Bessern, schmaust und turnirt mit dem Schwiegersohne, und zieht endlich nach

Toleda zurück, wo ihn seine Kinder vermöge ihres Teppichs wahrscheinlich oft besucht haben werden.

Das war die Geschichte, nun meine Scene.

Prinz Ahmed (am Fenster). Wie still und ruhig Alles liegt, wie sanft
Die Nacht von den Gefilden Abschied nimmt!
Die letzten Sterne senden ihren Schimmer,
Der letzte Traum begrüßt die Schlummernden,
Und an den Bergen dämmert schon der Morgen. —
(Er sieht tiefsinnig hinaus; dann lebhaft:)
Und du, was willst du, ungestümes Herz,
Mit deinem heißen Klopfen? Siehst du nicht,
Wie Alles rings in sel'gem Frieden schwelgt?
In jedem Pulsschlag der Natur ist Ruhe,
Warum nicht auch in deinen Adern? Ach!
Das kleinste Wesen fühlt der Ruhe Zauber,
Aus meiner Brust allein ist er verbannt.
(Nach einer Pause, wehmüthig:)
Warum so schnell dahin, du schöne Zeit,
Wo ich noch wandelte in kühlen Schatten,
Wo mich die Sonne weckte unter Blüthen,
Wo mich der Mond am Rand der Quelle fand
Und schöner wiederstrahlte aus den Wellen?
Da war ich doch noch glücklich, — zwar auch traurig,
Doch in der Traurigkeit lag sanfter Reiz;
Es war ein seltsam liebliches Gefühl,
So eine Dämmerung von Schmerz und Lust.
Sie wiegte freundlich meine Seele ein
Und gab mir Thränen — wundersüße Thränen,
Ich mochte nichts so gern, wie einsam weinen,
Es war so süß — jetzt wein' ich nicht mehr so. —
Jetzt bin ich ganz allein, jetzt bin ich fern
Von meinen holden Blumen, fern von dir,
Du meine zarte, schlanke Thränenweide,
Die ich so oft im Abendglanz bekränzt
Mit Immergrün und schmachtenden Violen.
Mein alter Lehrer hat mich jetzt hier in
Den alten Thurm gesperrt; doch nein, der Thurm
Ist eben noch nicht alt, ist aber doch
Entsetzlich öde. Auch die Vogelsprache
Kann mir hier oben kein Vergnügen geben;
Die wenigen Vögel, die den Thurm bewohnen,
Die sagen mir nicht zu. Die Eule sitzt
Den ganzen Tag im Loch und spricht gelehrt

Von Metaphysik und Algebra, und
Das hab' ich satt gekriegt bei meinem Lehrer.
Die Fledermaus zankt auf die ganze Welt;
Der Habicht rühmt fortwährend seine Thaten
Voll Raub und Mord; die Schwalbe endlich hat
So vielerlei zu thun und zu besorgen,
Daß sie mir kaum noch guten Morgen sagt.
Und damit sind sie all'. Die kleinen Vögel,
Die sonst in jenen duft'gen Laubgehängen
Mit ihren Liedern mich in Schlaf gesungen,
Die bleiben lieber unten bei den Blüthen;
Bis hier herauf wagt keiner seinen Flug
Und keiner bringt mir Kunde aus dem Thal.

(Er nimmt die Guitarre.)

Nur du allein bist mir zurückgeblieben
Von allen Freuden, die ich schon verlor,
Du liebliche Guitarre! Oft hast du
Mit deinen langen, zitternden Akkorden
Der Stimme Beben mir begleitet, hast
Die Nacht begrüßt und meiner Thränenweide
Von meiner süßen Gluth gesagt. Jetzt komm'
Und gieb mir deine vollsten Töne. Laß
Sie leis' dem Morgenroth entgegenschwellen
Und meiner Brust den Frieden wiederbringen! —

(Er phantasirt eine Weile in sanften, schwermüthigen Akkorden. Während dem wird es draußen heller, und man sieht das Morgenroth emporflammen. Ahmed hält einen Augenblick inne, beginnt dann ein langsames Vorspiel und fällt endlich mit dem Gesange ein:)

Soll ich nie mein Herz verstehen,
Seine Sehnsucht nie ergründen,
Nimmer die Erfüllung finden,
Ewig arm und einsam stehen?
Ach, vergehen
Möcht' ich in den leisen Tönen,
Niedertauchen
In die Flut,
In mich saugen
Morgengluth,
In die Lüfte mich erheben,
Zu den stolzen Höhen schweben,
Wo die goldne Wolke ruht.
Und woher dies mächt'ge Sehnen,
Dieses volle, heiße Leben,
Dieses Ringen, dieses Streben?
Und was macht mich denn so trübe?

Welcher Mangel weckt im Herzen
Mir die tiefen, süßen Schmerzen?
Ach, was fehlt mir?

Tausend Vögel singen im Thale:

Liebe! Liebe!

Ahmed. Was war das? Welch ein wunderbarer Ton!
O daß ich ihn noch einmal hörte, daß
Er ewig, ewig mir im Herzen bliebe!
O nur noch einmal —

Die Vögel, ihn unterbrechend:

Liebe! Liebe! Liebe!

Ahmed. Ha, welche Lust in diesen Tönen! Liebe
Und immer wieder Liebe!

(Während dieser Rede tönen bald hier, bald dort die Stimmen:)

Rings umher
Aus tausend Kehlen ringt es sich empor,
Und alle Stimmen schmelzen in einander
Zu einem lauten Jubelklange.

(Das Geschmetter hört auf und die Nachtigall allein flötet:)

Liebe!

Ahmed. Das ist die Nachtigall, so hab' ich sie
Noch nie gehört. Wie ihre Stimme bebt!
Und dieses leise, innige Verhallen,
Als wollte sie mit diesem einz'gen Laut
Die Seele hauchen in die duft'ge Rose,
Auf der sie ruht. — Nein —

Die Vögel unterbrechen ihn:

Liebe! Liebe! Liebe!

Ahmed. Ja, Liebe! Welche Himmelsmelodie
In diesen Sylben! Welch ein Zauber hat
In diesem einen Worte sich gefangen!
Ja, Liebe, ewig Liebe! Liebe muß
Der Erde ganze Seligkeit umfassen.

(Er breitet entzückt die Arme aus; plötzlich schwermüthig:)

Doch, ach, für mich klingt dieser Laut vergebens —
Ich kann ihn nicht verstehen, weiß nichts von
Dem Dinge, welches Liebe wird genannt.
Mir ist der holde Name nur ein Räthsel,
Ein dunkles Räthsel. Und warum nur mir?
Die Vögel wissen es doch alle; was
Verschweigt man mir allein denn so was Schönes?

(Verdrießlich:)

Das hab' ich nun von meinem alten Lehrer;
Da plagt er mich mit seinen trocknen Zahlen

Und sagt mir nichts von Liebe. 's ist zu arg!
Zu toll! Ich muß mich vor mir selber schämen,
Daß ich so dumm in diesem Stücke bin;
Er soll mir auch gewiß — doch still, da kommt er!

Gegen Abend.

Ich sagte Ihnen von einem Gedicht, in das ich ein Notturno übersetzt. Da haben Sie das gedichtete Notturno. Es hat einen eignen Klang — das macht, es ist Ton für Ton der Musik nachgedichtet.

Heimlich im Dunkel erglänzen die Sterne,
Darf auch der Sänger verschwiegen dir nahn?

Lieblich sind Lieder im Dunkeln, und gerne
Will ich die Grüße des Sängers empfahn.

Ach, mit wie heißer, verlangender Klage
Rief ich die schöne, verschweigende Nacht!

Und doch ist reicher die Erde am Tage,
Blühend und glühend in sonniger Pracht.

Kann dich das bunte Getümmel denn freuen?

Sollt' es der Tag und der Frühling denn nicht?

Aber doch bist du dann ferne dem Treuen?

Ferne, wenn Alles von Treue nur spricht?

Wär' es denn wahr, daß mein Bildniß dir bliebe?

Denkst in der Nacht an die Sonne du doch.

Sprächen die Blumen denn —

Worte der Liebe.

Ach, und für wen?

Und das frägst du mich noch?

Ha, und die Nacht, sie soll Stunden nur währen,
Wo solch Geständniß mich flammend durchbrennt?

Schöner verklärt sich das Glück durch Entbehren,
Selig, wer Sehnsucht und Hoffnung noch kennt.

Sehnsucht! Sie kann uns die Seele zerreißen
Hoffnung? Wie lockt sie und täuscht dann so oft!

Wenn ich dir leis' eine Rose verheißen,
Sprich, hast Du je dann vergebens gehofft?

Zürne nicht länger — nicht will ich mehr klagen,
Hoffend begehr' ich die Rose von Dir.

Würdest du zweifeln, ich würde versagen,
Nun Du vertraust, empfange sie hier.

Süße, die Stunde gebietet zu scheiden.
Aber ich scheide mit ruhiger Brust.

Glaube mir, Trennung ist himmlisches Leiden.
Denn sie gewähret des Wiedersehns Lust.
Dunkelt und duftet und dämmert es wieder —

Blick' ich auch wieder zum Fenster hinauf.
Tönen aufs neue die sehnenden Lieder —

Blüht wol aufs neu' eine Rose hier auf.

Come vi piace, Signor? Ich hatt' einmal die Idee, ein ganz Buch Notturnos zu dichten. Nachtschilderungen hab' ich auch mehrere gedichtet — vielleicht schick' ich Ihnen morgen einige davon. Jetzt **Addio.**

An Elise F.

Den 8ten.

Und so neigt sich das Jahr.

Früher, als sonst. Wir sahen heute nach acht Tagen wieder warmen goldenen Sonnenschein — wir saßen in ihm, in den Mittagstunden, und sahen durch die Bäume hinaus in die Ferne.

Der Wind wehte vorüber, und ohne den Sonnenschein wäre es kalt gewesen.

Die Bäume werden immer durchsichtiger, nur die Silberpappeln und die Lerchenbäume werfen noch ihren vollen ernsten Schatten auf den Rasen.

In der Luft ist es still von Vögeln. Die Knospen, die noch an den Oleanderbäumen sind, werden nicht mehr aufblühen. Abendwerden, — Elise, kommt leise über uns — schauert Ihnen davor? Ich suche mit ruhigem Blicke hineinzusehen — es muß Abend werden, am Tage, im Leben, in der Liebe, — im Jahre denn auch. Wenn nur zugleich mit jedem Abendwerden Sterne anfingen zu glänzen, die Zukunft, Ferne, Himmel versprächen! Ich wünsche Ihnen, daß in dem Abend dieses Jahres noch Tage wie purpurne Gewölke schweben mögen. Wünschen Sie mir dasselbe. Purpurne Gewölke leuchten noch wunderbarer in der Dämmerung, als im Tageslichte — Tage, die hell von einem Glücke sind, werfen wunderbare Strahlen in der dunklen Zeit der Natur. Erscheinen Diamanten nicht am prachtvollsten auf schwarzem Grunde? Die Zauber des Feuers können nur in der Nacht entzücken. Ja, glauben Sie mir, wenn die Bäume laublos im Nebel stehen, auf den Feldern kein Glanz ruht, auf dem Wasser keine Strahlen schiffen, durch den Wald keine Lichter schweben, dann sehen wir ein Glück entzückter an, fühlen seinen Athem wärmer, sind seliger in seiner Nähe, als wenn Erde, Gewässer, Gehölz, Luft, Ferne und Nähe, Alle uns bitten, von tausend Schönheiten zu trinken. Aber freilich, wenn die Spitze eines Stahles im Herzen zurückgeblieben ist, dann fühlen wir auch nie deutlicher seine Kälte, als wenn die Gluth der Natur uns umflammt.

Ich bin müde, Elise; küssen Sie die Kinder für mich und denken Sie meiner.

An Elfriede von M.

Den 9ten.

Nun hab' ich schon den ganzen Sommer nichts von Dir gehört, signora mia stimatissima. Das beunruhigt mich gerade nicht, denn wäre Dir etwas Uebles begegnet, so würde ich es erfahren haben; aber ich frage jetzt doch an, wie es Dir geht.

Eine Befriedigung hast Du in diesem Sommer gehabt, das weiß ich, den guten Fortgang der Tiedge-Stiftung. Du hast dafür mit Eifer gewirkt, eigentlich die Sache erst in Gang gebracht — ich — habe zugesehen. „Ja," wirst Du ein bischen wegwerfend sagen, „dergleichen ist für Dich nichts." Du hast Recht — ich freue mich poetisch, wenn Blumen gedeihen, aber sie pflegen kann ich nicht. Ich freue mich wahrhaft, wenn etwas Gutes entsteht, aber Hand anlegen, Hindernisse aus dem Wege stoßen, Uebelwollenden ruhig entgegentreten — das kann ich nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Jetzt kann ich noch weiter nichts, als liebhaben und dichten; wenn man meint, da sei ich eigentlich ein sehr unnützes Geschöpf, so muß ich das demü-

thig anhören und mich damit trösten, daß die Blumen eben auch nichts thun, als blühen.

Wie ich diesen Sommer eigentlich verlebt habe? Ich nenne einige seiner Monate prosaisch, andere poetisch. April — ich nehme die ganze grüne Jahreszeit im Gegensatze zur braunen — also April und Mai waren prosaisch, Juni und Juli poetisch, August sehr prosaisch, September ziemlich poetisch. Vom October weiß ich es noch nicht. Du siehst, im Ganzen kann ich zufrieden sein.

Was ich Dir sagen muß — ich las Sakontala wieder.

Wir haben genug mit einander über diese Dichtung geschwärmt, es ist aber auch eine unsägliche Schönheit in ihr. Eine weiche, ruhige, süße, dämmernde Schönheit, wie indische Blumen und indische Frauen sie haben müssen. Schon der Anfang — wie bewegt er die Seele gleich gedämpfter und feierlicher Musik! Wir sehen den heiligen Hain, in welchem der König Duschmanta die Antelope schont, vom Wagen steigt und seinen königlichen Schmuck abnimmt. Diese Ehrfurcht des mächtigen Königs vor dem Heiligthum stimmt uns ernst, zu einer Sammlung, in welcher wir jede erscheinende Schönheit der Dichtung ganz empfinden. Sakontola erscheint zuerst, mit ihren beiden Freundinnen. Von einer Nymphe einem Könige geboren, hat sie vom Himmel den Blick ihrer Augen, von der Erde den Reiz ihrer zarten Gestalt. Erzogen von dem ehrwürdigen Einsiedler Kanna in dem heiligen Hain, liebt sie die Blumen, die Bäume, die zahmen Thiere, Alles, was in dem Heiligthume geschützt wird, wie sie selber. Wie anmuthig spricht diese Liebe sich nicht in ihrem ganzen Betragen aus, wie reizend ist nicht das ganze Gespräch der Mädchen. Und Duschmanta lauscht und liebt mehr mit jedem Augenblicke. Aber wenn Du denkst, daß ich Dir hier die ganze Sakontala vorschwärmen werde, so irrst Du sehr, mia cara. Ich befehle Dich vielmehr in den Schutz des Humors und bitte Dich nur noch, mir bald zu schreiben.

Den 9ten.

Sie warten auf das Notturnoheft? Das steht Ihnen frei. Warten Sie. Ob Sie es bekommen werden — das ist eine andere Sache. Heute wenigstens nicht — heute erhalten Sie etwas ganz Unerwartetes. Glauben Sie wol, ich habe Humor? Nicht den feinen und zierlichen — den haben Sie schon kennen gelernt — aber den ganz kecken und unbefangenen? Hier geb' ich Ihnen den Glauben in die Hand, indem ich zugleich bemerke, daß die Geschichte, welche im letzten Gedichte erzählt wird, wirklich vorgegangen ist.

Liebchen, bist Du nicht am Fenster?
Komm', ich bin es, der da wacht.
Nur Verliebte und Gespenster
Halten aus in solcher Nacht.
Ohn' Erbarmen, ohne Gnade
Fällt der Regen in den Schnee —
Hochromant'sche Serenade!
Himmlisch süßes Liebesweh'!

Wären wir im Land der Mandeln
Und der Feigen, weich und süß,
Glaub' ich gern, daß es sich wandeln
Unter Deinem Fenster ließ';
Aber hier, bis an die Wade
Festgerammt in Schmutz und Schnee -
Hochromant'sche Serenade!
Himmlisch süßes Liebesweh'!

Und so lang' ich auch schon harre,
Blickst Du nicht einmal heraus?
Nein, da bleibe nur ein Narre,
Ich als Kluger geh' nach Haus';
Einsam auf stockdunklem Pfade,
Unterm Regen, durch den Schnee —
Hochromant'sche Serenade!
Himmlisch süßes Liebesweh'!

„Komm, daß ich ein Geheimniß
Dir heimlich anvertrau':
Die Sterne, die sind golden,
Der Himmel, der ist blau,
Der Klugen, der sind wenig,
Der Dummen, der sind viel,
Die Schaafe haben Wolle,
Die Blumen einen Stiel."

Er ging und sagt' es weiter,
Und sagte ganz genau:
„Der Himmel, der ist golden,
Die Sterne, die sind blau,
Der Dummen, der sind wenig,
Der Klugen, der sind viel,
Die Blumen haben Wolle,
Die Schaafe einen Stiel."

Ein Fräulein Gans flog über Land;
Frau Ente, die mit ihr verwandt,
Sie eingeladen hatte.

Alsbald beginnt der laute Ball
Bei Pauken- und Trompetenschall —
Die Gans tanzt auf ihr Bestes.

Da bittet ein galanter Specht,
Daß ein Gedicht sie machen möcht'
Von dem, was sich begeben.

Flugs schreibt sie eine Recension —
Wie die geworden, kann man schon
Sich ohne Schild'rung denken.

Das unglückselige Produkt
Wird rings beschnattert und beguckt
Und Alles schreit nach Kräften.

Denn Alles, was im Liede steht,
Wird mißverstanden und verdreht,
Und Keiner ist zufrieden.

'nen kürzern Schnabel will der Specht
Der Amsel ist es auch nicht recht,
Daß sie soll Amsel heißen.

Der Dompfaff findet's sonderbar,
Daß er einmal ein Gimpel war,
Die Krähe mag nicht krächzen.

Mit einem Wort: die arme Gans
Verwünscht Gedicht und Specht und Tanz,
Und damit ist's zu Ende.

Den 10ten.

„Das Dasein öd', die Poesie verloren,
Verschlungen von der Hast gemeinen Strebens,
Erdrücket vom Erbärmlichen des Lebens,
Ein leerer Schall für Herzen und für Ohren!

„Erloschen all' die hellen Dichtersonnen,
Kein neu' Gestirn die trübe Dämm'rung lichtend —
Ja wohl hat jetzt, verhöhnend und vernichtend,
Die kalte Zeit der Wirklichkeit begonnen."

So hört' ich's klagen aus zerfall'nen Mauern,
Und als ich näher trat, da sah ich bleiche
Gestalten, denen gleichend, die da trauern
An einer schönen früherblich'nen Leiche.

Sie sahen, als sie meinen Tritt vernommen,
Mich schweigend an, gleichwie aus düstern Oden;
Ich aber sprach: „ich bin mit Trost gekommen!"
Und setzte mich, anschickend mich zum Reden.

Sie sprachen: „kannst Du Todte auferwecken?
Kannst Du dem blonden Lockenhaar befehlen,
Den bleichen Schädel wieder zu bedecken,
Erlosch'nen Augen neu sich zu beseelen?"

Ich sprach: „so Hohes ward mir nicht gegeben,
Doch hätt' ich auch solch Wissen mir erworben,
Wie sollt' ich denn die Poesie beleben
Aufs neu', da sie ja niemals noch gestorben?

Sie sprachen: „haben wir nicht selbst gesehen,
Wie sie vergebens ausgestreckt die Hände,
Ob sie nicht irgendwo Erbarmen fände,
Und Alle kalt und fremd sie ließen stehen?

„Wie dann mit leisen Tritten, bleich, ermattet,
Im Arm die Cither, ihre letzte Habe,
Sie hingewankt zu eines Dichters Grabe,
Und dort der Lorbeer sie im Tod umschattet?"

Ich aber sprach: „habt ihr sie nur gefunden
In Büchern, in Gedichten nur gesehen,
Ist an der Dichter Leben sie gebunden,
Dann ist sie sterblich und kann untergehen.

„Ich aber sag' euch dieses: nicht in Worten
Allein wird sie gegeben und empfangen,
Frei wie die Sonne glänzt sie aller Orten,
Und bleiben wird sie, bis die Welt vergangen."

Und weiter sprach ich: „könnt ihr sie nicht finden
Im rothen Glanz des Morgens, der da aufgeht?
Und wenn die Wetterwolke schwarz heraufweht,
Seht ihr sie da nicht schweben? O ihr Blinden!

„Ich sag' euch dies: so weit der Himmel blauet,
Und unter ihm die Meerflut brauf't, so ferne
Noch Pflanzen stehn und über ihnen Sterne,
Da ist auch sie. Doch kommet selbst und schauet."

Sie folgten mir, und als hinaus wir traten,
Da standen wir an einem Bergeshange,
Und vor uns lag, im Sonnenuntergange,
Das weite Thal mit Wiesen und mit Saaten.

Noch grünten sie; der Lenz war kaum erschienen,
Und festlich standen, dieser Rückkehr Boten,
Die Blüthenbäume da im Feurigrothen,
Denn trunken hing der Abend über ihnen.

Da blickt' ich jene an; sie aber sprachen:
„Du hast uns aufgeweckt aus bösem Traume;
Wir waren Thoren, daß vom Lebensbaume
Wir nur die grüne bitt're Frucht uns brachen.

Denn goldne glänzet noch am reichbelaubten,
Und Düfte noch aus tausend Blüthen rinnen,
Die Dryas aber, welche webt von innen,
Das ist die Poesie, die todt wir glaubten."

Ein poetisches Glaubensbekenntniß, welches ich vor einigen Jahren schrieb, und das ich Ihnen heute sende, weil ich hoffe, es ist auch das Ihrige. Damals schickt' ich es meinem Freunde Karl Winkler, der Jahre hindurch so freundlich Alles las, was ich kritzelte. Ich bat

ihn um einen Namen für das Gedicht; er schrieb mir: er habe es getauft, aber nicht wie. So weiß ich noch heute keinen Namen dafür.

Dieses Glaubensbekenntniß hat ein großes Verdienst, ich schrieb es aus Ueberzeugung, ohne es zu empfinden. Die Poesie, an welche ich glaubte, ich fühlte sie nicht — sie war mir verschwunden, wie die Sonne in der Nacht verschwindet.

Stunden später.

Sie haben bei den Blumen, die man in die Treibhäuser fuhr, an Italien gedacht? Unsere Oleander und Myrten stehen noch im Freien, auf der Treppe, geschützt von dem Hause, welches auch mich still und heimlich umgiebt. Aber in dieser Stille fühl' ich seit gestern wieder meine Sehnsucht nach Venedig, so lebendig, so eindringlich! Und doch möchte ich jetzt nicht mit einemmale dort sein. „Widerspruch!" Nein. In Venedig verlör' ich alle meine jetzigen Entwürfe im Meer und könnte sie nicht wiederfinden und wäre traurig mitten in dem Schauen der lang ersehnten Stadt. Nein, der Dichter liebt seine Gedanken mehr, als alle Ferne. Ich muß mich erst frei schreiben, ehe ich Venedig und Granada sehe. Darum wünschen Sie mir Gesundheit und Heiterkeit — dann bin ich in zwei Jahren frei und dann —

Jetzt wend' ich mich mit einiger Angst zu Magdalene. Ich habe ihr in den letzten Monaten kaum einen Gedanken geben können — wird sie mir nicht fremd geworden sein? Das ist eine Unruhe für die nächsten Wochen. Ich weiß, Sie werden sich mit mir freuen, wenn ich Ihnen sagen kann: „ich schreibe wieder an ihr."

Wissen Sie übrigens, daß ich diesen Stoff schon seit fünf Jahren in Gedanken habe? Erst wollt' ich eine poetische Erzählung daraus machen, dann eine kurze, frappante Novelle, nun endlich soll ein Roman daraus werden. Das angefangene Gedicht fand ich heute unter meinen Papieren und schick' es Ihnen. Ist wol eine Ahnung des Romans darinnen? Wie solche Gedanken sich verwandeln!

Im Saale des Patriziers war Licht —
Die d'rinnen lachten, sah'n das Dunkel nicht,
Und dennoch starrt' es riesengroß herein
Und saugte gierig an dem Kerzenschein,
Und drängte dann sich enger an das Haus,
Allein die Frohen sahen nicht hinaus.

Desgleichen sah'n sie auch den Kummer nicht
In jenes Mannes bleichem Angesicht,
Der in dem lauten Jubel schweigend stand,
Ins Leuchtende den düstern Blick gewandt.
Und dennoch zuckten seine Brauen, und
Zum Fluch in sich hinein preßt' er den Mund,

Und Alle kannten allzuwohl sein Leid —
Doch war ja diese Nacht der Lust geweiht.

Fern aus der reichen Stadt am nord'schen Meer
Zu grüßen ihm Verwandte kam er her;
Bald hatt' ihn eine Jungfrau, nicht verwandt,
Doch theurer ihm, denn Alles, hier gebannt;
Getroffen hatt' ihn, sicher, wenn auch spät,
Was er so oft verspottet und verschmäht,
Und all' sein Stolz und all' sein kalter Sinn
Fiel machtlos jetzt vor einem Mädchen hin.

Und sie — empfand mit stärkerm Herzensschlag,
Daß solch ein Mann zu ihren Füßen lag.
Er war nicht schön, allein er war ein Mann
Mit jenem Blicke, der gebieten kann,
Mit jener Stimme, welche tief bewegt,
Wenn sie sich schmeichelnd an die Herzen legt,
Und wieder furchtbar ahnungsvoll durchdringt,
Wenn sie hervor aus innerm Toben klingt.

Noch, kaum erst Mann geworden, war er jung,
Doch trug sein Antlitz Spuren schon genung
Von manchem Sturme, den er durchgekämpft,
Von manchem Brand, der mit Gewalt gedämpft.
Und doch hatt' er vom Unglück nie gewußt,
Nein, was ihn quälte, kam aus seiner Brust.
Dort brauf'ten oft die Zweifel wild empor,
Daß fast sein Geist den Ankergrund verlor;
Dort lodert oftmals auf ein wilder Haß,
Wenn Schlechtes rings geschah ohn' Unterlaß;
Und ward der Sturm auch still, gelöscht die Gluth,
Die Ruhe, die dann folgte, war nicht gut;
Denn wo, ein Schiff, das weiß besegelt fliegt,
Noch kaum sich eine Hoffnung froh gewiegt,
Da war es dann mit einem Mal wol leer,
Und düster lag's wie Trümmerschutt umher.

Doch als in seines Herzens öde Nacht
Die Jungfrau plötzlich trat in ihrer Pracht,
Der Sonne gleich, die täglich fort und fort
Zweimal der Sonne sagt das große Wort:
Es werde Licht! und nun sein ganzes Sein
Zum ersten Mal entflammt von diesem Schein,
Zum ersten Mal von diesen Gluthen trank,

Da legte sich der Sturm, die Woge sank:
Es zogen, die zurück sonst trieb der Graus,
Die Hoffnungen nun wieder freudig aus,
Und jede kehrte freudig auch zurück,
Und jede neue bracht' ein schöner Glück,
Bis, gleich wie sich der Himmel ganz enthüllt,
Sich auch die letzte, herrlichste erfüllt.

Die Hoffnungen sind falsch; wer ihnen glaubt,
Der hängt das Schwert sich selber über's Haupt,
Das mitten in der Trunkenheit der Lust
Das Haar zerreißt und trifft die Brust der Brust.

Ihn traf es auch. Sie hatt' ihn nicht geliebt;
Der Stolz, sich nur dem Höchsten, das es giebt,
Zu unterwerfen, welchen wol der Mann,
Doch nimmermehr das Weib besiegen kann,
Der hatt' auch sie verleitet und bethört,
Daß sie des Herzens Stimme überhört,
Daß sie's nicht achtete, wenn stets aufs neu'
Bei seinem Nah'n es zuckt' in banger Scheu,
Und niemals sich vor ihm erschließen konnt',
Wenn er's mit Liebesblicken übersonnt,
Und nie, wie heiß sein Händedruck gefleht,
Mit jenem Schlag erwiedern, der versteht.

Doch als, im Angesichte bittern Gram,
Ein Freund aus ihrer Kindheit wiederkam
Und vor sie hin mit einem Blicke trat,
Der traurig frug: warum sie das ihm that?
Als nun, da erst an eines sie gedacht,
Erinnerungen tausendfach erwacht,
Als sie gefühlt, was eine Braut nicht darf,
Und dann den Blick auf den Verlobten warf:
Da stand es plötzlich vor ihr kalt und klar,
Daß niemals noch sie dieses Mannes war,
Daß sie an ihn gekettet sich zur Pein,
Daß sie gelogen, ohne falsch zu sein,
Und daß sie, gelt' es selbst ein schimpflich Flehn,
Frei müsse werden, oder untergehn.

Er hatte nicht gefordert solchen Preis,
Er lös'te sie und that es stumm und leis';
Dann trat er wieder still ins Leben ein
Und war mit Andern, oder auch allein.

Sie sucht' er nicht und wich ihr auch nicht aus,
Und als mit Blumen ward bekränzt das Haus
Und Alles vorbereitet feierlich,
Lud selber er zum Hochzeitfeste sich,
Und er auch war es, welcher nun im Saal
Als dunkler Schatten hob den Lichterstrahl.

Ihm gegenüber, herrlich schlank an Leib,
Ein Mädchen sitzt, fast schon gereift zum Weib;
Ein Mährchenbild, ein Wunder; völlig bleich,
Die Lippen brennend roth und kalt zugleich,
Das Haar noch schwärzer, als der schwarze Sammt,
Auf den es rollt, ein Auge, welches flammt,
Die Hand, an der sich jeder Finger spitzt
Zum Liebespfeil, nachläßig aufgestützt,
Der Paare achtlos, die vorüberziehn,
Sitzt ruhig sie und schweigt und blickt auf ihn.

Und jetzo hat auch er sie angesehn,
Sekunden sieht man ihn noch zaudernd stehn,
Dann naht er langsam, und die Hand voll Glanz
Ergreifend, führt er schweigend sie zum Tanz.

Den 11ten.

Eine Trennung ist immer ein Abgrund, der zwischen Zweien gerissen ist, und wer kann sagen: zu der Stunde werde die goldene Brücke des Wiedersehens darüber geworfen werden?

Und wenn sie auch schon darüber schwebte — kann da nicht noch im letzten Augenblicke eine schwarze Flut sich in den Abgrund stürzen — gleich viel aus welcher Nacht — und emporschwellen und die Brücke erfassen und abreißen?

Auch ein kurzes Wiedersehen ist nichts — nichts als eine Begrüßung auf schwankender Brücke, mit der Gewißheit des Abgrundes voll Flutstrudel unter den Füßen.

Später.

Die Trennung hat etwas Dämonisches, sie wirkt vernichtend durch ihr bloßes Dasein. Aus Blicken würde Seligkeit entstehen — aus Worten Entzücken aufflammen — an strahlendem Lächeln Begeisterung sich entzünden — Alles so oft, aber es kann nicht sein, weil sie da ist.

Mir kommen so düstere Gedanken, weil es draußen so düster ist.

Den Roman von Brentano, den Sie mir geschickt, ganz zu lesen, wird wol nicht möglich sein. Aber wunderschöne Stellen sind darinnen, Worte über die Natur, an denen man Bettina's Bruder erkennt.

An denen denk' ich mich noch zu erfrischen — ach, frisch genug ist es — zu erwärmen also? — Was weiß ich!

Bettina — Sie sagten einst, Sie beteten sie an, Sie können nichts Natürlicheres thun. Bettina hat eine Welt geschaffen — die ihrer Liebe. Wer hat diese Welt betreten und ist nicht entzückt gewesen von der Schöpferin? Ja, wir wollen Bettina lieben — Sie wissen, ich thue das lieber, als anbeten. Uebrigens schreib' ich Ihnen hier noch etwas Notturnohaftes hin.

Blumenschau mit der Nacht.

Nacht, die Nachtigall verstummte,
Nicht mehr klingt der Ton, der voll
Aller Süßigkeit der Liebe
Aus dem blüh'nden Flieder quoll.
Und verschmähend Dir zu leuchten,
Irret fern im Raum der Mond,
Und Du warst des süßen Tones,
Bist des goldnen Scheins gewohnt.
Aber aus dem Bann der Trauer
Um Vergang'nes mach' Dich los,
Und unhörbar, leisen Fußes,
Tritt mir nach auf Gras und Moos.
Wohl verbergen sich die Sterne
Hinterm Rund von dunklem Flor,
Aber stille Blitze treten
Leis' mit Licht daraus hervor.
Hell, wie festlich weiße Kränze,
Glänzen Ränder hier und dort,
Und so weit Du auch magst wallen,
Zwischen Blüthen wallst Du fort.
Denn die Königin des Frühlings
Stieg noch nicht von ihrem Thron,
Und die Königin des Herbstes
Steiget auf den ihren schon.
Hier, die stolze Georgine,
Oeffnend ihren reichen Schooß,
Dort die Rose, heißen Blicken
Schämig halb erschlossen blos.
Duft verströmend, leise schwankend
Steht der weißen Lilien Chor —
Blasses Gold bebt in den Lüften —
Deine Kerze steigt empor.
Fragst Du nach den Rankenblumen?
Kresse flicht den Kranz aus Gold,
Wicke langt empor, nur Winde
Hat nicht Deinen Kuß gewollt.
Wiederum zwei schlank' und hohe
Ringen lieblich, ohne Zorn,
Um den Preis der schönsten Bläue,
Glockenblum' und Ritterspurn.
Tausend Düfte haucht Reseda,
Tausend andre hat sie noch,
Und der Mais, er kann nicht duften,
Aber lieblich rauschen doch.
In den schönsten Farben aber
Prangt Dein auserkorner Mohn,
Und aus seinem Säuseln wehet
Duft'gen Schlummers Ahnung schon.
Und nun folge aus dem Garten
Mir zum Beet am Fenster dort,
Hier auch stehen Blumen, hoffend,
Lauschend auf ein Liebeswort.
Kommst Du gleich mit trübem Antlitz,
Tausendschönchen lacht Dir doch,
Ist der Frühling gleich vorüber,
Die Viole duftet noch.
Nelke, purpurroth und üppig,
Malve, purpurroth und hohl,
Brachen auf an einem Strahle —
Welcher giebst den Preis Du wol?
Sieh', Lupine schimmert golden
Bei der Fleckenblume Gold,
Sieh', Orangenblüthen leuchten
Aus den dunklen Blättern hold.

Das Gedicht ist nicht vollendet — geschlossen will ich sagen. Warum — weiß ich nicht mehr.

Nachmittag.

Wissen Sie, daß ich Ihnen Lebewohl sage?

Ja, ich schließe. Dieses ist mein letzter Brief. Ich wollte Ihnen noch einen oder zwei schreiben, aber ich hätte doch immer abbrechen müssen — überall durch die Wolken leuchten mich Ahnungen neuer Gedanken an — ich würde nicht enden können, wenn ich Ihnen die noch alle sagen wollte — darum end' ich heute.

Ich thu' es ernst. Ich hatte mich gewöhnt, so zu schreiben, Alles mit dem unbefangenen Vertrauen der Freundschaft, und ein Aufhören macht mich immer ernst.

Auch ist es mir, als säh' ich eine dunkle Wolke Sie überschatten. Wird sie sich in eine goldne verwandeln, die Sie zu einem Glücke schifft? Ich wünsch' es Ihnen.

Ich wünsche Ihnen auch Muth in diesen grauen, düstern Herbsttagen. Träumen Sie schön und erwachen Sie dann zu noch schönerer Wirklichkeit. Sag' ich Ihnen nicht ordentlich feierlich Lebewohl? Ein halbes Lächeln schwebt freilich dabei um die Lippen. Aber es ist immer ein Lebewohl.

Beim Scheiden giebt man sich Blumen. Auch ich lege in dieses letzte Blatt noch eine poetische Blume ein. Und so — **addio.**

Blätter aus dem Tagebuche eines Liebenden.

Erstes Blatt.

Einzige,
Unter dem schönen Himmel
Dieser heiligen Nacht
Wachen meine Gedanken,
Um bei Dir zu sein.

Bei Dir, wo Du schläfst,
Ungestört von meiner Sehnsucht,
Unwissend meiner Liebe,
In Deinem Frieden,
In Deiner Schönheit.

O, wie schön,
Wie himmlisch schön
Mußt Du sein im Schlaf!

Zweites Blatt.

Ich will auf Deine Schönheit blicken
Wie auf den Abendschimmer in der Flut,
Der himmlisch ist, doch unberührbar;
Wenn Du ihm folgst, da ist die Tiefe;
Doch wenn Du ruhig ihn betrachtest,
Da stillt er Dir die Seele.

Drittes Blatt.

Wer nur wehren könnte
Dem Herzen, zu begehren —
Wer nur dem Auge wehren könnte,
Daß es nicht ewig durstig hinge
An Deiner Schritte jedem —
Ich fühl's, es wird der Strudel mich
ergreifen.

Viertes Blatt.

O Deine süßen, wunderschönen Augen,
Die tiefen, dunklen Bronnen! O, mein
Gott,
Nur einen Liebesblick aus diesen Augen
Als meinen Theil vom ganzen, ganzen
Reichthum
Der Erde!

Fünftes Blatt.

Im Walde war es still,
Die Bäume alle standen wie zur Feier
Des Sonnenunterganges da.
Und ich stand mitten unter ihnen,
So schmerzbewegt, so ruhig sie.
Natur,
Ich tausche Deine Ruhe
Nicht um die Qualen meines Herzens,
Denn meine Qualen sind von meiner
Liebe.

Sechstes Blatt.

Als Du verschwunden
Der Abendröthe gleich vom grünen
Rasen —
Ich stand da lange,
Verschränkt die Arme auf der Brust,
Und blickte nieder —
Das Gras, es bebte Deinem Elfen-
tritte,
Mein Herz schlug mächtig Deinem
Gruße nach.

Siebentes Blatt.

Sei ein Mann und schweige;
Wenn Du nicht anders kannst, als lieben,
So schweige. —
Sei ruhig, wenn Du mit ihr sprichst,
Wird Dir das Herz zerrissen, lächle,
Und wenn Du wild sie an Dich reißen
möchtest,
Dann sag' ihr kalten Wortes Lebewohl.
Willst Du ein Haus verbrennen, weil
Du nicht
Als Deines es bewohnen darfst?
Willst Du aus ihrem Herzen den Frie-
den reißen,
Weil es sich nicht mit Liebe füllen darf
für Dich?
Wenn Du an Gott und an Vergeltung
glaubst,
So schweige.

Achtes Blatt.

Wenn es möglich wäre,
Wenn eine Insel dämmerte
In den Meeren der Erde,
Wo ich Dich bergen könnte,
Daß kein Auge mehr Dich fände,
Wo Du mein wärest
Das glühende, selige Leben hindurch,
Bis zum himmlischen Sterben Brust
an Brust —
Umsonst, umsonst, ich finde keine
Hoffnung.

Neuntes Blatt.

Nun hab' ich Dir es doch gesagt,
Nun ist es von den Lippen doch ge-
brochen,
Daß ich Dich liebe, ewig, unermeßlich,
Mit allem Wahnsinn eines Menschen-
herzens,
Mit Wonne, mit Verzweiflung, mit
Erhebung,
Mit Rasen, mit Entsagung, hoff-
nungslos,
Und doch mit wilden Wünschen — o
verzeihe!
Mein Herz zersprang und meiner Liebe
Worte,
Sie stürzten Dir zu Füßen sich.

Zehntes Blatt.

Erbarme Dich
Und sieh' mich nicht so bebend an,
Erbleiche nicht, wenn ich Dir nahe;

Erbarme Dich
Und werde nicht so still und traurig,
Wenn es Abend wird,
Bei dem Scheiden für eine Nacht —
Muß ich Dich auch auf ewig lieben —
Ich bin ein Mann, ich werd' es ertragen —
Du aber, zartes Rohr —
Liebe mich nicht, ich kann's von Dir erflehen.

Elftes Blatt.

Dein Kuß —
O Nacht und Sterne!
Ihr Kuß,
Freiwillig und lang,
Da brennt er auf meinen Lippen —
Luft zurück!
Ihn zu berühren willst Du's wagen?
Aber jetzt noch nach Deinem Kusse
Sollt' ich Dich lassen?
Bei allen Sternen, welche flammen, nein!
Ich reiße Dich an mich
Und trage Dich durch die Welt
In unsern Himmel.

Zwölftes Blatt.

Mein Licht
In der Nacht,
Mein Quell
In der Wüste,
Mein Duft,
Mein Strahl,
Meine schlanke, schöne Geliebte,
Meine schlanke, schöne Lilie,
Ich kann nicht sagen, wie ich Dich liebe.

Dreizehntes Blatt.

Und doch Verzweiflung,
Und dennoch Elend unabsehbar,
Denn es kann nicht sein.

Vierzehntes Blatt.

Ich werde meine Kraft zusammen nehmen
Und Deine Gegenwart verlassen.
Was soll der ew'ge, qualenvolle Kampf
Der Sehnsucht, die uns zu einander reißt,
Und der Entscheidung, welche zwischen uns,
Ein kaltes Schwert, unwiderruflich liegt?
Ich werde meine Kraft zusammen fassen
Und Deiner Gegenwart entsagen,
Und leben —
Doch erst vergieb mir, daß ich Dich geliebt.

Fünfzehntes Blatt.

Der Strom — da zieht er stolz und wallend hin;
O, daß auf ihm ein Nachen schwebte,
Daß in den Nachen ich Dich tragen dürfte,
Daß wir hinunterführen,
In das Meer, oder in den Tod,
Aber mit einander, bei einander!

Sechzehntes Blatt.

Sterben —
Als ich an meiner Brust Dich hielt,
Auf Deinen Lippen meine Lippen,
In Deinen Augen meine Augen —
Sterben —
Ich ließ Dich los, und wir lebten
Und werden scheiden.

STAATS- MUSEUM MUENCHEN

Siebzehntes Blatt.

Werde eines Andern —
Mache glücklich;
Du, Gottes schönste Blume, darfst nicht welken,
In liebeleerer Einsamkeit.

Für einen Andern, hauche Duft
Von Deinen leis' bewegten Lippen,
Für einen Andern flüst're süß
Am Abend im Gespräch der Liebe —
Mir bricht das Herz, und dennoch
sag' ich:
Mach' einen Andern glücklich.

An K. U.

Achtzehntes Blatt.

Es tagt — der Himmel flammt; in
wenig Stunden
Zum letzten Mal! O Du Erbarmender
Da oben, unter Deiner goldnen Sonne
Giebt's Tod und Scheiden, und das
Scheiden,
Das ist noch bitt'rer, als der Tod.

Den 11ten.

Der Ahorn ist ganz golden — die Blätter fallen im ganzen Walde — ich habe mein Buch geschlossen und sende es Ihnen. Ernster Kritiker, seien Sie gütig dagegen.

Ich hatte es schon lange im Sinne — konnte aber immer die Form dazu nicht finden. Endlich fand ich sie. In den Gedanken an meine Freunde schrieb ich leicht und dachte während des Schreibens auch eben nur ganz an meine Freunde. Was weiß der Dichter, wenn er dichtet, von der ganzen weiten Welt.

Frisch ist das Buch. In meinem Heim ist frischer Boden, und aus dem ist es aufgesproßt mit allen seinen Briefblättern, allen seinen Liedesblüthen — eine Waldpflanze, durch die Wind rauscht, während er von ihr Thau trinkt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von C. H. Storch u. Comp. in Breslau.

Verbesserungen.

Seite 5 Zeile 13 von oben lies Stimmen, statt Stürme. — S. 9 Z. 3 v. u. l. dichter Nähe, st. Dichter=Nähe. — S. 10 Z. 12 v. o. l. Ahorne, st. Aehren. — S. 12 Z. 14 v. u. l. um, st. vor. — S. 14 Z. 23 v. o. l. ja doch, st. jedoch. — S. 22 Z. 15 v. o. l. werde, st. würde. — S. 22 Z. 16 v. o. l. werde, st. würde. — S. 28 Z. 13 v. o. muß hinter nur „nicht" stehen. — S. 32 Z. 10 v. u. l. „angenahm" st. angenehm. — S. 33 Z. 10 v. o. muß hinter habe: „es" stehen, darauf aber hinweggedacht werden. — S. 37 Z. 12 v. u. muß hinter er: „nicht" stehen. — S. 43 ist der Schlußvers des dritten Sonettes hinzuzufügen: Denn als Erinn'rung bleibt er im Gemüthe. — S. 61 Z. 4 v. o. l. Londons st. Londens. — S. 62 Z. 2 von u. l. rufe st. ruhe. — S. 65 Z. 3 v. o. l. konnt' st. kommt. — S. 69 Z. 12 v. o. l. strömet st. strömt. — S. 71 Z. 2 v. u. l. Herz st. Henz. S. 72 Z. 19 v. o. l. im Traum st. ein Traum. — S. 75 Z. 7 v. u. kein Fragezeichen. — S. 79 Z. 4 v. u. l. Jugend st. Tugend. — S. 83 Z. 18 v. u. l. blinkten st. blickten. — S. 85 Z 6 v. o. l. Glockenblume st. Glockenblumen. — S. 85 Z. 15 v. u. l. reimlosen st. reimlichen. — S. 86 Z. 20 v. o. l. Macht st. Nacht. — S. 86 Z. 13 v. u. l. aufküssen st. auch küssen. — S. 89 Z. 16 v. u. l. an den Ufern st. an der Ufer. — S. 99 Z. 17 v. o. l. Sehnsucht st. Seele. — S. 101. Z. 12 v. u. l. Mühe st. Ruhe. — S. 113 Z. 21 v. u. l. Regens st. Morgens. — S. 115 Z. 17 v. u. l. müßten st. müssen. — S. 129 Z. 15 v. u. l. Daraoun st. Dararun. — S. 130 Z. 4 v. u. l. küßten st. küssen. — S. 135 Z. 8 v. o. l. lächelnd st. lachelnd — S. 136 Z. 17 v. o. l. schrieen st. schreien. — S. 149 Z. 13 v. o. l. Palette st. Toilette. — S. 159 Z. 16 v. u. l. so weit st. sowie. — S. 160 Z. 10 v. o. l. wundert st. wunderte. — S. 165 Z. 19 v. u. l. Tury st. Jury. — S. 179 Z. 8 v. o. l. Moose st. manche. — S. 200 Z. 6 v. u. l. nach st. nah'. — S. 200 Z. 1 v. u. l. Nordseite st. Landseite. — S. 201 Z. 3 v. o. l. Dill st. diese. — S. 202 Z. 2 v. u. l. Büchern st. Buch. — S. 207 Z. 8 v. o. l. vereinet st. vereint. — S. 212 Z. 10 v. o. l. Halt st. Halb'. — S. 216 Z. 9 v. o. l. nächt'gen st. mächt'gen. — S. 220 Z. 17 v. o. l. Latakia st. Lato=kia. — S. 220 Z. 2 v. u. l. Launen st. Laune. — S. 222 Z. 9 v. o. l. Braune st. Blaue. — S. 226 Z. 3 v. o. l. nichts anderes neu war, st. nichts anderes war. — S. 233 Z. 20 v. u. l. zu einem großen Werke st. zu einem Werke. — S. 233 Z. 3 v. u. l. wie nur eine Frau st. wie eine Frau. — S. 236 Z. 13. v. u. l. Gluth st. Glück. — S. 247 Z. 2 v. u. l. und dann — Hedwig st. denn — Hedwig. — S. 255 Z. 8 v. o. l. weine st. wei=nen. — S. 255 Z. 19 v. o. l. füllt st. hüllt. — S. 261 Z. 9 v. o. l. doch als er trat st. doch er trat. — S. 272 Z. 15 v. u. l. irrt st. trat. — S. 272 Z. 11 v. u. l. Schöne st. Töne. — S. 272 Z. 9 v. u. Punkt st. Komma. — S. 272 Z. 3 v. u. l. Fischerböte st, Fischerleute. — S. 278 Z. 22 v. u. l. leidenschaftlose st. leidenschaftliche. — S. 279 Z. 20 v. u. l. er wollte ihn wenigstens st. er wollte ihn wollte wenigstens. — S. 280 Z, 15 v. o. l. Jameson st. Jamieson. — S. 295 Z. 15 v. o. l. strichelte st. streichelte. — S. 311 Z. 1 v. u. l. Camillo's und Camillo st. Camilla's und Camilla. S. 317 Z. 20 v. o. l. rights st. nights. — S. 323 Z. 16 v. o. l. fall' st. hall'. — S. 329 Z. 15 v. u. l. besiegen st. besingen. — S. 334 Z. 4 v. o. l. Pinie st. Linie. — S. 338 Z. 11 v. o. l. Fertigen st. Fert'gen. — S. 388 Z. 4 v. u. l. der läßt sich nicht so leicht den Vor=tritt rauben st. der läßt sich nicht den Vortritt rauben.

Schriften für die Jugend und andre Werke

aus dem Verlage von **J. Urban Kern** in Breslau.

Maiblümchen. Erzählungen und Gedichte für die gebildete Jugend. Von Rosalie Koch. 8. 9 Bogen. Geh. 11¼ Sgr.

Der kleine Savoyarde. Erzählung für die Jugend, von derselben. 5 Bogen. 8. Geh. 7½ Sgr. (Aus ersterem apart abgedruckt.)

Beide Werkchen bilden treffliche, echt christliche Weihnachts- oder Festgaben für die Jugend.

Gelegenheitsgedichte für die Jugend. Von Rosalie Koch. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Petit A, B, C, contenant des phrases, des mots, des exercices d'épellation etc. par Ph. Dubieds. 1840. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Bouquet de fleurs. Recueil de fables choisies, d'idylles etc. à l'usage de l'enfance. Par Ph. Eicke, née Dubieds. 16. broché. 20 Sgr.

Zum Gebrauche in Mädchenschulen, Pensionats, für Familien auf dem Lande ꝛc. Es enthält u. A. auch viele französische Gelegenheitsgedichte, wie sie keine andere Sammlung bietet.

Behnsch, Dr. O., English made easy. Praktischer Lehrgang zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache (nach der Ahn'schen Methode). 2te verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 11¼ Sgr.

Der Umstand, daß die erste Auflage dieses Büchleins sich binnen 1½ Jahr vergriff, ist bei der großen Zahl ähnlicher Werkchen, hinlänglicher Beweis von dessen Brauchbarkeit.

The Teacher's Assistant. A Sequel to: „English made easy." Ein Leitfaden bei dem Schul- und Privat-Unterrichte der englischen Sprache. Von Dr. O. Behnsch, Lector an der Universität und Lehrer der englischen Sprache an der höhern Bürgerschule zu Breslau. 13½ Bogen. 8. Preis geh. 20 Sgr.

Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche beim Unterrichte in höheren Lehranstalten und für Freunde der Literatur. Von Karl Eitner. Erste Lieferung in gr. 4. Geh. Preis 11¼ Sgr. (Aelteste Literatur bis zu den Minnesängern 360—1350.) Das Ganze in circa 3—4 Lieferungen.)

Aufgaben für Schachspieler nebst ihren Auflösungen. Von A. Anderssen. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Dies Büchlein mit „60 Schachräthseln" wird allen Freunden des Schachspiels willkommen sein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düringsfeld, Ida von

In der Heimath Briefe eines Halbjahres vom Blätterknospen bis zum Blä
tterfallen Von der Verfasserin von 'Schloß Goczyn'

Breslau 1843

P.o.germ. 283 nu
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107463-7